

Comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin),
Hartmut Elsenhans (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig),
Wolfgang Fach (Leipzig), Eckhardt Fuchs (Braunschweig),
Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell (Leipzig),
Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig),
Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Global and European Studies Institute
Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D-04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230

Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61

E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de

Internet: www.uni-leipzig.de/zhs/comp/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €.
Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonne-
ment im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/>

Wissenschaftlicher Beirat

Gareth Austin (London), Carlo Marco Belfanti (Brescia), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris/Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Giovanni Gozzini (Siena), Regina Grafe (Evanston/Chicago), Margarete Grandner (Wien), Frank Hadler (Leipzig), Michael Harbsmeier (Roskilde), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Stefan Houpt (Madrid), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill/Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Barbara Lüthi (Basel), Attila Melegh (Budapest), Alexey Miller (Moskau/Budapest), Patrick O'Brien (London), Diego Olstein (Jerusalem), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Peer Vries (Wien), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel./ Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Bilder der ‚eigenen‘ Geschichte im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘ – Transnationale Perspektiven um 1900

Herausgegeben von Claudia Bruns



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 19, H. 5. Bilder der ‚eigenen‘ Geschichte im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘ – Transnationale Perspektiven um 1900 – 2009

Bilder der ‚eigenen‘ Geschichte im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘ – Transnationale Perspektiven um 1900. Hrsg. von Claudia Bruns – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2009 (Comparativ; Jg. 19, H. 5)

ISBN 978-3-86583-469-0

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2010

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 19 (2009) 5

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-86583-469-0

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Claudia Bruns

Bilder der ‚eigenen‘ Geschichte im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘ –
Transnationale Perspektiven um 1900. Einleitung. Einleitung 7

Claudia Bruns

Wilhelminische Bürger und „germanische Arier“ im Spiegel des „Primitiven“ –
Ambivalenzen einer Mimikry an die kolonialen ‚Anderen‘ 15

Kerstin S. Jobst

Über den russischen Südländer – Zur Funktion der Krim als russischer Süden
und des *južanin* (Südländers) im russischen Krim-Diskurs des Zarenreichs 34

Thoralf Klein

Weltgeschichte, Heilsgeschichte – Umwälzungen in China als Folie
missionarischer Geschichtskonstruktionen, 1900–1912 50

Frank Schumacher

Das Imperium als historischer Auftrag – Geschichtsbilder auf der
Weltausstellung von St. Louis, 1904 66

Brigitta Kuster

„If the images of the present don't change, then change the images of
the past“ – Zur *Exposition Coloniale Internationale*, Paris 1931 85

Dirk van Laak

„Auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs“ – Zur europäischen
Ideologie der „Erschließung“ 104

Forum

Stefan Troebst

Zwischen „Erinnerungen“ und „dem Vergessen“. Ernest Renan *Reloaded* 127

Buchbesprechungen

Kenneth F. Kiple: <i>A Movable Feast. Ten Millennia of Food Globalization</i> , New York 2007 <i>Jeffrey M. Pilcher</i>	140
Daniel Maul: <i>Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970</i> , Essen 2007 <i>Isabella Löhr</i>	142
Warwick Anderson: <i>The Cultivation of Whiteness. Science, Health, and Racial Destiny in Australia</i> , Durham 2006 <i>Mandy Kretzschmar</i>	144
Enrico Dal Lago / Constantina Katsari (Hrsg.): <i>Slave Systems Ancient and Modern</i> , Cambridge 2008 <i>Seymour Drescher</i>	147
Jochen Meissner / Ulrich Mücke / Klaus Weber: <i>Schwarzes Amerika. Eine Geschichte der Sklaverei</i> , München 2008 <i>Nikolaus Böttcher</i>	151
Sabine Hausteil: <i>Vom Mangel zum Massenkonsum. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 1945–1970</i> , Frankfurt a. M. 2007 <i>Tanja Anette Gloom</i>	154
Mariana Hausleitner / Harald Roth (Hrsg.): <i>Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa</i> , München 2007 <i>Andreas Schulz</i>	157
Autorinnen und Autoren	160

Bilder der ‚eigenen‘ Geschichte im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘ – Transnationale Perspektiven um 1900. Einleitung

Claudia Bruns

Kolonialgeschichtsschreibung hat auch in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt Konjunktur. Und doch führt sie im Vergleich zu anderen historiographischen Themen weiterhin ein Schattendasein und hat postkoloniale Theorien, kritische Weißseinsforschung und postmoderne Fragen der Relation zwischen ‚Eigenem‘ und dem ‚Anderen‘ – zumindest verglichen mit internationalen Forschungstrends – eher vereinzelt und nur mit Verzögerung und Skepsis aufgegriffen.¹ Die hier versammelten historischen Beiträge zur Kolonialgeschichte Deutschlands, Frankreichs, Russlands, der USA und Chinas sind in ihren theoretischen Ansätzen zwar heterogen und spiegeln das Spektrum zwischen klassischer Sozialgeschichte und poststrukturalistischen Ansätzen. Dennoch bemühen sich alle Beiträge gemeinsam darum, den hegemonialen Blick auf „die Kolonisierten“ als die Marginalisierten und Unterdrückten aufzubrechen und ihn zurückzuwenden auf Konstruktionsprozesse des ‚Eigenen‘.

Derrida, Kristeva, Bhabha, Hall, Klinger und viele andere haben mit ihren theoretischen Arbeiten darauf aufmerksam gemacht, dass sich Konstruktionen des ‚Eigenen‘, seien sie nun auf das Subjekt oder das nationale Kollektiv bezogen, als grundlegend abhängig von

1 Zum Forschungsstand vgl. u. a.: A. Eckert u. A. Wirz, „Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus“, in: S. Conrad / S. Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002, 372-392; S. Conrad, *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), 145-169; B. Kundrus, *Die Kolonien – „Kinder des Gefühls und der Phantasie“*, in: Dies. (Hg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 2003, 7-18; S. Hobuß / U. Lölke (Hg.), *Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas*, Münster 2007; U. Lindner, *Plätze an der Sonne? Die Geschichtsschreibung auf dem Weg in die deutschen Kolonien*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 48 (2008), 487-510.

Abgrenzungen gegen ein als polar entgegengesetztes Außen, von einem als anders konstruierten, zumeist auch räumlich exterritorialisierten ‚Fremden‘ erweisen. Gemeinsam stellen sich die vorliegenden Beiträge die Frage, auf welche Weise sich im Spiegel des kolonialen (Kollektiv-)Subjekts das ‚Eigene‘ als rassisch und national codiertes herausbildet. Sie fragen nach den oftmals komplexen und ambivalenten Effekten der Fabrikation eines kolonialen ‚Anderen‘ für die Nationalisierung und Rassisierung des Selbst. Prozesse, welche die wechselseitige Abhängigkeit des ‚Eigene‘ vom ‚Anderen‘ oftmals zu leugnen und zu verdecken suchen, um die Stabilität der Figur des Selbst aufrechtzuerhalten, die sich jedoch unterschwellig umso stärker an das ‚Anderere‘ gebunden erweist.

Die historiografische Perspektive dieses Themenheftes soll also weniger auf die verschiedenen Kolonisierungsprozesse selbst gerichtet sein, als vielmehr auf die Ausformung geschichtlicher Selbstbilder durch den Blick auf das koloniale ‚Anderere‘ und dessen Aneignung. Eine solche Perspektivverschiebung, wie sie u. a. von Conrad, Randeria, Wirz oder Kundrus für die deutsche Geschichtswissenschaft angestoßen und eingefordert wurde, vermag dazu beizutragen, nicht nur eine Kritik an den diskriminierenden und gewaltsamen kolonialen Unterwerfungspraktiken zu formulieren, sondern auch die Effekte zu entschlüsseln, welche die Bilder vom kolonialen ‚Anderen‘ auf die Herausbildung einer eigenen, als hegemonial gedachten Identität hatten. Auf diese Weise erweist sich die euro-amerikanische Geschichte sehr viel enger mit „dem Rest der Welt“, den Geschichten anderer Länder und Bevölkerungsgruppen verbunden, als es oft wahrgenommen wird. Die Kolonialmetropolen und Peripherie sind eng miteinander verflochten und werden erst durch Analysen wechselseitiger Transferprozesse entschlüsselbar. Dies lenkt den Blick auf die ungleiche Textur der Moderne selbst, welche nicht zuletzt selbst als ein Effekt der kolonialen Bewegung gelesen werden kann.

Die Beiträge analysieren zeitgenössische wissenschaftliche wie populäre Texte und betrachten Völkerschauen und Weltausstellungen, um vorzuführen, wie insbesondere Vorstellungen der ‚eigenen‘ Geschichte im Zuge der Thematisierung und Präsentation des ‚Anderen‘ erzeugt wurden. Es wird aus transnationaler Perspektive herausgearbeitet, wie Kolonisierungsprozesse mit der Prägung von Geschichtsbildern, kollektiven Identitäten und Zivilisationsentwürfen verknüpft waren und sind. Auch inhärente Spannungen und Ambivalenzen werden dabei in den Blick genommen, welche die Ausformungen der Geschichtsbilder in den unterschiedlichen Gesellschaften prägten.

So zeigt der erste Beitrag des vorliegenden Heftes (Claudia Bruns), dass die Vorstellungen, welche sich wilhelminische Anthropologen und Ethnologen um 1900 von indigenen Bevölkerungsgruppen außerhalb Europas machten, nicht *ausschließlich* der Absicherung einer vermeintlichen zivilisatorischen Überlegenheit des eigenen Kollektivs gegenüber den angeblich im Naturzustand verharrenden „Primitiven“ dienten, sondern wesentlich komplexer waren und sogar emphatische Identifikationen mit indigenen, zumeist auch kolonisierten, Gruppen nicht ausschlossen. Je dringlicher sich das Bedürfnis nach einer positiven Rekonstruktion der ‚eigenen‘ Geschichte als Rassengeschichte „alter Germanen“ und „germanischer Arier“ Bahn brach, desto intensiver wurden Anleihen bei anderen, vermeintlich ebenso ursprünglichen „Völkern“ gesucht. Zwar wurde die Figur

des „germanischen Ariers“ tendenziell als hegemonial gegenüber anderen Bevölkerungen gedacht. Zugleich identifizierte man die germanisierten „Arier“ aber zunehmend mit einer vermeintlich originär indigenen männerbündischen Grundstruktur, unbändiger Wildheit und brutaler militärischer Kampfkraft.

Die Funktion, die der Konstruktion der „Primitiven“ im anthropologisch-kolonialistischen Diskurs dabei zukam, war daher in mehrfacher Hinsicht ambivalent. Einerseits markierte die Sozialordnung indigener Bevölkerungsgruppen in evolutionistischer Perspektive eine frühere Entwicklungsstufe innerhalb eines langen Zivilisationsprozesses, an dessen Ende die westlichen Gesellschaften sich selbst platzierten. In dem Maße, wie die indigenen ‚Anderen‘ allerdings zum Ursprung und Abbild des ‚Eigenen‘ erklärt wurden, schmolz die Differenz zwischen „primitivem“ Anfang und „zivilisiertem“ Ende dahin. Während der ethnologische Männerbunddiskurs (welcher in der „ritualistischen Schule“ der Wiener Germanistik und Altertumskunde bis in die 1930er Jahre und zum Teil bis in die Gegenwart fortgeführt wurde) behauptete, universell gültige Typen entdeckt zu haben und damit eine prinzipielle Gleichheit zwischen europäischen und außereuropäischen Kulturen implizierte, wurde im selben Diskurs die rassische Einmaligkeit der „germanischen Arier“ propagiert, was der Universalitätsannahme unmittelbar widersprach. Dabei geht es diesem Beitrag nicht darum, derartige Ambivalenzen als irrational und absurd abzutun, sondern sie vielmehr als integralen Teil des kolonialen Diskurses auszuweisen und ihre Funktionsweisen und Effekte offen zu legen.

Als weiteres Beispiel für die ambivalenten Effekte des Kolonialismus lässt sich die Geschichte des russischen Imperialismus verstehen. So hatte das Aufeinandertreffen von kolonialen ‚Tätern‘ und ‚Opfern‘ auf der 1783 vom Russischen Reich annektierten Krim ambivalente Effekte und veränderte auch die Kolonialisten in ihrem Selbstverständnis, wie Kerstin Jobst in ihrem Beitrag zeigen kann. Trotz der Beibehaltung religiöser und nationaler Exklusionsstrategien gegen die krimtatarische Bevölkerung kam es besonders seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einer verstärkten Annäherung der lange separierten Lebenswelten zwischen Kolonisierern und Kolonisierten. Die tatarische Bevölkerung an der Südküste akkulturierte sich an die russische Lebensweise. Und in den unzugänglicheren Bergregionen konnte man partielle „Tatarisierungen“ neuer (eben auch slawisch-orthodoxer) KrimbewohnerInnen wahrnehmen. Aus russischer Perspektive wurden diese Annäherungsprozesse unterschiedlich bewertet. Zum Teil positiv, aber nicht selten auch als Gefahr für die Aufrechterhaltung russischer Dominanz gegenüber den muslimischen „Eingeborenen“ (*tuzemcy*).

In Jobsts Beitrag wird deutlich, dass Russland mit der imperialen Vereinnahmung der Krim auch versuchte, Anschluss an die europäischen Kolonialmächte zu bekommen und sich über den Ausweis von kolonialen Besitzungen „im Süden“ gleichsam zu europäisieren. Dabei zeigt Jobst zum einen, dass das Ideal der sozialen Distanz zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden, das z. B. besonders von der britischen Macht in Indien verfolgt wurde, in den russischen Krim-Debatten des Zarenreichs weniger stark ausgeprägt war. Und zum anderen erweist sich auch hier, dass der koloniale Kontakt die kollektive Selbstwahrnehmung vornehmlich der russischen Oberschichten in der Metropole beein-

flusste. Durch das koloniale Ausgreifen in Richtung des Schwarzen Meeres veränderte sich Russlands Selbstverständnis von einer „nördlichen“ zu einer „südlichen russischen Macht“. Es entstand diskursiv ein russischer „Südländer“ (*južanin*), der sich von der BewohnerIn des russischen Zentrums zu unterscheiden schien, und dem, wie Jobst zeigt, eine besondere, historische Funktion für das russische Selbstverständnis zugesprochen wurde.

Anders als andere Akteurinnen und Akteure des Imperialismus waren christliche Missionare nicht, oder zumindest nicht in erster Linie, einem aufklärerischen, auf Rationalismus und innerweltlichem Fortschritt gegründeten Geschichtskonzept verpflichtet. Vielmehr betrachteten sie die Weltgeschichte als Teil einer umfassenderen, in letzter Instanz durch einen göttlichen Plan gelenkten Heilsgeschichte, die in der Errichtung eines Gottesreiches gipfeln sollte. Die Auseinandersetzung mit den kolonialen ‚Anderen‘ wurde von ihnen zumeist als dualistischer Kampf zwischen Christentum und Heidentum wahrgenommen, der jedoch, wie Thoralf Klein herausarbeitet, zugleich der steten Selbstvergewisserung der Missionare im Hinblick auf ihren Sendungsauftrag diene. Welche Effekte das koloniale Setting für das Selbstverständnis und die Geschichtskonstruktion der christliche Missionare hatte wird am Beispiel der protestantischen Mission in China und die dortige Boxerbewegung von 1900 sowie die republikanische Revolution von 1911/12 analysiert.

Dabei wirft der missionarische Geschichtsdiskurs zugleich Fragen auf, die das Verständnis der kolonialen Moderne insgesamt betreffen. Hat man sich in den letzten Jahren mit guten Gründen daran gewöhnt, den Kolonialismus nach der einprägsamen Formel von Stoler und Cooper als „Laboratorium der Moderne“ zu betrachten, dabei gerät aber, laut Klein, nicht selten die Vielschichtigkeit von Moderne aus dem Blick. Schließlich lasse sich die Moderne nicht als einseitiges „Fortschreiten“ in Richtung instrumenteller Rationalität fassen, sondern müsse vielmehr mit Ernst Bloch als „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ verstanden werden. Entsprechend verortet Klein die Missionare mit ihrer Geschichtsauffassung als Vertreter eines „konservativen Strangs“ innerhalb der Moderne, als Träger einer Art modernen Antimodernismus, welcher sich einer (zumindest ausschließlich) rationalen Weltdeutung und -aneignung widersetze. Paradoxerweise hinderte dies die Missionare nicht daran, sich modernisierend zu betätigen, wobei sie in China ihre größte Wirkung zwischen 1912 und Mitte der 1920er Jahre entfalteten.

Das Bild, das die Missionierer dabei vom kolonialen ‚Anderen‘ entwarfen und zur Konturierung ihrer eigenen Geschichtskonstruktion nutzten, trug auf eigene Weise zur Produktion derjenigen Ambivalenzen bei, die als Kern von Imperialismus und Kolonialismus identifiziert wurden. So deuteten die protestantischen Missionare die vergangenen und zeitgenössischen Ereignisse der chinesischen Geschichte nahezu ausschließlich vor der Folie der ihnen aus dem Westen bekannten christlich-abendländischen Heilsgeschichte. Diese Deutung ließ sich zugleich überraschend gut mit neueren evolutionistisch-kolonialen Geschichtsvorstellungen von sterbenden und untergehenden Reichen und „Rassen“ verbinden. Irritationen im eigenen Welt- und Geschichtsbild ergaben sich erst in dem Moment, als sich durch Religionsfreiheit die Rahmenbedingungen für die christliche

Mission verbesserten und man sich stärker gezwungen sah, mit chinesischen Christen zu kooperieren.

Der Aufstieg der USA zur Kolonialmacht gegen Ende des 19. Jahrhunderts war im eigenen Land umstritten und führte zu intensiven gesellschaftlichen Auseinandersetzungen über die Vereinbarkeit von republikanischer Staatsverfassung und imperialer Expansion. Wie der Beitrag von Frank Schumacher am Beispiel der Weltausstellung von St. Louis von 1904 zeigt, standen dabei gegensätzliche Deutungen des nationalen Selbst- und Geschichtsverständnisses auf dem Spiel. Für die BefürworterInnen imperialer Expansion ließ sich die Kolonisierung der philippinischen Bevölkerung in ähnlicher Weise als eine „Zivilisierungsmission“ legitimieren wie die kontinentale West-Expansion innerhalb Nordamerikas. Anti-ImperialistInnen sahen in der kolonialen Expansion hingegen ein Zeichen drohenden Verfalls republikanisch-demokratischer Kultur.

Interessanterweise legitimierten beide Seiten ihre jeweiligen Interpretationen US-amerikanischer Nationalgeschichte vor allem durch den Blick auf die Kolonisierten. Während die angebliche zivilisatorische Überlegenheit der Euro-AmerikanerInnen den Herrschaftsanspruch der Empire-Enthusiasten sowohl auf dem Kontinent wie auch in Übersee begründete, unterstrichen die GegnerInnen die menschenunwürdige Behandlung der indigenen Bevölkerung innerhalb Nordamerikas als abschreckend und prognostizierten den Kolonisierten des neuen Imperiums ein ähnliches Schicksal.

Die Weltausstellung von St. Louis mit ihren mehr als 20 Millionen Besucherinnen und Besuchern wurde zu einem zentralen Austragungsort dieser Kontroversen, wie Schumacher deutlich macht. Trotz zahlreicher Brüche und Widersprüche symbolisierte das Ausstellungskonzept den Versuch einer nachhaltigen Konsensbildung in Bezug auf US-amerikanisches Selbstverständnis. Das koloniale Projekt der USA wurde schließlich durch kontrastive Zivilisationsvergleiche, in umfangreichen ethnographischen Ausstellungen, durch die Abgrenzung von zeitgenössischen europäischen Kolonialpraktiken und durch eine neue konsensuelle Deutung der eigenen Geschichte im Sinne eines imperialen Ausgreifens mit Zivilisierungsmission nachhaltig propagiert.

Die Ausstellung deutete die Herrschaft der USA über ein transkontinentales wie überseeisches Imperium vor allem als „Zivilisierungshilfe“ für die bislang vom Modernisierungsprozess ausgeschlossenen „Völker“. Der Zurschaustellung von nordamerikanischen indigenen und philippinischen Ethnien kam in dem Analogiebildungsprozess zwischen kontinentaler und überseeischer Expansion eine Schlüsselrolle zu. Zwar setzten die Ausstellungsmacher bewusst auch auf die vermeintlich „exotischen Qualitäten“ der ‚Anderen‘ und bedienten damit zeitgenössische Rassismen ebenso wie kommerzielle Interessen. Die besondere Aufmerksamkeit, welche den Erziehungsprogrammen für Native Americans und Philippinos im Rahmen der Ausstellung zukam, lässt sich auch als Antwort auf die von der Opposition gemachten Vorwürfe lesen, das Land habe sich von seinen demokratischen Grundsätzen verabschiedet. Entsprechend hoben die Ausstellungsmacher das Inklusionsangebot an die Kolonisierten hervor. Aus „unterentwickelten“ Indigenen sollten produktive Mitglieder der Gesellschaft gemacht werden, denen als Preis für ihre Akkulturierung eine begrenzte Form der Selbstbestimmung in Aussicht gestellt wurde.

Nicht zuletzt versuchte man sich damit von den Herrschaftspraktiken der europäischen Kolonialmächte positiv abzuheben. Expansion wurde zu einer Form der „Entwicklungshilfe“ umgedeutet. Ein Konzept, das bis heute fortwirkt.

Wie nahe sich amerikanische und europäische Konzepte der „Zivilisierungsmission“ tatsächlich waren, zeigt sich am Beispiel der Pariser *Exposition Coloniale Internationale* des Jahres 1931, die nicht weniger als 33 Millionen Eintritte von BesucherInnen aus aller Welt zählte. Auch hier dominiert der höchst ambivalente modernistische Diskurs eines „colonialisme de progrès“, d. h. die Vorstellung einer durch den Kolonialismus beförderten Verbreitung von Fortschritt und Zivilisation, welche mit der Ausstellung von 1931 ihren Höhepunkt erlebte und mit dem Ringen um eine ‚Partnerschaft‘ zwischen kolonialer Bevölkerung und Metropolen-Vormacht zugleich den Beginn des Niedergangs der kolonialen Ära anzeigte. Das Modell der „colonisation de progrès“, für das auch die Kolonialausstellung warb, beruhte auf der Annahme, dass Frankreich in der Lage sei, kolonisierte Personen und Gebiete auf friedliche Weise zu integrieren oder kulturell zu assimilieren und dabei die Partizipation der Kolonisierten auszuweiten. Die Inszenierungen waren visuell überwältigend und monumental. Und ähnlich wie bei Vorläuferprojekten verliefen sie über das Vorzeigen von Differenz und ihrer Domestizierung. Die 1.500 rekrutierten und für die Ausstellung nach Frankreich gebrachten Beschäftigten belebten und beglaubigten zwar die künstlich errichteten Landschaften, Architekturen und „Länderpavillons“. Dennoch werden die „indigènes“ nicht allein als Hyperbeln rassistischer und ethnisierten Differenz vorgeführt, sondern die schauende Besuchermenge wird selbst zu einem integralen Bestandteil jener Show, der ihre Blicke folgen. Durch die beweglichen und komplizierten Blickachsen zwischen Subjekten und Objekten des Wissens macht Kuster eine Fraktur aus, welche letztlich die imperiale Funktion des Ausstellungskomplexes trägt. Sie dient dazu, das „Primitive“ als Gegenpart herauszustellen, um eine Rhetorik des „Fortschritts“ zu unterstreichen oder über das ‚Anderes‘ dem nationalen Körper Evidenz zu verleihen.

Das Besondere dieses Beitrags ist, dass er den hegemonialen Blick nicht einfach mimetisch nachzeichnet, sondern diesen selbst als gebrochenen Blick sichtbar werden lässt. Ungewöhnlich ist auch, dass Kuster den Spuren des sich formierenden Widerstands der auf der Ausstellung beschäftigten „indigènes“ folgt und deren Blicke und Perspektiven anhand von zeitgenössischen Fotos und Polizeiakten rekonstruiert. Die eindeutige Hierarchie zwischen Kolonisierten und Kolonisieren, Beobachtenden und Beobachteten, erweist sich in Kusters Analyse keineswegs als unerschütterlich, sondern vielmehr als *sichtbar* krisenhaft. Indem etwa die Kamera potenziellen „indigènes-acteurs“ folgt und damit die widersprüchliche Anrufung, einerseits Teil der „Plus Grande France“ zu werden und andererseits ihr ‚Anderes‘ zu repräsentieren, in einer Art Animationsarbeit am Publikum verhandelt. In dem Bemühen, den Blick submissiv platzierter Indigener dingfest zu machen, wird die Verfehlung eines solchen teleologischen Narrativs zugleich manifest. Der Ort der kolonialen Autorität erweist sich hier erneut zugleich als ein Ort ihrer Verunsicherung.

Noch hartnäckiger und unhinterfragter als die ambivalenten Visualisierungs- und Hierarchisierungsstrategien der Kolonialausstellungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat sich das Narrativ eines zivilisierenden technischen „Fortschritts“ in westliche Selbstbilder und Historiographien eingeschrieben. Bis heute wird von den meisten Instanzen westlicher „Entwicklungshilfe“ Armut in Teilen der nicht-westlichen Welt als Abwesenheit eines Mindestmaßes an Infrastruktur und westlicher „Bildung“ definiert. Dirk von Laaks Beitrag rückt das eurozentrische Raumbewusstsein und das mit der Idee technischen Fortschritts verknüpfte „Erschließungsparadigma“ im imperialistischen Zeitalter in den Vordergrund. Deutsche Verkehrs- und Kommunikationstechnologen sahen sich, ähnlich wie ihre europäischen Kollegen, als „Speerspitze des Fortschritts“ und fühlten sich von den technischen Neuerungen des 19. Jahrhundert derart beflügelt, dass sie sich selbst als entscheidende Kräfte im sozialdarwinistischen „Kampf“ um die koloniale „Weltmachtstellung“ beschrieben. Neue Raumkonstruktionen verbanden sich so mit sozialdarwinistischen und geostrategischen Ideen. Die technischen Methoden wurden zur Kolonisierung außereuropäischer Territorien eingesetzt, differenzierten sich immer stärker und beförderten einen imperialistischen Wettlauf um die letzten vermeintlich „unerschlossenen“ Räume, Ressourcen und Energien. Zugleich sorgten der scheinbare Zeitdruck und die kaum kontrollierbaren Folgen an den so genannten „Erschließungsgrenzen“ für Irritationen im Selbstbild vieler Europäerinnen und Europäer – nicht zuletzt auch deswegen, weil sich die Kolonisierten keinesfalls widerstandslos der eurozentrischen Perspektive auf Arbeit, Energiegewinnung und Wertschöpfung unterwarfen. Zwar weckten „imperiale Infrastrukturen“ auch bei nichtwestlichen Bevölkerungen mitunter den Wunsch nach einem „Anschluss“ an die großen technischen Netzwerke. Doch gerade weil der „Erschließungs“-Furor zunächst vor allem unendliches Leid und massenhaftes Sterben nach sich zog, beschleunigte er auch den Widerstand und provozierte immer deutlichere Forderungen nach Selbstbestimmung und Unabhängigkeit der Betroffenen. Nicht nur für den Kolonisierungs-, sondern auch für den Globalisierungsprozess der Gegenwart waren und bleiben diese Ambivalenzen von fundamentaler Bedeutung. Der Beitrag versucht, den Anteil der technokratischen Ideologie an der Global- und Kolonialgeschichte der letzten beiden Jahrhunderte zu ermessen und Konsequenzen für das westliche Selbstbild einer sich technisch immer stärker differenzierenden Moderne auszuloten.

Insgesamt wird also gerade durch die Zusammenschau sehr heterogener kolonialer Settings verschiedener Länder erneut explizit, wie ambivalent die Prozesse kolonialer Expansion waren und wie komplex sie auf das jeweilige Selbst- und Geschichtsverständnis der Kolonisor(inn)en zurückwirken. Deutlich wird auch, dass die Perspektive auf die Konstruktionen des weißen Kollektivs einen veränderten Blick auf das Funktionieren von Kolonisierungsprozessen an sich und das Verhältnis zwischen Kolonisierten und Kolonisierern selbst freilegt. In dem Moment, in welchem die Abhängigkeit weißer Selbstbilder von den Konstruktionen des kolonialen ‚Anderen‘ hervortritt, rückt nicht nur die Handlungsmacht und das symbolische Kapital der Kolonisierten selbst stärker in den Fokus. Auch das sich lange als unerschütterlich normgebend imaginierende, weiße Wissenssubjekt der KolonisorInnen erweist sich als fragiler, rassifizierter und geschlechtlich gebun-

dener denn zuvor. Der sicheren Beobachterposition enthoben und selbst zum Objekt der Betrachtung geworden – etwa durch die Wahrnehmung der Brechungen hegemonialer Konstruktionen in den Blicken der ‚Anderen‘ im Moment dekonstruktiver, postkolonialer Lesarten der Quellen –, erscheint sein Status universeller und transhistorischer Gültigkeit zumindest partiell subvertierbar. Das abendländische (Kollektiv)Subjekt erweist sich in dieser Lektürebewegung als ebenso relational, fabriziert und brüchig wie die Bilder, die es sich von den unterworfen Geglaubten gemacht hat.

Wilhelminische Bürger und „germanische Arier“ im Spiegel des „Primitiven“ – Ambivalenzen einer Mimikry an die kolonialen „Anderen“

Claudia Bruns

ABSTRACT

Wilhelmine Citizens and “Germanic Aryans” in the Mirror of the “Primitive” – Ambivalences of a Mimicry of the Colonial ‘Other’

Towards the end of the nineteenth century, ethnology was on the threshold of being established as a university discipline. Anthropologists and ethnographers endeavored to lend the new discipline stronger legitimacy and to explain its relevance to their contemporaries. The function of the “primitive” in all this was in many respects ambivalent. On the one hand, from an evolutionist perspective, the social order of indigenous peoples marked an earlier stage of development within a long civilizing process that culminated in western societies. To the degree that the indigenous Other was declared to be the origin and likeness of the western Self, however, the difference between the “primitive” beginning and the “civilized” end melted away. While the discourse on male societies (Männerbund) – which was continued in the “ritualist school” of German studies and archaeology at the University of Vienna – claimed to have discovered universally applicable types, thus implying a fundamental sameness between European and non-European cultures, that very discourse also propagated the racial uniqueness of the “Germanic Aryan,” which stood in direct contradiction to the assumption of universality. Following Homi Bhabha, my contribution is concerned less with dismissing such ambivalences as irrational and absurd than with identifying them as integral components of the colonial discourse and uncovering their mechanics and effects.

Zur Erläuterung seines Begriffs von „charismatischer Herrschaft“ machte Max Weber im Jahr 1921 eine erstaunliche Reihung auf.¹ Ob es sich um das Charisma eines kriegerischen „Berserkers“, eines „Schamanen“, eines mormonischen Religionsstifters oder

1 M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. rev. Aufl., Studienausgabe, Tübingen, 1980 [1. Aufl. 1921], 124.

eines politisch aktiven „Literaten“ der Gegenwart, wie Kurt Eisner, handele, mache im Grunde keinen Unterschied. Ausdrücklich hob Weber hervor, dass die „wertfreie Soziologie“ alle vier genannten Vertreter charismatischer Führerpersönlichkeiten „durchaus gleichartig“ behandeln würde, nämlich als „Helden, Propheten und Heilande“.²

Diese seltsame Aufzählung, in welcher Gestalten aus nordischen Sagen in eine Reihe mit spirituellen Heilern außereuropäischer Gesellschaften und Figuren der euroamerikanischen Kultur gestellt werden, wird vielleicht verständlicher, wenn man sich die Neigung der Zeitgenossen zu ethnologischen Vergleichen und Analogiebildungen vor Augen führt.

Rund zwanzig Jahre zuvor hatte der Ethnologe Heinrich Schurtz (1863–1903), Assistent am Bremer Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde, männerbündische Strukturen bei den verschiedensten ethnischen Gruppen in aller Welt ausgemacht und damit eine Reihe von Spekulationen angeheizt, die darum kreisten, ob das außerhalb ‚Entdeckte‘ auch für die eigene Gesellschaft gültig sei. Er legte damit den Grundstein für eine bestimmte diskursive Struktur, die bis heute wirkmächtig ist und im Folgenden genauer gefasst werden soll.

Die Funktion, die dem Rekurs auf „das Primitive“ in Schurtz’ Texten zukam, war in mehrfacher Hinsicht ambivalent. Einerseits markierte die Sozialordnung vieler außereuropäischer Gesellschaften in Schurtz’ evolutionistischer Perspektive eine frühere „Entwicklungsstufe“ innerhalb eines langen „Zivilisationsprozesses“, an dessen Ende sich die westlichen Gesellschaften selbst verorteten. In dem Maße wie die außereuropäischen Gesellschaften allerdings zum Ursprung und Abbild des ‚Eigenen‘ erklärt wurden, schmolz die Differenz zwischen vermeintlich „primitivem“ Anfang und „zivilisiertem“ Ende dahin. Mit seiner Aufforderung an die Zeitgenossen, sich den Ursprung erneut anzueignen und sich ihm in einer Art „Mimikry“ (H. Bhabha)³ an die vermeintlich „Primitiven“ anzuverwandeln – so eine These dieses Beitrags – wurde die kolonial-rassistische Ordnung zumindest partiell irritiert, während sich die hierarchische Sozial- und Geschlechterordnung in der Heimat auf eine neue, modernisierte Weise legitimiert sah.

Nach dem Ersten Weltkrieg knüpfte insbesondere die „ritualistische Schule“ der Wiener Germanistik und Altertumskunde⁴ an die ethnologischen Methoden und brisanten Thesen von Schurtz an und versuchte der traditionellen „Germanenforschung“ dadurch neue Impulse zu verleihen. Aus dem verträumten, harmlos-naiven Dummkopf und Haudagen, der auf römische Kulturbringer angewiesen war, wurde der „wilde“, ekstatische Krieger und rücksichtslose, in Geheimbünden operierende „Berserker“.⁵ In der Aufklärungszeit und bis ins 19. Jahrhundert hinein hatte der Germanenmythos wegen des

2 Ebenda, 140.

3 H. K. Bhabha, Von Mimikry und Menschen. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses, in: Ders., Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000, 125-136.

4 Die Gruppe wurde auch als „Männerbundscheule“ oder „Ritualisten“ bezeichnet. O. Bockhorn, The Battle for the ‘Ostmark’: Nazi Folklore in Austria, in: J. R. Dow/H. Lixfeld, The Nazification of an academic discipline. Folklore in the Third Reich, Indiana 1994, 135-155, 130.

5 K. von See, Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen, Heidelberg 1994, 332. .

problematischen Kulturdefizits des „barbarischen Germanen“ hinter dem von Winckelmann propagierten Griechenmythos als „alternativem nationalen Identitätsmythos der Deutschen“ zurückstehen müssen. Doch bereits mit Herder setzte allmählich eine Bewegung ein, die mit der bekannten „Umdeutung von Primitivität in Moralität“ arbeitete, indes mit einer sehr spezifischen, der eines bewusst bejahten Kriegertums.⁶

Wie zu zeigen sein wird, funktionierte die Verknüpfung von männerbündischem und rassistisch-„germanischem“ Forschungsstrang im Wesentlichen über den gemeinsamen Rückgriff auf die Methode des ethnologischen Vergleichs. Dieser Befund ist einigermaßen verblüffend und wirft eine Reihe von Fragen auf. Während der Männerbunddiskurs etwa behauptet, universell gültige Typen entdeckt zu haben und damit eine prinzipielle Gleichheit zwischen europäischen und außereuropäischen Kulturen impliziert, wird im selben Diskurs die rassische Einmaligkeit der „germanischen Arier“ propagiert, was der Universalitätsannahme unmittelbar widerspricht. Im Anschluss an Homi Bhabha geht es mir im Folgenden weniger darum, derartige Ambivalenzen als irrational und absurd abzutun, denn sie als integralen Teil des kolonialen Diskurses auszuweisen und ihre Funktionsweisen und Effekte offenzulegen.

Statt im Anschluss an Schurtz und seine Nachfolger von einer universellen Existenz männerbündischer Strukturen auszugehen, möchte ich vielmehr darauf aufmerksam machen, in welchem hohem Maße die ‚Entdeckung‘ derselben in aller Welt die Wissens-, Macht- und Subjektpositionen deutscher Bildungsbürger von der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein reflektierte. Es setzte eine Zirkulation von Wissen ein, in der die Kräfte des „Schamanen“ die des altnordischen „Berserkers“ beglaubigten, welche wiederum die politischen Erfolge des „charismatischen Führers“ in der Weimarer Republik zu erklären schienen.

1. Schurtz' Ethnologie des Geschlechterkampfes im „primitiven Männerhaus“

Ausgangspunkt seines Unternehmens, dem deutschen Publikum Formen und Funktionen des „Männerhauses“ in aller Welt näherzubringen, war für Schurtz nicht nur die fachliche Kontroverse mit den Anhängern von Bachofens Mutterrechtsthesen, sondern der zeitgenössische „Geschlechterkampf“. Im Zeichen der sich formierenden antifeministischen Bewegung um die Jahrhundertwende konnte Schurtz durchaus mit breiter Sympathie für seine These rechnen, dass „unter der Oberfläche des Daseins auch beständig die gegenseitige Antipathie der Geschlechter ihren Einfluss äussert“, was nur bisher zu wenig bemerkt worden sei.⁷

6 R. Kipper, *Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematisierung*, Göttingen 2002, 53; K. von See, *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart*, Königstein/Ts. 1970, 34 f

7 H. Schurtz, *Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft*, Berlin 1902, 41.

Eine solche Bezugnahme auf Konfliktlagen der eigenen Gesellschaft war für Schurtz nicht nur ein interessanter Aufhänger, sondern methodologisches Programm. Über die bloße Sammlung völkerkundlichen Materials hinaus wollte er zu übergreifenden Aussagen und stärkeren Systematisierungen kommen, um die Aktualität und Relevanz seines Faches plausibel zu machen: „Wir müssen auf uns selbst zurückgehen, müssen die toten Ergebnisse der Völkerforschung mit unserem eigenen Blute beleben, und in diesem Sinne verlangen wir eine deduktive Ethnologie.“⁸

Nicht nur bei den „Naturvölkern“ Neuguineas, Melanesiens, Mikronesiens, Polynesiens und Indonesiens, sondern auch auf dem asiatischen Festland, in Amerika und Afrika machte Schurtz durchgehend Formen männlicher Gruppenbildung aus, die im Gegensatz zur Familienbildung stünden und für die kulturelle Entwicklung einer Gesellschaft verantwortlich seien. Das Ergebnis seiner Beobachtung fasste Schurtz einleitend wie folgt zusammen:

Das Weib steht vorherrschend unter dem Einfluss der Geschlechtsliebe und der aus ihr entspringenden Familiengefühle, der Mann dagegen wird mehr durch einen reinen Geselligkeitstrieb, der ihn mit seinesgleichen verbindet, in seinem Verhalten bestimmt. Darum ist das Weib der Hort aller Gesellschaftsformen, die aus der Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts hervorgehen, der Mann dagegen der Vertreter aller Arten des rein geselligen Zusammenschlusses und damit der höheren sozialen Verbände.⁹

Ein dem „Männerhaus“ gleichwertiges „Mädchenhaus“ sei selten und fehle oft ganz.¹⁰ Daran hindere sie „eben der Grundcharakter ihres Geschlechtes, dem die rein socialen Triebe in verhältnismässig geringem Grade zugemessen sind“.¹¹

Trotz gelegentlicher einschränkender Bemerkungen interpretierte Schurtz die Vereinskultur des Kaiserreichs mit ihren politischen Vereinen und bürgerlichen Klubs als eine Form des „primitiven Männerhauses“, was besonders an der Beschreibung des „Geheimbunds“ deutlich wird. So machte er in „höheren“ Kulturen einen Trend zum „Klubhaus“ aus, in dem sich die „höhere (Häuptlings-)Schicht“ treffe und „geheimbündische Strukturen“ entwickle.¹² Diese „Häuptlingsschicht“ wird unversehens in die Nähe der (groß-)bürgerlichen Bildungselite gerückt, der sich Schurtz selbst zugehörig fühlte und der er eine besondere politische Führungsfunktion zusprach:

[N]icht vor die gedankenlose, in schwerer Arbeit und dumpfer Sinnlichkeit verworren dahinlebende Masse gehören die Keime des Guten, die sie nur achtlos oder mit boshafter

8 H. Schurtz zit. nach J. Reulecke, „Ich möchte einer werden so wie die...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2001, 38.

9 H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, IV (Anm. 7).

10 Ebenda, 89.

11 Ebenda, 109.

12 Ebenda, 211 f.

*Freude zertreten würde, sondern vor die Wenigen, die wie ein schirmender Geheimbund den hoffnungsreichen Spross behüten.*¹³

Die ethnologische ‚Entdeckung‘ des Männerbunds zielte somit nicht allein auf neue Legitimationsstrategien für den Ausschluss von Frauen aus dem politisch-gesellschaftlichen Bereich, sondern auch auf die Befestigung von bestimmten Hierarchien unter Männern, insbesondere zwischen bildungsbürgerlichen und „schwer arbeitenden“ Schichten.¹⁴ Jene klassenspezifischen Abgrenzungen wusste Schurtz im Rekurs auf koloniale Herrschaftsstrukturen materialreich zu untermauern, wobei die Wahl seiner Vergleiche zugleich Ambivalenzen aufwirft. Die Analogien zu afrikanischen Gesellschaften legen eine Ähnlichkeit von europäischen und afrikanischen Herrschaftsschichten ebenso nahe wie die koloniale Beherrschung von schwarzen Sklaven durch weiße Herren. Laut Schurtz hätten die „Küstenvölker Westafrikas“ eine geheimbündische „Schreckensherrschaft“ errichtet, um die „doppelt gefährliche unterste Schicht“ von Arbeitern und „gekauften Sklaven“ am Boden zu halten.¹⁵ Mithilfe dieses Beispiels lasse sich die zweifache Abwehrfunktion jedes Geheimbunds erfassen:

*Aus dem Gegensatz gegen die Frauen und das Familienleben einerseits, gegen die Sklaven andererseits ergibt sich die Richtung, in der sich die Geheimbünde meist entwickeln und zugleich eine neue Berechtigung ihres Daseins, das die sonst sehr nahe liegende Entartung verhindert.*¹⁶

Hier stehen die Strukturen afrikanischer Führungsschichten idealtypisch für den „Geheimbund höherer Kultur“; nicht zuletzt, weil sie vor (mit Egalität konnotierter) „Entartung“ zu schützen vermögen. Diese Vorbildlichkeit bestimmter afrikanischer Herrschaftsstrukturen irritiert die Eindeutigkeit hegemonialer Positionen von Europäern im symbolischen Gefüge kolonialer Herrschaft. Auch scheint die positive Bewertung von Ausbeutung und Sklaverei auf den ersten Blick nicht an „rassische“ Kriterien gebunden zu sein, weil der Text eine Analogie zwischen schwarzen wie weißen Unterschichten nahe legt. – Offenbar steht das Ziel im Vordergrund, eine bestimmte Form hegemonialer Männlichkeit durch ihre bündische Universalisierung zu stärken, sodass vermeintliche „Rassendifferenzen“ (noch) zugunsten von universalisierten Geschlechter- und Klassendifferenzen partiell unterlaufen werden.

In diesem Sinn wird auch die elitäre Funktion des Bundes betont. Jede Gruppe, die ein bestimmtes Ziel erreichen wolle, bedürfe „eines Führers, der wenigstens im entscheidenden Augenblicke für Alle denkt und die lose Masse der Einzelnen zu einem Organismus zusammenballt“. Solche Prozesse, bei denen Einzelne sich aus der Masse herausheben, seien die „Wurzel des Adels“.¹⁷ Dass mit dem Adel hier nicht in erster Linie die

13 Ebenda, 350.

14 Ebenda, 318, 328 f., 347 f. u. 349.

15 Ebenda, 353.

16 Ebenda, 354.

17 Ebenda, 359.

traditionelle Adelsdynastie gemeint war, sondern die (groß-)bürgerliche Trägergruppe des Männerbundes, macht nicht zuletzt die Hervorhebung der besonderen Leistungsfähigkeit des „Führers“ deutlich, die ein Kennzeichen des Fortschritts sei. Arbeiter, Sklaven und Frauen zählten hingegen zu fortschritthemmenden, „antisozialen“ Elementen der Gesellschaft, gegen die der stets im Kampf befindliche Männerbund der gebildeten Elite zum Wohl des Gemeinwesens antreten müsse. Implizit wurde damit auch in außer-europäische Gesellschaften eine Spaltung entlang der Geschlechterdifferenz eingeführt, die zwischen beharrenden, weiblichen und fortschrittlich-männlichen Teilen verlief. Der evolutionistische Abstand zwischen männlichen Vertretern von „Natur-“ und „Kulturvölkern“ schrumpfte durch das gemeinsame männerbündische Potential zum Fortschritt unter der Hand dahin.

Schurtz' Zeitgenossen hatten kaum Schwierigkeiten, die Anspielungen auf die Äquivalenzen zwischen „primitiven Völkern“ und „höher entwickelter“ Wilhelminischer Gesellschaft zu entschlüsseln. Sie empfanden diese auch keineswegs als besonders „schockierend“, wie der Literaturwissenschaftler Klaus von See annimmt.¹⁸ Im Gegenteil, sie begrüßten die Arbeit von Schurtz gerade wegen der „überraschenden“ Ähnlichkeit zwischen „Zivilisierten“ und „Primitiven“ als „genialen Treffer“.¹⁹ Besonders auch die Trennung zwischen Familie und Männerbund fand großen Anklang. Michael Haberlandt (1860–1940) hielt den „Gegensatz im Verhalten der Geschlechter zum Gesellschaftsleben“ für einen „äußerst fruchtbaren Gedanke[n]“.²⁰ Die „soziale Urgeschichte“ gewinne ein „ganz andres Gesicht“. Alfred Vierkandt (1867–1953), später Professor für Soziologie in Berlin, hob hervor, dass Schurtz' Buch endlich „die Neigung der Männer zum kameradschaftlichen Zusammenschluß [...] in ihrer sociologischen Bedeutung“ und ihrer „breite[n] Ausdehnung bei Naturvölkern und über sie hinaus“ würdige.²¹ Mit Recht spreche Schurtz nicht nur von einer „grundlegenden Verschiedenheit der beiden Geschlechter“, sondern von „Fremdheit, ja fast der Meidung“.²²

Vor dem Hintergrund verstärkter weiblicher Partizipationsforderungen, sahen nicht wenige wilhelminische Bürger die männliche Hegemonie im öffentlich-politischen Raum gefährdet, ja den Staat selbst bedroht. Die Ethnologie stellte hier neue Legitimationsstrategien bereit, um das Modell der getrennten Sphären und damit auch der hierarchischen Geschlechterdifferenz aufrechtzuerhalten und auf neue Weise zu begründen. Das breite Interesse an solchen Strategien verhalf nicht nur Schurz zu einer gewissen Berühmtheit,

18 K. von See, Politische Männerbund-Ideologie von der wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus, in: Männerbünde, Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, 2 Bde., Bd. 2, hg. v. G. Völger u. K. v. Welck, Köln 1990, 93-102, 94.

19 A. S., Rezension zu H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, in: Hessische Blätter für Volkskunde (1904), 175-179, 175 f.

20 M. Haberlandt, Rezension zu H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, in: Petermanns Mitteilungen 48 (1902), 593 f.

21 A. Vierkandt, Fortschritte auf dem Gebiet der Völkerpsychologie, Kulturgeschichte und Gesellschaftslehre. Literaturbericht über das Jahr 1902, in: Archiv für die gesamte Psychologie 1 (1903), 61-67, 64.

22 Ebenda, 65.

sondern auch der sich als akademische Disziplin etablierenden „Völkerkunde“ zu größerer Anerkennung.²³

2. Analogien zwischen männerbündischen „Germanen“ und „Primitiven“

Es sollte nicht lange dauern, bis auch andere Wissenschaften ein verstärktes Interesse an den Forschungsergebnissen der modernen Ethnologie entwickelten. Insbesondere die Sprach- und Altertumsforscher hofften, mithilfe der vergleichenden Ethnologie die spärlichen Überlieferungen der „indogermanischen“ Vorzeit neu interpretieren zu können. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde ein Vergleich der alten Germanen mit außereuropäischen Bevölkerungen noch eindeutig als Abwertung verstanden.²⁴ Die Mehrzahl der kaiserzeitlichen Historiker tendierte dazu, die Germanen nicht mit anderen indigenen Kulturen gleichzusetzen, schrieb ihnen jedoch auch keine besonderen kulturellen Leistungen zu.²⁵ Als typisch kann die Position des Historikers Georg Kaufmann gelten. In dessen Schrift von 1880 ist zu lesen, dass man „die Germanen nicht schlechthin mit irgend einem wilden Stamme vergleichen“ dürfe:

Gewiß, ihre Kämpfe mit Rom gleichen denen der Tscherkessen mit den Russen, der Afrikaner und der anderen Bergstämme des Himalaya und des Afghanischen Alpenlandes mit den Engländern, oder der Rothhäute mit den Truppen der Union; aber ein Unterschied zeigt sich sofort. Aus diesen Barbaren ist im Laufe des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die in dem ihnen an Cultur so unendlich überlegenen Römervolke die einflussreichsten Aemter bekleideten. [...] Und in den folgenden Jahrhunderten bewährten sie eine staatsbildende Kraft, die da beweist, dass auch in den unentwickelten Verhältnissen der Vorzeit der Staat nicht fehlte, dass Tacitus' Schilderung auf Wahrheit beruht.²⁶

Diese Argumentation war durchaus gängig. Sie räumte eine gewisse Nähe zu außereuropäischen Gesellschaften ein, betonte aber gleichzeitig die besondere „Entwicklungsfähigkeit“ der Germanen, sei es durch Entfaltung der Anlagen oder durch Verarbeitung fremder Anregungen.²⁷ Es gab jedoch auch Historiker, die, wie Gustav Kossinna (1858–1931), an einem Paradigmenwechsel hin zu einer stärker ethnozentrischen Perspektive arbeiteten und die kulturelle Unabhängigkeit und Überlegenheit der schon immer in

23 Ausführlicher zu Schurtz vgl. C. Bruns, „Die eigenartige Thätigkeit des Mannes bei der Gesellschaftsbildung...“ – Heinrich Schurtz' ethnologische Perspektiven auf das Geschlechterverhältnis um 1900, in: Ethnizität und Geschlecht. (Post)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien, hg. v. Graduiertenkolleg Identität und Differenz, Köln u. a. 115-136.

24 Vgl. z. B. den Vergleich von Germanen mit Afrikanern durch den Althistoriker Otto Seeck im Jahr 1894 und die Reaktionen darauf. O. Seeck, Die älteste Kultur der Deutschen, in: Preussische Jahrbücher 77 (1894), 32-34; vgl. R. Kipper, Germanenmythos (Anm. 6), 272 f.

25 Ebenda, 273.

26 Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen, 2 Bde., Bd. 1: Die Germanen der Urzeit, Leipzig 1880, 200; vgl. R. Kipper, Germanenmythos (Anm. 6), 274.

27 Ebenda.

Nord- bzw. Mitteleuropa einheimischen (statt aus Asien eingewanderten) Germanen betonten, die sich später durchsetzen sollte.²⁸

Doch auch in anderen Disziplinen arbeitete man an einer neuen, rassisierten Sicht auf die Germanen, die sich bald auf überraschende Weise mit dem Männerbunddiskurs verbinden sollte. Vor allem die ritualistische Schule von Wiener Literatur- und Altertumsforscherinnen und -forschern, aber auch eine Reihe von Religionswissenschaftlern und Volkskundlern schloss eine Analogie zwischen den Germanen der Frühzeit und gegenwärtig lebenden außereuropäischen ethnischen Gruppen keineswegs aus. Im Gegenteil, diese wurde zentral für die Legitimierung der neuen nationalen Selbstkonstruktionen.

Im Anschluss an evolutionistische Modelle suchte man hier nach ewig gleich bleibenden Grundstrukturen in der Geschichte, die man (unter Umgehung historischer und territorialer Spezifika) zur feststehenden „rassischen“ Substanz und Wesenheit erheben konnte, statt von einem diffusionistischen Modell des globalen Wissenstransfers und der wechselseitigen Beeinflussung unterschiedlicher Kulturen auszugehen.

Die Geschichte von außereuropäischen ‚Anderen‘ wurde hier gleichsam in die deutsche Nationalgeschichte inkorporiert, sodass man von einem „annexionistischen Erinnern“²⁹ ebenso sprechen könnte, wie von der einer narzisstischen Spiegelung des Selbst im Anderen. Im Medium des ethnographischen Rekurses wurden Fragen von erheblicher Gegenwartsrelevanz verhandelt. Stand doch der Germanenkult für das Reformprojekt einer Rückkehr zu den eigenen Ursprüngen, für eine Art „Konservative Revolution“, welche die Ursprünge zuerst erfinden musste, um diese dann für erhaltenswert erklären zu können.

2.1 Zur Konstruktion des „Ariers“ durch den ethnologischen Vergleich

Die Ethnologie habe sich „als eine ungewöhnlich fruchtbare Wissenschaft erwiesen“, schwärmte der Wiener Indologe und Orientalist Leopold von Schroeder 1908.³⁰ Um mehr über die Anfänge der altgermanischen Kultur herauszufinden, solle man künftig weniger auf mythologische Quellen, denn auf „in der Gegenwart fortlebende Bräuche europäischer Völker“ zurückgreifen, deren Sinn man am besten über ethnologische Analogien entschlüsseln könne.³¹ Auf diese Weise ließe die Erforschung außereuropäischer Kulturen auch „überraschende Aufklärung und neue Erkenntnisse“³² für die Vor- und Frühgeschichte der indogermanischen „Arier“ erwarten. Überhaupt seien „die Anfänge [...] überall im Wesentlichen die gleichen“ und hätten sich „bei primitiven Völkern vielfach bis in die Gegenwart hinein in sehr ursprünglicher Form erhalten“.³³ Was bei

28 Ebenda, 274-276.

29 Ebenda, 282.

30 L. von Schroeder, *Mysterium und Mimus im Rigveda. Eine kritische Untersuchung und literarhistorische Darstellung der dialogischen und dramatischen Lieder, Samvādas, im Rigveda*, Amsterdam 1908, VIII.

31 Ebenda, VIII-IX.

32 Ebenda, 22.

33 Ebenda, 20.

„Indern und Griechen“ übereinstimme, das finde sich auch bei „Mexikanern und Indianern, bei Australiern, Mincopie und Eskimos“ wieder.³⁴ Diesen Befund hielt er für eine

*höchst willkommene Bestätigung dessen, dass wir [in der Arierforschung, C. B.] nicht mit bloßen Produkten unserer Phantasie operieren, sondern mit Dingen, die für unsere Väter einst ebenso Wirklichkeit waren, wie sie es primitiven Völkern heute noch sind.*³⁵

Über das fortschrittsoptimistische Modell stufenweiser „Höherentwicklung“ wurde zwar versucht, eine Hierarchie zwischen „Primitiven“ und „Ariern“ festzuschreiben, diese schien jedoch recht irritierbar zu sein. So artikulierte sich im Text die Befürchtung, dass die „Arier“ beim Vergleich mit außereuropäischen Ethnien schlecht abschneiden könnten. Es musste eigens betont werden, dass es „keinen Grund gebe“, „den hochbegabten Ariern *nicht* schon vor fünf- bis sechstausend Jahren Gedanken, Sitten, Bräuche zuzutrauen, wie sie die Forschung der Gegenwart beispielsweise bei den mittelamerikanischen Indianern nachweist“.³⁶

Eine unmittelbare Verbindung zwischen Formen wilhelminischer Gegenwartskultur und der versunkenen „arischen Urzeit“ fand Schroeder wenige Jahre später, 1911, in Richard Wagners Opern. Diese stünden ebenfalls in entschiedenem Gegensatz zur Antike und seien „zutiefst deutsch“.³⁷ Das Besondere an Wagners Kunst liege in der geglückten Verbindung zwischen vitalistisch-naiver „germanischer Kraft“ und „christlicher Milde“, d. h. zwischen der „männlichen Moral“ der Germanen und der „weiblichen Moral“ des Christentums.³⁸ Damit plädiert der Text zwar für ein androgynes Ideal, das sich explizit gegen zeitgenössische sozialdarwinistische Tendenzen richtete.³⁹ Dennoch treibt er zugleich die Arisierung der Deutschen⁴⁰ voran sowie deren Gleichsetzung mit einer ursprünglichen, „phallischen“ und durchaus kriegerischen Männlichkeit, die Schroeder schon in den Texten von Schurtz besonders überzeugend gefunden hatte.⁴¹ Unversehens wird aus dem kultisch-dramatischen Tanz der „Arier“ ein Tanz von „waffengerüsteten Kriegerern“.⁴² Damit partizipiert der Text an der Transformation des treuen, keuschen und sittenstrengen,⁴³ aber auch naiven und unschuldig-tumben Germanen des 19. Jahrhunderts hin zum kriegerisch-männlichen „Arier“.⁴⁴ Nicht zufällig wurden zum selben

34 Ebenda.

35 Ebenda.

36 Ebenda, X. Hervorhebung durch d. Verf.

37 Ebenda, 2. L. von Schroeder, Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth, München 1911, Vorwort o. S.

38 Ebenda, 23 f.

39 Ebenda 212.

40 Ebenda, 212.

41 Ebenda, 472, 476.

42 Ebenda, 210.

43 So die Tacitus-Rezeption, vgl. G. Binder, Vom Schicksal einer Schicksalschrift der Deutschen im 19. Jahrhundert. Zur ‚Germania‘ des Tacitus, in: Religion zwischen Kunst und Politik. Aspekte der Säkularisierung im 19. Jahrhundert, hg. v. M. Jakubowski-Tiessen, Göttingen 1999, 26-47, 36.

44 K. von See, Barbar, Germane, Arier (Anm. 5), 332.

Zeitpunkt auch die kolonialen ‚Anderen‘ im Ersten Weltkrieg stärker als kriegerisch wahrgenommen.

In Schroeders Schrift „Arische Religion“ von 1914 bricht sich der Wunsch nach einer Vereindeutigung der Beziehungen zu den außereuropäischen ‚Anderen‘ endgültig Bahn. Hier heißt es nunmehr unverblümt, dass der „Arier“ von Europa ausgehend im Laufe der Jahrhunderte „alle anderen Rassen überflügelt“ habe und „jetzt tatsächlich schon den Erdball entscheidend“ beherrsche.⁴⁵ Nun ist im Text – trotz der fortgeführten Analogien zwischen „Ariern“ und außereuropäischen Kulturen – auch explizit von „niederen“ und „höheren Rassen“ die Rede.⁴⁶ Die Konstruktion einer kolonial-rassistischen Hierarchie und einer weltpolitischen Hegemonie hat offenbar im Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs an Gewicht gewonnen.

2.2 Religiöse Ekstase als Essenz des Männerbunds

Der Tübinger Indologe und Religionswissenschaftler Jacob Wilhelm Hauer (1881–1962), der zunächst als Missionar in Indien tätig war und in der NS-Zeit zur zentralen Gründungsfigur der *Deutschen Glaubensbewegung* wurde, schließt in gewisser Weise an Leopold von Schroeders Arbeiten an, wenn auch mit veränderten Akzenten. 1923 will Hauer die grundlegenden Strukturen von Religion mithilfe des ethnologischen Vergleichs aufdecken.⁴⁷ Entsprechend steht das „religiöse Erlebnis auf den untersten Stufen“ im Fokus seines ersten Bandes zur Religionsgeschichte.⁴⁸ Die Funktionen, die den „Primitiven“ in Hauers Text zugewiesen werden, sind wiederum ambivalent.

So will Hauer den Begriff „primitiver Völker“ nicht negativ verstanden wissen und räumt ein, dass es schwer sei, „eine Grenze zwischen primitiven und Kulturvölkern“ zu ziehen.⁴⁹ Die Verortung der eigenen Kultur erscheint ihm höchst prekär: Zum einen sei ein erneuter Abstieg nie ganz auszuschließen, zum anderen wisse man nicht, welche Veränderungen zum „Höheren“ noch möglich seien. Die Hierarchie gegenüber „anderen Kulturkreisen“ sei letztlich nicht „zwingend bewiesen“.⁵⁰

Dennoch definiert er die ‚Anderen‘ darüber, dass sie „keine umfassende Kultur mit ausgeprägter Eigenart geschaffen“ hätten und rückt sie in die Nähe von ‚rassisch‘ Anderen.⁵¹ Auch hält er an dem Glauben an eine stufenweise „Höherentwicklung“ fest. Insbesondere charismatische Führerfiguren mit „religiösem Genius“ würden immer danach streben, „von diesen primitiven Anfängen loszukommen“ und Neues zu schaffen.⁵²

45 L. von Schroeder, *Arische Religion*, Bd. 1: Einleitung, Der altarische Himmels-gott, Das höchste, gute Wesen, Leipzig 1914, 9.

46 Ebenda, 269.

47 J. W. Hauer, *Die Religionen. Ihr Werden/Ihr Sinn/Ihre Wahrheit*, Bd. 1: Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen, Berlin/Stuttgart/Leipzig, 1923, V.

48 Ebenda.

49 Ebenda, IX.

50 Ebenda, 5.

51 Ebenda, IX.

52 Ebenda, VIII.

Entsprechend ambivalent fällt die Beschreibung außereuropäischer Gesellschaften hinsichtlich ihrer bündisch-religiösen Muster aus. Während er den „Geheimbund der Primitiven“ zu einer „armseligen Vorbereitung weltgeschichtlicher Gemeinschaftsbildungen“ degradiert, betont er andererseits emphatisch die Nähe zwischen allen Kulturen im gemeinsamen Fluss des Lebens.⁵³

Zugleich interessiert sich Hauer noch deutlicher als Schroeder für „das Wesen und den Ursprung der Geheimbünde“. Schurtz habe hier nur Teilwahrheiten entdeckt, „indem er in den Bünden vornehmlich soziale Vereinigungen“ gesehen habe. Dabei sei der Bund in erster Linie ein religiöses Phänomen.⁵⁴ In den Bünden seien „alle ekstatischen Kräfte des Stammes organisiert“.⁵⁵ Dies verhindere die Herausbildung individueller Egoismen und führe zu einer „strafferen Zusammenfassung der seelischen Kräfte der Gemeinschaft“.⁵⁶ Wenn die „religiöse Energie“ der Bünde erlahme und nur „rein weltliche“ „Klubs“ übrig blieben, führe dies nicht selten zu einem allgemeinen Niedergang.⁵⁷

Die religiösen Sehnsüchte und bündischen Konstruktionen, die Hauer in ihren „primitiven Formen“ außerhalb Europas zu entziffern glaubte, waren zugleich Teil seiner eigenen Lebenswirklichkeit. Hauer selbst hatte am 10. Oktober 1920 einen religiösen Jugend- und Männerbund, den „Köngener Bund“, ins Leben gerufen und bis 1934 geleitet.⁵⁸ Er setzte sich aus Mitgliedern von ehemaligen Schülerbibelkreisen zusammen, die während des Ersten Weltkriegs mit dem Wandervogel und der freideutschen Jugendbewegung in Kontakt gekommen waren. Diese Gründung Hauers lag damit im Trend einer sich ausweitenden bündischen Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg.

2.3 Die Altgermanen als männerbündische Krieger

Mit ihrer Arbeit über „Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde“⁵⁹ brachte die Wiener Privatdozentin für „Germanische Altertums- und Volkskunde“, Elisabeth [d. i. Lily] Weiser (1898–1987), die beiden Diskursstränge von „vorzeitlichen Germanen“ und Schurtz' ethnologischem Männerbund⁶⁰ noch expliziter zusammen. Methodisch ging sie ähnlich wie Schroeder und Hauer vor: „Um die in den germanischen Überlieferungen erhaltenen Reste erkennen zu können, werden die psychischen und religiösen Grund-

53 Letztlich sei es nur „ein grosser Strom“, der „aus unendlichen Zeitfernen ins helle Licht der Geschichte“ fließe und sich „in die geistigen Schöpfungen ergiesse, von denen wir heute noch leben“. Ebenda, 486.

54 Ebenda, 426 u. 442.

55 Ebenda, 482.

56 Ebenda.

57 Ebenda, 484.

58 Vgl. H.-Chr. Brandenburg/R. Daur, Die Brücke zu Köngen. Fünfzig Jahre Bund der Köngener, Stuttgart 1970; zur deutschvölkischen Ausrichtung des Bundes vgl. U. Nanko, Institutionalisierung von Religionskritik, in: Humanismus aktuell – Hefte für Kultur und Weltanschauung 19 (Herbst) 2006, 20; H. Junginger, Jakob Wilhelm Hauer, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften, hg. v. K. Haar u. M. Fahlbusch, München 2008, 230 ff.

59 L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft; 1), 7.

60 Zwar hätten schon Oskar Schade (1859) und Hermann Usener (1883) über Jünglingsweihen geschrieben, doch erst Schurtz habe die „Erscheinungen in einen allgemeinen ethnologischen Zusammenhang [gestellt] und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Gesellschaft“ erkannt. Ebenda, 9.

lagen der Weihen und Bünde, ihre Formen und Verfallserscheinungen bei den Tiefkulturvölkern dargestellt.⁶¹ Der Vergleich von „wilden Völkern“ mit den „Germanen der Vorzeit“ „drängte sich“ Weiser zufolge „geradezu auf“.⁶² Um „Urgefühle und Erlebnisse“ der Germanen rekonstruieren zu können, schien nichts aufschlussreicher zu sein, als den vermeintlich „prälogischen und mystischen Geisteszustand der Primitiven“ vergleichend heranzuziehen, wie Weiser unter Berufung auf Lévy Bruhl konstatiert.

Letztlich kam Weiser zu dem Ergebnis, dass „auch die alten Germanen Männerbünde und eine vollentwickelte Jünglingsweihe“ kannten, die sich bereits in der Zeit der schriftlichen Überlieferung zu „ausgesprochenen Kriegerverbänden“ entwickelt hätten.⁶³ Im Anschluss an Hauers neureligiöse Positionen stellt auch Weiser fest, dass der Kern „primitiver Erlebnisse“ „ekstatischer Art“ sei. In der religiösen Ekstase sei die „Gewissheit der Wahrheit unmittelbar gegeben“.⁶⁴ Nicht nur „nordamerikanische Indianer“ seien „stark ekstatisch veranlagt“, sondern auch die Germanen. Dies belegt Weiser mit Rekurs auf Reste von folkloristischem Brauchtum, etwa mit dem „Spöken- und Schichtkieker“ Westfalens.⁶⁵ Der „Grundgedanke einer magisch-religiösen Initiation“ zeige sich noch im „Volke“ lebendig.⁶⁶

Dies bedeute aber nicht, dass Germanen auf einer „unteren Kulturstufe“ verharren müssten. Vielmehr beweisen im Text gerade die männerbündischen Strukturen das Entwicklungspotenzial der Germanen. So geht Weiser (implizit auf Schurtz rekurrierend) davon aus, dass überall dort, wo man bündische Weihen und Rituale ausmachen kann, die „soziale Entwicklung“ schon auf einer „ziemlich hohen Stufe“ angelangt sei, weil diese über die reine Familienform hinaus wiesen.⁶⁷ Da auch sie dem männerbündischen Phänomen eine gewisse Universalität zusprach, legt diese Aussage implizit eine Nivellierung der Hierarchien zwischen den verschiedenen Kulturen, zumindest für die Männer, nahe – eine Konsequenz, die Weiser allerdings nicht explizit zog.

Wie Schurtz glaubt Weiser „hinter den Stammesweihen“ einen verborgenen „Kampf zweier Generationen und den Kampf um die Herrschaft der Männer den Frauen gegenüber“ auszumachen.⁶⁸ Zugleich betont Weiser die Strukturen von Führer und Gefolgschaft und lässt den Männerbund noch kriegerischer als bisher erscheinen.⁶⁹ Diese Militarisierung der Germanen wird nicht nur über entsprechende Tacitus-Lektüren, sondern auch über Analogien zu afrikanischen Kolonisierten legitimiert, so etwa zu den „Masai“

61 L. Weiser, *Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde*, 8 (Anm. 59).

62 Ebenda, 9.

63 Bei den germanischen Chatten, den Hariern und Berserkern wie auch bei den langobardischen Kynokephalen hätten sich überall Kriegerverbände mit alten religiösen Bünden finden lassen. Ebenda, 8.

64 Ebenda, 17.

65 Ebenda, 18.

66 Die „Berufsklasse“ der „Schamanen“ wird in einer Reihe mit „primitiven Propheten“ und „westfälischen Spökenkiekern“ genannt. Ebenda, 19-20.

67 Ebenda, 22.

68 Ebenda, 23. Allerdings kritisiert sie dessen Einschätzung, dass die Initiationen der Frauen nur „schwache Nachahmungen der Männerweihen“ seien. Die „soziale Initiation der Frau“ hänge vielmehr vor allem von „ihrer Stellung im primitiven Staat“ ab, dort sei sie aber zumeist „ziemlich unterdrückt“. Ebenda, 24.

69 Ebenda, 80.

des ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Hier würden die Knaben mit vierzehn Jahren in eine Kriegerklasse aufgenommen, führten ein militärisches Leben und verbrächten ihre Tage damit, sich für den Krieg abzuhärten oder feindliche Nachbargebiete zu überfallen. Erst später würden sie das Kriegerdasein aufgeben und „ruhige Staatsbürger“ werden.⁷⁰ An einer frappierenden Ähnlichkeit der „Masai“ mit den Germanen hält Weiser selbst dort noch fest, wo sich offensichtliche Differenzen, etwa hinsichtlich der religiösen Grundlagen bündischer Strukturen, auf tun. Diese werden damit erklärt, dass den „weißen“ Ethnologen bei ihrer Feldforschung möglicherweise von den „Schwarzen“ einiges verschwiegen worden sei. Auf diese Weise wird die Wahrnehmung von Differenz im Grunde ausgeschlossen. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Annahme einer ursprünglichen Gleichheit, die auf die Bestätigung einer bestimmten (weißen) Selbstkonstruktion hinausläuft:

Im Grunde ist hier dieselbe Erscheinung beschrieben. Doch scheint die chattische Einrichtung noch viel deutlicher ihre religiöse Grundlage und Bindung bewahrt zu haben [...]. Vielleicht ist aber das Religiöse dabei von den Schwarzen absichtlich verschwiegen worden.⁷¹

Der religiös fundierte, ekstatische Kriegerbund⁷² wurde so über den Umweg ethnologischer Analogiebildungen zu einem Teil der germanischen Frühgeschichte und damit der eigenen Gegenwart.⁷³ Das dem kolonialen Subjekt unterstellte „Kriegerisch-Wilde“, das man nun auch für sich reklamierte, speiste sich einerseits aus der langen militaristischen Tradition Preußens, andererseits aus politischen Bedrohungsszenarien, wie der Angst vor kolonialen Aufständen vor dem Ersten Weltkrieg und der als „Schmach“ empfundenen militärischen Besiegung, nicht zuletzt durch koloniale Truppenverbände im Ersten Weltkrieg.⁷⁴ Das „Wilde“ und „Ekstatische“, das man fürchtete, wurde gleichsam in einem Prozess „annektierenden Erinnerns“ einverleibt. Das degradierte koloniale ‚Anderer‘ wird zum Doppelgänger der eigenen Identität und kehrt als abgespaltener, negierter Teil des Eigenen (im Begehen nach dem kolonialen ‚Anderen‘) zurück. Das Begehren nach „Ekstase“ und „Wildheit“ konnte jedoch offenbar nur insofern zugelassen werden, als es mit der symbolischen Abwertung und Zerstörung ‚des Anderen‘ verbunden wurde, der das repräsentierte, was zum Eigenen werden sollte. Zugespielt ließe sich sagen, dass gerade im Akt der mörderischen Vernichtung des ‚Anderen‘ die begehrte ‚kriegerischer Ekstase‘ in gespenstischer Weise real und zum Teil des eigenen Selbst wurde.

Dass Weiser sich bei manchem „analogisch Erschlossenen“ vielfach im „Reich der Vermutungen“ bewegte, wie ein Rezensent treffend bemerkte,⁷⁵ tat der Wirkmächtigkeit der

70 L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (Anm. 59), 38.

71 Ebenda.

72 Ebenda, 60.

73 Ebenda, 25.

74 Vgl. S. Maß, Weiße Helden, schwarze Krieger, Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918–1964, Köln 2006.

75 J. Trier, Rezension zu L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, in: Anzeiger für Deutsches

Konstruktion kaum einen Abbruch. Schließlich wurde Weiser mit dieser Arbeit habilitiert und erfuhr dadurch eine institutionelle Beglaubigung, die nicht zu unterschätzen war, zumal andere politisch einflussreichere Wissenschaftler wie Höfler an sie anschlossen.

2.4 Kriegerisch-ekstatische Geheimbünde der Germanen

In seiner Habilitationsschrift aus dem Jahr 1932 mit dem Titel „Kultische Geheimbünde der Germanen“, die 1934 publiziert wurde, begibt sich der germanistische und skandinavistische Mediavist Otto Höfler (1901–1987) im ausdrücklichen Anschluss an Schurtz und Weiser⁷⁶ auf eine Suche nach dem einheitlichen Ursprung der Geschichte und möchte dabei wiederum „scheinbar so verschiedenartige historische Gebilde“ wie das „volkhafte deutsche Drama“ und die „kriegerisch-politischen Verbände“ der Urzeit miteinander in Beziehung setzen.⁷⁷

Seine Kernthese lautet, dass das „Volksdrama“ letztlich aus verschiedenen Zweigen des „männerbündischen Brauchtums“ entstanden sei und dieses sich in ihm spiegele.⁷⁸ Der „*heroisch-dämonische Totenkult* der Mannschaftsverbände“ bilde nicht nur den „Mittelpunkt des germanischen Lebens“, sondern auch „eine Quelle religiöser, ethischer und historisch-politischer Kräfte von ungeheurer Macht“.⁷⁹ Germanische Altertumskunde und Volkskunde könnten daher der politischen Geschichte „sehr wesentliche Dienste leisten“.⁸⁰

Höfler will vor allem die „heroisch-ekstatische, ethisch streng verpflichtende Verbundenheit der Lebendigen mit ihren verehrten Toten“ mithilfe seiner Forschung sichtbar machen und als „ein Grundpfeiler“ der „volkhafte Kultur“ herausstellen.⁸¹ Insbesondere der Begriff von „Ekstase“ wird im Sinne des neuen Ordnungsdenkens modifiziert. Nicht „rauschhaftes Hinsinken“, die „Lösung aller Bindungen“ oder ein „Aufgehen im Chaotischen“ soll damit gemeint sein, sondern eine „*Verpflichtung an die Toten*“, „Ordnung“ und das „Eingehen in die bindende Gemeinschaft der Verstorbenen Unsterblichen: eine Quelle unermesslicher sozial-staatlicher Energien“.⁸² Schließlich liege der Sinn der Männerbünde in der Steigerung von „Mut, Kameradschaft, Ehrgeiz und harter Zucht“.⁸³ Den soldatischen (Helden-)Tod im Auge sollen extreme Gefühle geweckt und zugleich einer straffen soldatischen Ordnung zugeführt werden.

Während Schurtz' und Weisers Schriften zwar Implikationen für ihre Gegenwart hatten, diese aber relativ verhalten thematisierten, macht Höfler ohne Umschweife klar, dass

Altertum und Deutsche Litteratur 48 (1. April 1929), 1-4, 3.

76 Ebenda, VII.

77 O. Höfler, *Kultische Geheimbünde der Germanen*, Frankfurt a. M. 1934, VII.

78 Ebenda, X.

79 Ebenda, VIII.

80 Ebenda, X.

81 Ebenda, VIII.

82 Ebenda, VIII-IX und 323.

83 Ebenda, 154.

„jene uralten Lebensformen nicht ausgestorben sind, sondern, in mannigfacher Anpassung an neue historische Verhältnisse, weiterbestanden“. ⁸⁴ Gegenwärtig würden

jene von dämonisch-religiösen Mächten gleichsam geladenen Brauchtumsformen in Verbänden der verschiedensten Schichten fortleben [...] als feierliche, ja ekstatische Höhepunkte des Gemeinschaftslebens. ⁸⁵

Höfler leistete damit für die Germanen, was Nietzsche für die Griechen geleistet hatte: die Herausarbeitung dunkel-dämonischer Triebkräfte, die das biedere Germanenbild ablösen. ⁸⁶

Explizit wandte er sich gegen die „rationalistische Sozialgeschichtsforschung materialistischer Prägung“ und attackierte Kollegen, die die „beherrschende Macht Wodans in der altgermanischen Religion“ bestritten und die Germanen eher als friedliebendes, optimistisches Bauernvolk darstellten. ⁸⁷ Jeder Wissenschaftler, der „Wodan“, den kriegerischen „Sturm-gott“ der Germanen, nicht positiv darstelle, würde damit zugleich unterstellen, dass auch „die Stürmer von Langemarck“ und die „Sturmmänner der Bewegung“ „hoffnungslos entartet“ gewesen seien, hieß es in einem Artikel von 1937 in der Zeitschrift „Germanien“, dem offiziellen Organ der „Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e. V.“ der Nationalsozialisten. ⁸⁸ Hier ist der politische Kurzschluss zwischen Vergangenheit und Gegenwart unmittelbar greifbar.

Höfler, der seit 1934 einen Lehrstuhl für Germanistik in Kiel und ab Januar 1938 einen eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhl für „Germanische Philologie und Volkskunde“ in München bekleidete, ⁸⁹ war von Anfang an für das „SS-Ahnenerbeprojekt“ ⁹⁰ Himmlers beratend tätig. Hatte er doch mit seiner oben beschriebenen Publikation über die „Kultischen Geheimbünde der Germanen“ bereits 1934 eine aufsehenerregende „Apologie der SS“ geliefert. ⁹¹ Auf dem Erfurter Historikertag vom Juli 1937 durfte Höfler seine Thesen vom „deutschen Volk“ als „rassischem“ und geistigem Erben der heldenhaft martialischen Germanen auch in der Geschichtswissenschaft verbreiten. ⁹²

84 Ebenda, IX.

85 Ebenda, X.

86 K. von See, Barbar, Germane, Arier (Anm. 5), 332.

87 Ebenda, X; vgl. die ausführliche Fußnote Höflers zu Bernhard Kummers Schrift „Midgards Untergang“ (1927), 335-339.

88 Hugin und Munin [pseud. für O. Höfler], Zur Erkenntnis deutschen Wesens, in: Germanien. Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens, 6 (Juni 1937), 161-168, 167.

89 Der Dekan der Philosophischen Fakultät und spätere Rektor der Universität, Walter Wüst, Präsident des „SS-Ahnenerbe“ schaltete dafür mit Erfolg den „Reichsführer SS“, Heinrich Himmler, ein. Wüst zufolge galt Höfler für die SS „auf seinem Gebiet völlig unersetzlich“. Zit. n. W. Behringer, Das „Ahnenerbe“ der Buchgesellschaft. Zum Neudruck einer Germanen-Edition des NS-Ideologen Otto Höfler, in: Sowi. Das Journal für Geschichte, Politik Wirtschaft und Kultur 27 (1998), 283-289, 284.

90 Die Aufgabe der „Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e. V.“ bestand darin, den Abstammungsmythos der sogenannten „arischen Rasse“ wissenschaftlich zu legitimieren. Sie wurde am 1. Juli 1935 u. a. von Heinrich Himmler, dem „Reichsführer der SS“ als „Studiengesellschaft für Geistesgeschichte“ gegründet. Während des Zweiten Weltkrieges beteiligte sich das Institut am systematischen Kunstraub und führte Menschenversuche durch.

91 K. von See, Barbar, Germane, Arier (Anm. 5), 231 f.; W. Behringer, Das „Ahnenerbe“ (Anm. 87), 284.

92 Sein Vortrag wurde nicht nur als Sonderdruck des „Reichsinstituts für die Geschichte des Neuen Deutschlands“

3. Schluss

3.1 „Survivals“: Zur Aktualität einer historischen Figur

Wer glaubt, dass die Suche nach den Bänden „germanischer Urzeit“ seit dem Ende des Nationalsozialismus ebenfalls der Vergangenheit angehört, muss sich in der renommierten „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte“ im Jahr 1999 darüber aufklären lassen, dass die „Frage nach der Existenz sog. kultischer Geheimbünde bei den Germanen“ noch immer zu den „umstrittensten Problemen der germanischen Altertumskunde“ gehört.⁹³ Entsprechend wurde der 1998 erschienene Artikel „Geheimbünde“ im „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde“ gleich zweimal verfasst, einmal mit affirmativer Tendenz,⁹⁴ dann kritisch bzw. ablehnend.⁹⁵ Speziell an Höflers Werk würden sich „bis zum heutigen Tage die Geister scheiden“, sodass sich Mischa Meier daran macht, den Konflikt zwischen Anhängern und Kritikern Höflers endgültig – zumindest für die Validität einer Quelle, Tacitus’ „Germania“ – zu schlichten.⁹⁶ Die „übertrieben scharfe“ Kritik an Höfler würde völlig außer Acht lassen, dass dieser sich „bereits auf beachtliche Vorarbeiten der allgemeinen Ethnologie stützen konnte“, wobei Meier insbesondere die Forschungsarbeiten von Heinrich Schurtz aus dem Jahr 1902 nennt.⁹⁷ Überdies wird man darüber aufgeklärt, dass das „ethnologische Material für das Problem der Geheimbünde bei den Germanen“ in den letzten Jahrzehnten weiter „kontinuierlich angewachsen“ sei.⁹⁸ Noch immer ist es Meier zufolge „geradezu notwendig, unser spärliches Material mit Parallelen aus vergleichbaren Kulturen und Gesellschaften zu ergänzen“.⁹⁹ Nur auf der Basis des „ethnologischen Vergleichs“ könne man dem „Phänomen des Geheimbundes bei den Germanen“ näher kommen.¹⁰⁰

Am Ende resümiert Meier, dass die Zeugnisse aus Tacitus „Germania“ die Existenz kultischer Geheimbünde bei den Germanen „nicht eindeutig“ belegen würden.¹⁰¹ Trotzdem bleibt er der Überzeugung, es gebe „immerhin gewisse Hinweise, die auf das Vorhandensein bündisch organisierter Gruppierungen schließen“ ließen.¹⁰² Es handele sich dabei „wahrscheinlich“ um Verbände, die Parallelen zu ähnlich gelagerten Phänomenen

publiziert, sondern auch in der renommierten „Historischen Zeitschrift“. O. Höfler, Das Germanische Kontinuitätsproblem, in: *Historische Zeitschrift* 157 (1938), 1-26.

93 M. Meier, Zum Problem der Existenz kultischer Geheimbünde bei den frühen Germanen, in: *ZRGG* 51/4 (1999), 322-341, 322.

94 Vgl. G. Scheibelreiter, Art. Geheimbünde (I: Historisches), in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 10 (1998), 558-562.

95 Vgl. Ch. Daxelmüller, Art. Geheimbünde (II: Volkskundliches), in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 10 (1998), 562-565.

96 M. Meier, Zum Problem der Existenz kultischer Geheimbünde (Anm. 93), 322.

97 Ebenda.

98 Ebenda, 323; vgl. W.-E. Peukert, *Geheimkulte*, 3. Aufl., München 1988.

99 Meier, Zum Problem der Existenz kultischer Geheimbünde (Anm. 93), 325.

100 Ebenda.

101 Ebenda, 341.

102 Ebenda, 341.

in anderen, vergleichbaren Gesellschaften hätten. Wiederum wird dem Bund eine militärische Note verliehen, sei doch der „germanische Verband“ dem „Einsatz der Gruppe als Elitekrieger im Kampf“ (sic) bei den Chatten vergleichbar.¹⁰³ Trotz des dürftigen Ergebnisses ist Meier überzeugt, dass die Interpretationen Höflers und Weisers sowie ihrer Nachfolger „nicht grundsätzlich in die Irre“ gingen.¹⁰⁴ Abschließend zitiert er Scheibelreiter, der zwar einräumt, dass es bei der Kontinuitätskonstruktion methodische Probleme gebe. Dies könne aber Weisers und Höflers „grundlegende Erkenntnisse“ keineswegs erschüttern.¹⁰⁵

Angesichts dieses Befunds erstaunt es vielleicht weniger, dass auch Höflers Karriere nicht 1945 endete. Stattdessen wurde er 1957 wieder auf einen Lehrstuhl für Germanistik in Wien berufen, den er noch weitere fünfzehn Jahre lang bekleidete. Als Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften und Mitarbeiter so renommierter Lexikonwerke wie „Religion in Geschichte und Gegenwart“ konnte er bei der Abfassung des Artikels „Geheimbund“ nahtlos an seine früheren Interessen anknüpfen.¹⁰⁶ Auch andere seiner Publikationen in der Bundesrepublik „lassen die von ihm so geschätzte Kontinuität erkennen“.¹⁰⁷ Die evolutionistische und rassistische Perspektive auf außereuropäische Bevölkerungsgruppen setzt sich ebenso fort wie die vermeintliche Nähe zwischen Germanen der Frühzeit und gegenwärtig lebenden außereuropäischen Gesellschaften.¹⁰⁸ Erneut finden sich Referenzen auf Weiser und Schurtz.¹⁰⁹

Auch der Artikel „Männerbünde“ des Ethnologen Georg Höltker (1895–1976) aus dem Jahr 1931 konnte in Alfred Vierkants „Handwörterbuch der Soziologie“ in der Neuauflage des Jahrs 1959 unverändert abgedruckt werden. Ungebrochen an Schurtz anschließend liest man hier, dass „dem Wesen der Frau staatenbildende Kräfte von Haus aus fremd sind“.¹¹⁰ Der Bund trägt nach wie vor aristokratische Züge, gliedert die Gesellschaft vertikal, bedarf einer Initiation und spielt auch in einer Reihe von harten Proben und Tötungszeremonien eine Rolle.¹¹¹ Er übe „gewaltigen Einfluss auf das Gesellschafts-

103 Ebenda, 341.

104 Ebenda, 341.

105 G. Scheibelreiter, Geheimbünde (Anm. 94), 559; Meier, Zum Problem der Existenz kultureller Geheimbünde (Anm. 93), 341.

106 O. Höfler, Art. Geheimbund, in: RGG 2, 3. Aufl. 1958, Sp. 1262–63.

107 Noch 1992 wurden Höflers „Kleine Schriften“ mit einem Zuschuss des österreichischen Wissenschaftsministeriums und ohne kritischen Kommentar nachgedruckt. Eine kritische Würdigung Höflers in einer Kieler Volkskunde-Zeitschrift provozierte Proteste seiner Schüler, die ebendort ein Forum fanden. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 118, 1993. Unter den Protestbeiträgern findet sich auch Waltraut Hunke, die selbst zu den früheren Beiträgern der SS-Zeitschrift gehört hatte. W. Hunke, Sie schufen das Schicksal, in: Germanien 1942, 409–414.

108 Vgl. W. Behringer, Das „Ahnenerbe“ (Anm. 89), 288.

109 O. Höfler, Germanistik und Völkerkunde, [erstmalig in: Tirage à part. Actes du IV^e Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques, Vienne 1952, Tome II], wieder abgedr. in: Ders., Kleine Schriften. Ausgewählte Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Religionsgeschichte, zur Literatur des Mittelalters, zur germanischen Sprachwissenschaft sowie zur Kulturphilosophie und -morphologie, hg. v. H. Birkhan, Hamburg 1992, 651–660, 652.

110 G. Höltker, Männerbünde, in: Handwörterbuch der Soziologie, hg. v. A. Vierkant, Stuttgart 1931, unveränd. Neudruck 1959, 348–352, 349.

111 Ebenda, 350.

leben“ – „auch heute noch“ – aus und hätte den „urzeitlichen Staatsgedanken nicht unwesentlich“ weitergeführt, ja bilde sogar das „Fundament des Staates“. ¹¹²

Ein chronologischer Vergleich von bundesdeutschen Lexikonartikeln zeigt, dass der Begriff des „Männerbunds“ zwar allmählich immer weniger zur Selbstbezeichnung von Männern in westlichen Gesellschaften diente, sich jedoch bei der Beschreibung außereuropäischer Gesellschaften ungebrochener Beliebtheit erfreut.

3.2 Ambivalenzen der kolonialen „Mimikry“

Während die europäischen Kolonialisten mit dem Anspruch angetreten waren, die Menschen anderer Kulturen zu ‚besseren Europäern‘ zu erziehen, wurden die Europäer im oben beschriebenen Diskurs zur Besinnung auf ihre vermeintliche Ähnlichkeit, ja Herkunft aus dem kolonialen ‚Anderen‘ aufgefordert. Insofern lässt sich die ethnologische Suche nach dem eigenen Ursprung im „Primitiven“ auch als Umkehrung der kolonialen Aneignung lesen, was der Kulturtheoretiker Homi Bhabha treffend als „Ironie der partiellen Repräsentation“ bezeichnet hat. ¹¹³

Würden zunächst die Kolonisierten aufgefordert, die „Zivilisierten“ zu imitieren, so befinden sich jetzt die bildungsbürgerlichen Männer in dieser Rolle und werden selbst zum Objekt der Beobachtung. Als Männer – und später dann auch als „Arier“ – werden sie dazu angehalten, sich nun an der kriegerisch-martialisch-ekstatischen und staatenbildenden Kraft des kolonialen ‚Anderen‘ messen zu lassen und sich ihm anzugleichen, um dadurch wieder wahrer sie selbst zu werden – nämlich hegemonial gegenüber Frauen, Arbeitern und „rassisch“ ‚Anderen‘. Die hier vorgestellten Theorien lassen sich somit als paradoxer Versuch lesen, durch eine Art „Mimikry“ an die Sozial- und Geschlechterordnung außereuropäischer Gesellschaften zugleich die eigene geschlechtliche, soziale und „rassische“ Überlegenheit im Modus des Männer- bzw. Geheimbunds zu befestigen.

Dabei schwanken die Argumentationen signifikant häufig zwischen der Annahme eines linearen Entwicklungsprozesses und dem Versuch, ewig gleiche Grundkräfte der Menschheit aufzudecken. Schurtz’ „Altersklassen und Männerbünde“ ist genauso wie die Werke von Schroeder, Hauer, Weiser und Höfler von der Überzeugung getragen, auf allgemeine gesellschaftliche Grundgesetze und universelle Typen gestoßen zu sein, wodurch der Evolutionsprozess, der eigentlich vorausgesetzt wird, unterschwellig negiert wird. Die Dichotomie zwischen kulturellem Fortschritt und vermeintlich geschichtslosem Stillstand, welche die weltweite Hegemonie der Europäer seit der Aufklärung begründen soll, wird zwar als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, aber zugleich in den Texten immer wieder demontiert zugunsten der Annahme ewiger Archetypen, an denen sich das europäische Selbst aufzurichten und zu versichern sucht.

Der Behauptung, dass „Naturvölker“ den Ursprung der westlichen Kultur repräsentieren, liegt implizit die Annahme zugrunde, dass am Ursprung der Kultur eigentlich *keine*

¹¹² Ebenda, 351.

¹¹³ H. K. Bhabha, Von Mimikry und Menschen (Anm. 2), 130.

Kultur vorzufinden ist, sondern nur „Natur“. Diesem Problem wird damit begegnet, dass eine Spaltung in die „Naturvölker“ eingeführt wird, die entlang der Geschlechterlinie verläuft. Ihr männlicher Teil wird als kulturfähig und staatenbegründend eingestuft, während der weibliche Teil als naturhaft, beharrend und „asozial“ charakterisiert wird. Diese Spaltung wiederholt sich in der Konstruktion einer spezifisch westlichen Repräsentanz von Kulturalität, welche ohne den Rekurs auf einen naturalisierten Ursprung nicht begründet zu werden vermag und damit auch von *dem* Teil der Dichotomie gespeist wird, der eigentlich ausgeschlossen sein soll. Damit wird eine Ungewissheit hinsichtlich der legitimen Grundlagen der eigenen Kultur und der Art ihrer Differenz zur Natur offenbar, die über die Etablierung einer radikalen Geschlechterdifferenz still gestellt werden soll. Gerade der vermeintliche Stillstand der indigenen Gesellschaften wird zum Vorbild für geschlechtliche, „rassische“ und soziale Ordnungsmodelle erhoben. Während die westlichen Gesellschaften sich gerade durch ihre Dynamik von den „Urvölkern“ abheben wollten, so wird andererseits eine Statik, ein weiblich codiertes Beharren affirmiert, welches das Konzept einer unbegrenzt dynamischen Moderne durchkreuzt und das „Weibliche“ im Kern westlicher Selbstentwürfe verankert.

Mit Bhabha ließe sich sagen, dass die redundante Anrufung des ewig Gleichen, die vermeintliche Wiederholung desselben, auf die eigene Verunsicherung verweist. Diese zutiefst moderne Irritation bildete zugleich den Ausgangspunkt für die Suche nach neuen Formen, sich der eigenen Hegemonie zu versichern. Der ambivalente Wunsch nach einer sich stetig verändernden, modernisierenden Gesellschaft, die zugleich in ihrer geschlechtlichen und „rassischen“ Substanz still gestellt und unveränderlich ist, lässt sich mit dem Anliegen der Konservativen Revolution vergleichen, das in den Worten Moeller van den Brucks darin bestehen sollte, „Dinge zu schaffen, die zu erhalten sich lohnt“.¹¹⁴

Über den russischen Südländer – Zur Funktion der Krim als russischer Süden und des *južanin* (Südländers) im russischen Krim- Diskurs des Zarenreichs

Kerstin S. Jobst

ABSTRACT

As cultural studies have shown, the South is – like the East or the Orient - more than simply a magnetic orientation. The South stands simultaneously for both backwardness and passivity whilst also for authenticity, naturalness, and an exotic touch. The same is also true for the Russian colonial discourse of the Crimean peninsula which was annexed in 1783. This article describes and analyses the ambiguity of the recording of the Crimean South in colonial debates: The Northern Russian power, located in the cold, attempted to ‘find’ a warm and beautiful supplement on the peninsula. Moreover the annexing of the peninsula was also intended to demonstrate the Russian ability to ‘civilise’ the ‘backward’ former Crimean Khanate with its Muslim population.

Unterhalb des Krimgebirges, welches die Südküste der Halbinsel in einen tropischen Balsam hüllt, faulenzte ich, [unweit von Jalta ...] eine Woche lang. (...) Die Einheimischen nennen diesen Herbstanfang die ‚samtene Jahreszeit‘ – das ganze Land weich und still, mit einem Seufzer im Oktober versinkend. Ein milchiger Dunst lag über allem, strich glättend den Himmel und die ruhige See zusammen, raubte den Horizont, so daß das Kielwasser eines vorbeifahrenden Bootes ein Runzeln blieb, aufgehängt in der Leere. Über der waldbraunen Erde der Vorberge verteilte sich ein Dickicht von poliertem Rot und vergilbendem Grün. Die Weinreben in den Tälern färbten sich scharlachrot, die Haselnußsträucher golden. Juniper, Zypresse, der wilde Apfelbaum, Zwetschgen- und Birnbäume und verdrehte Krimeichen reichen weit hinauf in die Berge, bis Felsbrocken aus dieser Sanftmut emporragten, von denen sich nur noch einzelne Fichten behaupten.¹

1 C. Thubron, *Unter Russen*, München 1983, 139.

Es ist nicht bekannt, ob der englische Verfasser Colin Thubron bei der Niederschrift dieser Zeilen das 1864 entstandene Gemälde Ivan Ajvazovskijs (1817–1900), „Blick von den Bergen auf das Meer“ vor Augen gehabt hat. Dies möchte man fast glauben, denn die Übereinstimmungen frappieren: In einen nebligen Dunst getaucht, geht am Horizont eine rötlich-goldene Sonne in der spiegelglatten See unter. Im Vordergrund schlängelt sich eine in die Berge führende Straße, auf der eine Gruppe von (vermutlich krimtatarischen) Männern und Frauen auf einem Ochsenkarren zu sehen ist. Eine knorrige, „verdrehte“ Krumeiche beherrscht die Bildmitte. „Poliertes“ Rot und „vergilbendes“ Grün sind die dominierenden Farben.² Dieses Gemälde ist eine der wohl bekanntesten bildlichen Darstellungen der am Nordufer des Schwarzen Meeres gelegenen Halbinsel Krim. Sein Schöpfer, der armenischstämmige Ajvazovskij, wurde auf der Krim geboren und verbrachte einen Großteil seines Lebens nicht in den Akademien der Hauptstädte St. Petersburg oder Moskau, sondern an der Südküste der Halbinsel. Er gilt als *der* russische Meeresmaler und hat mehr als 6000 Werke hinterlassen, davon einen Großteil mit Motiven von der Krim.³ Thubron allerdings bereiste die Krim nicht zu Lebzeiten des Malers, sondern zu Beginn der 1980er Jahre, als die UdSSR noch existierte und die Halbinsel noch Teil der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik war.

Ungeachtet des langen Zeitraums, welcher zwischen der Darstellung Ajvazovskijs und dem Text Thubrongs liegen, wird in beiden Fällen eine schöne, faszinierende und in jedem Fall eine *südliche* Krim beschrieben. Im Zusammenhang mit den politischen und bevölkerungsstrukturellen Rahmenbedingungen erscheint dies ungewohnt, denn die Halbinsel war im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein zunehmend russisch geprägtes Terrain geworden und ist es bis heute auch geblieben, ungeachtet seiner staatsrechtlichen Zugehörigkeit zu der seit 1991 unabhängigen Ukraine.⁴ Als typische russische Landschaften gelten aber unabhängig von den Zeitläufen und künstlerischen oder intellektuellen Moden üblicherweise kalte, nördliche, unendliche Tundren oder bestenfalls lichte, weitläufige Birkenhaine, wie sie etwa Vassilij Bakšev in seinem 1930 entstandenen Gemälde „Blauer Frühling“ festgehalten hat. Die charakteristische russische Landschaft ist also die „kärghliche Natur“, welche der russische Romantiker und Naturlyriker Fëdor I. Tjutčev im 19. Jahrhundert (1803–1873) beschrieben hat,⁵ und nicht das an der Südküste der Halbinsel vorzufindende mediterrane Gepräge.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden zum einen die Funktion der Krim als *russischer Süden* im kolonialen Diskurs des Zarenreichs um 1900 skizziert werden. Dies ist

2 Dieses Bild zierte auch das Titelblatt folgender Arbeit: K. S. Jobst, Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich, Konstanz 2007 (=Historische Kulturwissenschaft, 11).

3 Zum Leben und Werk Ajvazovskijs vgl. G. Caffiero/I. Samarine, Meere, Städte, Träume. Die Gemälde des Ivan Ajvazovskij, Köln 2002.

4 R. Münz/R. Ohlinger, Die Ukraine zwischen Ost und West. Kollektive Erinnerung und politische Zukunftsorientierung der Bevölkerung, in: P. Jordan u. a. (Hg.), Ukraine. Geographie – Ethnische Struktur-Geschichte – Sprache und Literatur – Kultur – Politik – Bildung – Wirtschaft – Recht. Österreichische Osthefte 42 (2000), 709-740, hier 711. Gegenwärtig geben 83 Prozent der Krim-Bewohner Russisch als ihre Muttersprache an.

5 So auch der Titel des Buchs von C. Ely, This Meager Nature. Landscape and National Identity in Imperial Russia, DeKalb 2002.

ein Diskurs, welcher sich parallel zur Expansion in die südlichen Steppengebilde ausprägen begann⁶ und in dem weitgehend ignoriert wurde, dass es sich bei der Krim tatsächlich ursprünglich um einen kolonialen Erwerb handelte.⁷ Zum anderen wird der in dieser Zeit diskursiv konstruierte *južanin* als „Südländer auf der Krim“ in seiner Funktion für das russische koloniale „Selbst“ am Beispiel einiger ausgewählter publizistischer Beiträge untersucht. Festzuhalten ist, dass es sich im Folgenden dezidiert nicht um einen Beitrag zur gegenwärtig aktuellen Diskussion um die Chancen und Grenzen der sogenannten „Geschichtsregionen“ handelt, welche die Geschichtswissenschaft gegenwärtig stark umtreibt. Dabei spielen sowohl die Wiederentdeckung der Braudelschen *mediterranée* als auch die Konzeptionen einer südosteuropäischen und einer Schwarzmeerregion als europäische Mesoregion eine große Rolle.⁸ Stattdessen wird von der in den Kulturwissenschaften schon längere Zeit diskutierten Prämisse ausgegangen, dass mit Himmelsrichtungen nicht nur geographische oder klimatische Realitäten, sondern auch kulturelle Modelle und Vorstellungen verknüpft werden. Himmelsrichtungen sind relational und markieren nicht nur den eigenen räumlichen Standpunkt, sie sind auch als symbolische Zeichen zu verstehen, mit denen kulturell geformte Bedeutungskomplexe transportiert werden. Die Arbeiten von Larry Wolff über die „Erfindung Osteuropas“ als „weniger entwickeltes“ Gegenüber des sogenannten „zivilisierten“ Westens des Kontinents durch die europäischen Aufklärer, mehr noch aber Edward W. Saids kontrovers diskutierter „Orientalism“ haben dies eindringlich gezeigt.⁹ Ähnlich ambivalent wie der sogenannte Osten aus der Perspektive des ebenfalls nicht eindeutig zu verortenden Westens ist der nördliche Blick auf den Süden, welcher seit einiger Zeit ebenfalls als kulturelles Symbol erforscht wird.¹⁰ Wie der „Osten“ galt seit der Aufklärung auch der „Süden“ in Übernahme sehr viel älterer, aus der Antike stammender Vorstellungen einerseits als rückständig,

- 6 Vgl. hierzu K. S. Jobst/J. Obertreis/R. Vulpius, Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte. Die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion, in: Peter Haslinger (Hg.), Ostmitteleuropa transnational (= Comparativ 18 [2008] 2, 27-56).
- 7 1783 wurde das ursprünglich unter osmanischer Suzeränität stehende Krim-Chanat vom Russländischen Reich annektiert, nachdem es eine knappe Dekade eine Art Scheinselbständigkeit unter russischer Dominanz genossen hatte.
- 8 Vgl. u. a. F. Braudel, Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., Bd. 1. Übersetzt von Grete Osterwald. Frankfurt a. M. 1990. J. P. Arnason, Introduction. Demarcating East Central Europe, in: *European Journal of Social Theory*, 8 (2005), Heft 4, 387-400; K. Zernack, Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977, 20-30 und 88-92. H. Sundhussen, Die Wiederkehr des Raums. Über Nutzen und Nachteil von Geschichtsregionen, in: K. Clewing/O. J. Schmidt (Hg.), Südosteuropa. Von moderner Vielfalt und nationalstaatlicher Vereinigung, München 2005, 13-33 sowie S. Troebst, „What’s in a Historical Region? A Teutonic Perspective“, in: *European Review of History*, 10 (2003), 173-188. Die Debatten über die Nützlichkeit des Konzepts von „Geschichtsregionen“ in den historischen Wissenschaften wurden in den letzten Jahren vor allen Dingen von VertreterInnen der historischen Teildisziplin der Osteuropäischen Geschichte angestoßen.
- 9 L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization in the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994; E. W. Said, *Orientalism*, London 1954. Das Verdikt der Rückständigkeit Russlands hat auch die historische Forschung bis weit in 20. Jahrhundert geprägt. Vgl. hierzu insbesondere A. Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, New York 1962. Die Diskussion darüber ist ungebrochen aktuell und anachronistisch zugleich. Sie wurde zuletzt (im Herbst 2006) beispielsweise auf den Seiten h-net.msu.edu – h-Russia von HistorikerInnen geführt.
- 10 M. Winkler/F. B. Schenk (Hg.), *Der Süden. Neue Perspektiven auf eine europäische Geschichtsregion*, Frankfurt a. M. 2007.

passiv und wenig entwicklungsfähig.¹¹ Andererseits mein(t)en Menschen aus West- und Nordeuropa (einschließlich gebildeter Russen) gerade aufgrund des angenommenen Stillstandes dort Authentizität, Naturhaftigkeit und Exotik zu finden.¹² Dies galt zum Teil auch für den hier thematisierten „russischen Süden auf der Krim“, so wird im Folgenden gezeigt werden: Für die russischen Oberschichten war diese Denkgewohnheit oftmals eng mit der eines „russischen Orients“ verbunden¹³, verband also ein ganzes Bündel z. T. widersprüchlicher Vorstellungen miteinander: *Dieser* Süden avancierte zu einem schönen Ort der Kontemplation *innerhalb* des eigenen Vaterlands, der sogar den Neid der anderen Europäer weckte. *Diesen* Süden beherrschte das vermeintlich so rückständige Zarenreich und bewies dort seine Aufbaukraft, ganz wie andere Kolonialmächte auch, wenn nicht gar besser... Und in *diesem* Süden konnten Russen folglich demonstrieren, dass sie selbstverständlich europäische Kultur nicht nur lebten, sondern auch zu verbreiten im Stande waren. Kurz: die Krim als Süden half den russischen Oberschichten, sich als Europäer zu positionieren. Vergessen werden darf zudem eines nicht: Mit dem Süden verbanden die klimatischen Extremen ausgesetzten Russen schlicht auch den Wunsch nach Wärme.

2. Russland versus Europa? Zur Funktion der Krim im russischen imperialen Narrativ

Die Verbindung von „Süden“ und „Russland“ war lange Zeit unüblich. Noch im 16. und 17. Jahrhundert war das Großfürstentum Moskau bzw. das Zartum nach Nordwesten, Osten und nach Sibirien expandiert, hatte das warme Schwarze Meer aber nicht erreicht. Das Zarenreich galt auch deshalb als „nördliche“ Macht und zwar bevor die Enzyklopädisten der Aufklärung Russland als Teil eines normativen „Ostens“ zu verorten begannen, welchem ein eklatantes Entwicklungs- und Zivilisationsdefizit bescheinigt wurde.¹⁴ Das Diktum des „Semieuropäischen“ haftet(e) dem Reich auch weiter an,¹⁵ ungeachtet der bereits von den Vorgängern Peters I. begonnenen Politik der Öffnung nach Westen und der von Katharina II. fast trotzig formulierten Maxime „La Russie est une puissance européenne“.¹⁶

11 B. Struck, Vom historisch-klimatischen Raum zum politischen Raum. Europas mentale Geographien um 1800, <http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=186> (10.10.2008), 1-7. Eingesehen am 18. 10. 2009.

12 Zentral zum Phänomen des „Exotismus“ immer noch vgl. T. Todorov, *Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine*, Paris 1989.

13 Es ist anzumerken, dass die Krim im russischen Diskurs des Zarenreichs aufgrund des manifesten Bevölkerungsanteils muslimischer Krimtataren auch „Orient“ war. Vgl. hierzu K. S. Jobst, „Asien auf der Krim“. Die Kategorien „Orient“ und „Okzident“ im europäischen Krim-Diskurs vor dem Ersten Weltkrieg, in: C. Duhamelle / A. Kossert / B. Struck (Hg.), *Grenzen und Grenzräume im europäischen Vergleich*, Frankfurt a. M. 2007, 225-246.

14 Vgl. hierzu H. Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas, in: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas*, 33 (1985), 48-91 sowie E. Klug, Das „asiatische“ Rußland. Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils, in: *Historische Zeitschrift*, 245 (1987), 265-289.

15 Vgl. hierzu Wolff (Anm. 9).

16 *Instruction des sa Majesté Catherine II. Académie des Sciences, St. Petersburg 1769*, 3.

Bereits unter Ivan IV. hatte in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Eroberung der Chanate Kazan¹⁷ und Astrachan begonnen und damit das imperiale und koloniale Ausgreifen des Moskauer Staates, welches bis in das 20. Jahrhundert hinein nicht zum Stillstand kam. Der Bedrohung von der offenen Südgrenze her, also von Seiten des Krim-Chanats und des Osmanischen Reichs, war man allerdings bis in das 18. Jahrhundert hinein nicht Herr geworden.¹⁷ Erst Katharina II. nahm in ihrer Regierungszeit (1762–1796) die bereits von ihren Vorgängern unternommenen Versuche zur Einnahme des nördlichen Schwarzmeeres wieder auf und war schließlich erfolgreich.¹⁸ Nicht zuletzt dank der Annexion der Krim 1783, Teil des alsbald als „Neurussland“ beziehungsweise „Südrussland“ bezeichneten Gebiets, erwarb sich die Zarin in den Augen der europäischen Oberschicht der Zeit den Ehrentitel einer „Semiramis des Südens“. Dennoch, das Stigma nicht nur der Rückständigkeit, sondern auch einer allgemeinen Lebensfeindlichkeit haftete dem Reich an, schon bevor es dann durch Revolutionen und Stalinismus endgültig im sogenannten Westen auch auf emotionaler Ebene zum ‚Imperium der Kälte‘ wurde.¹⁹

Die 1783 ursprünglich aus strategischen Gründen annektierte Halbinsel spielte eine besondere Rolle im russischen imperialen, nationalen und – damit eng verknüpft – religiösen Narrativ.²⁰ Vergleichbar mit der Haltung vieler Engländer gegenüber Irland oder vieler Franzosen in Bezug auf Algerien, wurde die Krim im russischen kollektiven Bewusstsein sehr schnell als *naš* („unser“) eingeschrieben.²¹ Bei diesem höchst komplexen mentalen und emotionalen Aneignungsprozess („osvoenie“) half,²² so die hier vertretene These, die Verortung der Krim als russischer Süden.

Doch noch mehr als das. Das ehemalige Krim-Chanat mit seiner bis in das 19. Jahrhundert muslimischen Bevölkerungsmehrheit wurde zu einem Vehikel, mittels dessen sich die von der Dynastie und einem Großteil der Oberschicht reklamierte Europäizität des Imperiums besonders nachdrücklich transportieren ließ. Die russische Macht präsentierte sich dem übrigen Europa gegenüber mit Hilfe des lange Zeit unter osmanischer Oberhoheit stehenden Neuerwerbs als endgültiger Beseitiger der „Türkengefahr“, die das christliche Europa so lange bedroht hatte.²³ Sie erwarb sich mit der Halbinsel *ihren*

17 Vgl. M. Khodorovsky, *Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire 1500–1800*, Bloomington/Indianapolis 2002.

18 Vgl. A.W. Fisher, *The Russian Annexation of the Crimea 1772–1783*, Cambridge 1970.

19 Letzteres ist insbesondere durch die sowjetische Praxis befördert worden, politisch und sonstige unliebsame Personen und Völker nach Sibirien zu verbannen. Dies war allerdings keine sowjetische Erfindung, sondern wurde bereits im Zarenreich praktiziert. Strafkolonien gehörten jedoch auch u. a. im britischen oder im französischen Kontext zum Repertoire der Gerichtsbarkeit und aktiver Kolonialpolitik. Vgl. für den russisch/sowjetischen Zusammenhang F. Hill/C. G. Gaddy, *The Siberian Curse. How Communist Planners Left Russia Out in the Cold*, Washington D.C. 2003.

20 Die angeblich auf der Krim im 10. Jahrhundert stattgefundenen Taufe des ostslawischen Großfürsten Wladimir ist der Bezug. Vgl. F. Butler, *Enlightener of Rus'. The Image of Vladimir Sviatoslavich across the Centuries*, Bloomington, Indiana 2002.

21 Vgl. z. B. D. Lieven, *Empire. The Russian Empire and its Rivals*, London/New Haven 2001, 4 f.

22 Zu den verschiedenen Facetten der russischen Debatten über die Halbinsel vgl. grundsätzlich Jobst, Perle (Anm. 2).

23 Zur Geschichte des Krim-Chanats vgl. v. a. A. W. Fisher, *The Crimean Tatars*, Stanford 1978. Zur sogenannten „Türkengefahr“ vgl. J. Delumeau, *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1985.

Anteil an der klassischen Antike, welche die europäischen Eliten der Zeit begeisterte. Denn die Krim war das ehemalige Taurien, was mit der von der Zarin Katharina II. verfügbaren offiziellen hellenisierten Terminologie – „Tavrida“ (russ. für „Taurien“ statt „Kırım“ (krimtatarisch), „Simferopol“ statt „Akmeçet“ etc. – betont werden sollte, sich freilich so recht nicht durchsetzen sollte.²⁴

In Übernahme des aus anderen kolonialen Kontexten vertrauten Arguments von der Notwendigkeit einer Zivilisierungsmission als nachgereichte Legitimation eines auch von Zeitgenossen durchaus ambivalent beurteilten Rechtsakts,²⁵ konnte die russische Macht sich gegenüber den teils kooptierten, teils deklassierten muslimischen Krimtataren als „Zivilisationsbringer“ fühlen.²⁶ Auch wenn diese Übereinstimmungen mit den anerkannten westlichen Imperien frappieren, Russland wurde seit dem 18. Jahrhundert im europäischen Oberschichtendiskurs nicht nur als Subjekt, sondern auch als Objekt eines weltweit agierenden Imperialismus gesehen. Selbst als dieses Imperium mit den Kriegen gegen Napoleon seine Position im europäischen Konzert der Mächte endgültig gefestigt hatte, wurde ihm weiterhin auf kulturellem und wirtschaftlichen Gebiet eine eklatante Rückständigkeit bescheinigt. Angesichts des von Dietrich Geyer erbrachten Befunds der Abhängigkeit dieses Staates von ausländischen Kapitalien seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dieses Urteil der Zeitgenossen aus ökonomischer Perspektive ohne Zweifel auch rückblickend stimmig.²⁷

Dennoch wird hier davon ausgegangen, dass sich der russische Kolonialismus in vielerlei Hinsicht weitaus weniger von den klassischen Kolonialmächten wie Großbritannien oder Frankreich unterschied, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Dies gilt meines Erachtens insbesondere für die kollektive Eigenwahrnehmung Russlands im Spiegel des kolonialen ‚Anderen‘, das den übergeordneten Rahmen dieser Untersuchung bildet. Die immer noch gültige Feststellung schließlich, dass imperialistische Herrschaftsausübung keiner generellen theoretischen Normierung zugänglich ist, vor allen Dingen nicht der

24 Zur russischen Symbolpolitik in der Frühphase russischer Krim-Herrschaft vgl. A. Zorin, „Krym v istorii russkogo samosoznaniija“, in: *Novoe literaturnoe obozrenie*, 31 (1998), 125-143. Siehe auch R. S. Wortman, *Scenarios of Power. Myth and Ceremony in Russian Monarchy*, Bd. 1 (From Peter the Great to the Death of Nicholas I), Princeton 1995 und Bd. II. (From Alexander II to the Abdication of Nicolas II), Princeton 2000.

25 Grundsätzlich überwog in der damaligen gesamteuropäischen Öffentlichkeit aber die Zustimmung zur Annektion, was auch durch zahlreiche Jubeloden dokumentiert wird. Vgl. hierzu immer noch B. von Billbasov (d. i. Bil'basov), *Katharina II. Kaiserin von Rußland im Urtheile der Weltliteratur*, 2 Bde, Berlin 1897, hier Bd. 1 (Die Literatur bis zu Katharina's Tode), z. B. 417 f., 420 f. und 504. Bill'basov zitiert hier u. a. das Lied „An das Bild der Selbstherrscherin aller Reussen auf der Medaille von der Unterwerfung der Krimm im Jahre 1783. Gesungen von C. L. v. Klénke“, das 1789 in Berlin veröffentlicht wurde. Dort heißt es: „Sie (Katharina II., J.), die den Thronen Säulen giebt, und kühn/Die Häupter krönt, die Kronen würdig handeln/Sie fessle Asien durch Ihren Potemkin/Das weiche Morgenland in Helden zu verwandeln!“

26 Auch im Fall der Halbinsel Krim als Teil des Schwarzmeerraums ist der in den russischen Debatten zuweilen verwandte Terminus des „Eingeborenen“ (*tuzemec*) unzutreffend, da diese Region immer ein Durchzugsgebiet war, „Ureinwohner“ sind somit nicht auszumachen. Deshalb wird im Rahmen dieser Ausführungen der Begriff der eingewurzelten Bevölkerung für die Krimtataren bevorzugt. Vgl. hierzu einleitend C. King, *The Black Sea. A History*, Oxford 2004.

27 D. Geyer, *Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860–1914*, Göttingen 1977.

Unterscheidung in „fortschrittlich“ oder „rückständig“²⁸, trifft auch auf das russländische Imperium zu. Unter Annahme der Prämisse, dass sich koloniale Beziehungen nicht allein mittels ökonomischer Termini wie dem der Ausbeutung der Peripherie durch die Metropole ausdrücken lassen (ein Kriterium, welches das Zarenreich im Übrigen „erfüllte“, betrachtet man z. B. das wirtschaftliche Vorgehen in Teilen Zentralasiens), war das Russländische Reich ohne Zweifel eine Kolonialmacht: Nicht nur am Beispiel der russischen Herrschaft über die Krim lässt sich nämlich zeigen, dass die politische Unterwerfung auch durch die Konstruktion von Alterität legitimiert wurde – *zivilisierte* Russen versus *degenerierte* Krimtataren, russische *Ordnung* versus muslimisches *Chaos*, aber auch – und sehr komplex – der russische *Norden* gegen den tatarischen *Süden*.²⁹

3. Die Krim als „russischer Süden“

Der auf der Krim-Halbinsel *entdeckte* Süden wurde aufgrund des muslimischen Bevölkerungsteils zum Teil, wie bereits oben erwähnt, auch als *Orient* wahrgenommen.³⁰ Er half dabei, das russländische Imperium auch in der Außenwahrnehmung aufzuwerten – als Laboratorium erfolgreicher ‚Erziehung‘ von ‚zivilisatorisch Rückständigen‘, wie etwa der muslimischen Krimtataren,³¹ durch die erfolgreiche Implementierung Jaltas als Kurbad von europäischem Format oder aber als besonders schöner, exotischer Teil des Imperiums. Mit dem „russischen Süden auf der Krim“ sollten sich also Vorstellungen von Rückständigkeit *und* Progressivität, von Statik und Dynamik verbinden. Auch wenn eine gewisse Ambivalenz „des Südens“ in den europäischen zeitgenössischen Debatten grundsätzlich angelegt war, zumeist dominierten die Vorstellungen eines wenig entwicklungsfähigen „Südens“: beispielsweise galt Spanien als „südliches“ Land der europäischen Öffentlichkeit vor dem Ersten Weltkrieg als fortschrittsfeindlich und besonders in religiöser Hinsicht als rückwärtsgewandt. Parallel dazu kursierte eine positive, romantisch verklärende Vorstellung über das Land als Residuum der Natürlichkeit.³²

28 Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten J. Osterhammels. Unter Einbeziehung des Russländischen Reichs vor allen Dingen Derselbe, *Russland und der Vergleich zwischen Imperien. Einige Anknüpfungspunkte*, in: Haslinger (Anm. 6), 11-26. Vgl. auch W. J. Mommsen, *Imperialismus. Seine geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen. Ein Quellen- und Arbeitsbuch*, Hamburg 1977, 91.

29 Zur Krim vgl. Jobst, Perle (Anm. 2). Vgl. zu anderen Gebieten und Aspekten z. B. D. R. Brower/E. J. Lazzarini (Hg.), *Russia's Orient. Imperial Borderlands and Peoples 1700–1917*, Indianapolis 1997; Y. Slezkine, *Arctic Mirrors. Russia and the Small Peoples of the North*, Ithaca/London 1994; I. Vinkovetskii, *Circumnavigation, Empire, Modernity, Race. The Impact of Round-The-World-Voyages on Russia's Imperial Consciousness*, in: *Ab Imperio* 1-2 (2001), 191-210.

30 Zu den Besonderheiten des orientalistischen Diskurses im Russländischen Reich vgl. K. S. Jobst *Ambivalenzen. Anmerkungen zum orientalistischen Diskurs im Zarenreich*, in: D. Quintern/V. C. Paulus (Hg.), *Entführung in den Serail. Interdisziplinäre Beiträge zum Orientalismus*, Berlin 2008, 165-184.

31 Im russischen Krim-Diskurs im Zarenreich fehlte in Bezug auf die krimtatarischen Untertanen ein russisch-biologischer Diskurs weitgehend, aber nicht völlig (s. u.). Grundsätzlich galten Krimtataren, klassisch-humanistischen Auffassungen entsprechend, als „erziehbar“.

32 Vgl. auch Winkler/Schenk (Anm. 7).

Russland, das ‚Imperium der Kälte‘, hatte mit der Annexion des Krim-Chanats sein südliches Supplement gewonnen und begann ohne Zeitverlust, dies auch zu popularisieren. Noch im Vorfeld der Eroberung war die Krim für die meisten Europäer und Europäerinnen der Oberschicht und damit auch für die meisten Russinnen und Russen eine gänzlich unbekannt Region gewesen. Sie bot aber bereits bald einen idealen, da mit vielfältigen Wünschen, Vorstellungen und Erwartungen sich füllenden Raum des Imaginären. Und dies geschah lange bevor Lenin diesen Ort Anfang der 1920er Jahre zum „Allunions-Sanatorium“ erklärte und bevor die Halbinsel mit Beginn der 1960er Jahre zum Paradies der urlaubenden werktätigen Massen wurde.³³ 1929 prägte Vladimir V. Majakovskij (1893–1930), der sogenannte „Dichter der Revolution“ und einer der meistgelesenen Schriftsteller der UdSSR, das Wort von der „unvergleichlichen Krim“ und dem „Roten Nizza“:

*Und die Idioten nennen sie „das Rote Nizza“ (I glupa zvat' ego „Krasnaja Nicca“)
Und die Überdrüssigen nennen sie das „All-Unions Sanatorium“ (I skučno, zvat'
„Vsesojuznaja zdravnica“)
Womit ist unsere Krim vergleichbar? (Našemu Krymu s čem sravnit'sja?)
Unsere Krim ist unvergleichbar (Ne s čem našemu Krymu s čem sravnit'sja?)³⁴*

Als Initialzündung für die Beschreibung der Krim als „russischer Süden“ muss bereits die sogenannte „Taurische Reise“ der Zarin Katharina II. im Jahr 1787 gelten. Auf dieser nahm die Herrscherin in Begleitung einer hochkarätigen gesamteuropäischen *entourage*, zu der u. a. auch Kaiser Joseph II. gehörte, ihren südlichen Neuerwerb in Augenschein. Unter Zuhilfenahme aller damals üblichen Propagandamittel und Visualisierungen³⁵ konnte der Erfolg russischer Aufbaukraft wirksam demonstriert und popularisiert werden. Skeptiker inner- wie außerhalb Russlands bezweifelten indes den Erfolg der russischen Kolonisierungsmission. Sie wollten dort unten im Süden allenfalls ein riesiges Täuschungsmanöver erkennen, nämlich die sprichwörtlich gewordenen „Potemkinschen Dörfer“, die zu einem „kulturellen Mythos“³⁶ geworden sind.³⁷

33 Zur Entwicklung des Tourismus zu Zeiten der UdSSR vgl. A. Mal'gin, *Krasnaja Nicca, Simferopol'* 2007. Auf dem Titelbild ist die von Lenin ausgegebene Parole „Die Bürger der UdSSR haben das Recht auf Erholung“ („Graždane SSSR imejut pravo na otdych“) abgebildet. Die starke emotionale Bindung an die Halbinsel, welche sich viele ehemalige Sowjetbürger unabhängig ihrer nationalen Herkunft auch gegenwärtig bewahrt haben, rührt ohne Zweifel auch von dem starken touristischen Erlebnis „Krim“ her, das Millionen Werktätige miteinander teilten.

34 V. V. Majakovskij, „Krym“, in: A. N. Rudjakov/V. P. Kazarin (Hg.), *Krym. Poetičeskij atlas, Simferopol'* 1989, 17-18, hier 17. Übersetzung aus dem Russischen von K. S. Jobst.

35 Europaweite Popularität erlangte z. B. die von Ferdinand de Meys angefertigte Tuschezeichnung „Allegorie auf die Krimreise Katharinas II. im Jahre 1787“, welche 1790 auch als Kupferstichplatte ausgefertigt und mehrfach als Gemälde reproduziert wurde. Sehr populär auch die Berichte der die Zarin begleitenden Diplomaten Charles Joseph de Ligne (Zur Krim-Reise vgl. Derselbe, *Mémoires et mélanges historiques*, Bd. 3, Paris 1989) sowie de Ségur (M. le Comte de Ségur, *Mémoires ou souvenirs et anecdotes*, 3. Bd. Paris 1926³).

36 M. Pančenko, „Potemkinskie derevni kak kul'turnyj mif“, in: *XVIII vek*, 14 (1983), 93-104.

37 Vgl. hierzu u. a. K. S. Jobst, Die Taurische Reise von 1787 als Beginn der Mythisierung der Krim. Bemerkungen zum europäischen Krim-Diskurs des 18. und 19. Jahrhunderts, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 83 (2001), 121-144. S. Dickinson, *Russia's First, Orient': Characterizing the Crimea in 1787*, in: *Kritika. Explorations in Russian and*

Beeinflusst durch die Ideen der Romantik, verbreitete sich in den europäischen Oberschichten in den nächsten Jahrzehnten dennoch die Vorstellung von der *schönen, südlichen Krim*. Zahlreiche Russen und Nichtrussen bereisten in der Folge die Halbinsel und viele von ihnen verfassten von der europäischen Öffentlichkeit vielgelesene Reiseberichte über ihre dort gewonnenen Eindrücke.³⁸ Aber auch die Literatur und Poesie hatte ihren Anteil daran, dass die Krim als ein südlicher Teil des Imperiums weithin bekannt wurde.³⁹ Nicht immer handelte es sich dabei um hochrangige Werke, sondern auch um Gedichte, wie dieses 1838 in der russischen Zeitschrift *Sovremennik* veröffentlichte. Es trägt den Titel „Alupka“; dies war ein ursprünglich tatarisch besiedeltes Dorf an der Südküste. Zu Beginn der 1830er Jahre wurde dort mit dem Bau des Palasts des Gouverneurs Voronzov begonnen, der auch heute noch ein touristischer Hauptanziehungspunkt der Halbinsel ist.

(Auszug)

Jungfrauen! Des heimischen Nordens (Devy! Severa rodnogo)
Werft Eisschollen und Schneetreiben ab (Brošte l'diny i metel':)
In der Wonne des himmelblauen Südens (V nege Juga golubogo)
Steht Euch eine Wiege bereit (Vam gotova kolybel')
 [...]
Hier, unter der Musik der Brunnen (Zdes' pod muziku fontanov)
Klingen die Lieder des Südens für Euch (Pesni Juga vam snojut,)
Und unter Schatten der Kastanien (I pod teniju kaštanov)
Verzaubern Euch Kaskaden (Vas kaskadom obol'jut.)
Hier, in diesem gastfreundlichen Land (Zdes', v kraju gostepriimnom,)
Der Euch einen Traum erblühen ließ (Razcvetivši vam mečtu.)
Ist Lorbeer, verflochten mit Rosmarin (Lavr, spletennyi s rozmarinom,)
Der die Schönheit bekränzt (Uvenčacet krasotu.)⁴⁰

Auch in der folgenden Zeit wurde von Literaten und Reisenden ein kaltes Russland dem warmen, schöneren Süden gegenübergestellt, ohne semantisch eine Trennung vorzunehmen: Vielmehr wurde das Bild einer organischen, natürlichen Verbindung zwischen

Eurasian History, 3 (2002), 3-25 sowie Dies., *Imagining Space and the Self. Russian Travel Writing and its Narrators 1762–1825*, P. H. D. Dissertation Harvard University 1995, besonders 125-158; A.

38 Vgl. hierzu im Überblick A. A. Nepomnjaščij, *Zapiski putešestvennikov i putevoditeli v razvitii istoričeskogo kraevedenija Kryma* (posl. Tret' 18 – nač. 20 v.), Kiev 1999.

39 Zu den bekanntesten literarischen Verarbeitungen gehören ohne Zweifel folgende Werke: Alexander Puškins „Bachčisarajskij fontan“ („Der Brunnen von Bachčisaraj“, in dt. Übersetzungen zumeist „Der Tränenbrunnen“) von 1824, das ein den damaligen literarischen Strömungen entsprechend stark orientalisiertes Krim-Bild transportiert. Lev N. Tolstoj's „Sevastopol'skie rasskazy“ („Sevastopoler Erzählungen“) beschreibt im zeitgenössischen realistischen Stil die Belagerung Sevastopols von 1854/1855 und wurden noch während der Kampfhandlungen im Krim-Krieg veröffentlicht. Sie sind damit auch publizistisch relevant. Die dritte berühmte Krim-Erzählung schließlich ist für den hier zu behandelnden Kontext am zentralsten: Antonin P. Čechov's „Dama s sobačkoj“ („Die Dame mit dem Hündchen“) erschien 1899 und schildert ein schönes, südliches und zugleich eindeutig russisch markiertes Terrain.

40 A. Š., „Alupka“, in: *Sovremennik*, 3 (1838), Heft 10, Abt. 1, Slovesnost', 87 f. Übersetzung von K. S. Jobst.

Norden und Süden, Kälte und Wärme beschworen. Das südliche Ufer der Krim sei „das kolossale Treibhaus Russlands“, in dem eine südliche Sonne scheine, ein süßer Duft herrsche und das den kalten Winden nicht so ausgeliefert sei wie die Rus'.⁴¹ Dieses „russische Land der Sonne“ („russkij kraj sol'nca“) wurde in seiner Bedeutung für das Imperium sogar mit St. Petersburg verglichen. – Ein Vergleich übrigens, der nicht zugunsten der Hauptstadt im Norden ausfiel. In den dortigen Kunstakademien herrsche eine „sumpfige Atmosphäre“, in der jede Fantasie erkalte. Auf der Krim finde man hingegen „Schönheit und eine typische Originalität in allem, was einen umgibt: im Menschen der Krim, in den Bergen der Krim, im Meer der Krim“. Dies sei inspirierend, und die zukünftige Gründung von Kunstakademien in Jalta, Sevastopol' oder Feodosija – alle an der mediterranen Südküste gelegen – sei „fast ein Naturgesetz, eine dringende Notwendigkeit“. Die Krim gebäre Künstler, während Petersburg, so schloss der Verfasser düster, sie nur töten könne.⁴² Und tatsächlich wurde die Krim in der folgenden Zeit zu einem gefragten Künstler-Refugium: Die Schriftsteller Antonin P. Čechov, Ivan V. Bunin, Maksimilian A. Vološin und Marina I. Cvetaeva verbrachten genauso Lebenszeit auf der *Schönen Krim* wie der Musiker Modest P. Musorgskij, um nur einige wenige zu nennen.⁴³ Dem überwiegenden Teil derjenigen, welche ihre Krim-Impressionen zu Papier brachten und vorwiegend in den größeren Städten des Zentrums verbreiteten, war allerdings kein dauerhafter Aufenthalt dort unten im Süden vergönnt, denn sie mussten in den kalten Norden zurückkehren. Auch aus diesem Grund ist das Motiv des schmerzlichen Abschiednehmens im russischen Krim-Diskurs ein so zentrales:

Lebe wohl, Taurien. Lebe wohl für lange Zeit, wenn nicht gar für immer. Ich danke Dir, Du Schönheit, für die großen Gefühle, die Du mir eingeflüßt hast mit Deinem südlichen Reiz; für die süße Zeit, welche ich an Deinem blühenden Busen voller Wonnen verbrachte (...). Taurien: Du bist das beste Geschenk der Natur, Du bist die Perle der russischen Krone,

so ein Besucher 1841. Wesentlich für diese und zahlreiche ähnliche Thematisierungen des Topos der „Trennung“ vom Süden ist die sowohl in spezifisch kolonialen als auch bei Naturbegegnungen im Allgemeinen vorgenommene Unterscheidung in männliche und weibliche Sphären. Der mobile, aktive männliche Ich-Erzähler des Textes verabschiedet sich von dem immobilien, passiven, im Russischen femininen „Taurien“ („Tavrida“). Die

41 E. Markov, Očerki Kryma. Kartiny krymskoj žizni, istorii i prirod, Simferopol'/Moskva 1994 (Neudruck der 3. Ausgabe von 1902), 524.

42 Ebenda, 518.

43 Auch gegenwärtig wird die Bedeutung der Krim als Ort russischer Kultur stark betont, vgl. z. B. das bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk von G. Pečatkina, Liki Tavridy. Očerki vospominanija esse, Simferopol' 2006² (1. Auflage 2003). Dies geschieht ohne Zweifel auch, um die Relevanz der überwiegend von Russen bewohnten Halbinsel als russischen Erinnerungsort gegenüber konkurrierenden nationalen Ansprüchen von Ukrainern und Krimtataren aufzuzeigen. Mit der Zugehörigkeit der Krim zur Ukraine haben sich nämlich viele russische Krimbewohner genausowenig abgefunden wie mit dem seit den 1990er Jahren zu beobachtenden massiven Rückzug von Krimtataren. Diese waren 1944 von der Sowjetmacht fast vollständig nach Zentralasien deportiert worden.

Krim sei eine „Schönheit“ („krasavica“), fast eine Geliebte, an deren schönem Busen (d. h. der Natur) er geruht habe.⁴⁴

Im Vergleich mit Westeuropa war die industrielle Entwicklung des russländischen Imperiums unstrittig eine verzögerte. Dennoch konnte sich auch dort zunehmend der Typus des großstadtmüden Oberschichtenrussen entwickeln. In Analogie zum westlichen Europa verlangte auch dieser nach Kontemplation und fand mit dem auf der Krim vorgefundenen Süden offenbar einen idealen Ort, denn in den folgenden Jahrzehnten wurde die therapeutische Wirkung der Halbinsel zu einem weiteren konstituierenden Element der Krim-Debatten. Die reinigende, erquickende Kraft der Krim nicht nur auf den Geist, sondern auch auf den Körper wurde nach der Jahrhundertwende zunehmend zu einem Thema. Zu diesem Zeitpunkt wurde auch in den russischen Kurbädern die körperliche Begegnung mit dem Wasser, das Baden im Meer, üblich. Anders als noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als weder der „Zauber der Sandstrände noch die Erregung des Badenden, der mit den Wellen kämpft, noch die Sommerfrische am Meer“,⁴⁵ zum Repertoire der Oberschichtenreisenden gehörte, wurden der Süden und sein Meer auch zu einem Ort der Sinnlichkeit. Dies galt ganz konkret für die nun vermehrt verfassten Beschreibungen von erotischen Begegnungen zwischen den Geschlechtern, wie beispielsweise in der populären literarischen Umsetzung des Krim-Sujets bei Čechovs „Die Dame mit dem Hündchen“,⁴⁶ sowie in eher publizistischen Werken. Auch der unmittelbare physische, sensorische Kontakt mit dem Sand und dem Meer löste Wohlgefühle aus. „Am besten“, so der Rat eines Reisenden kurz vor dem Ersten Weltkrieg, ziehe man bei der Begegnung mit dem Schwarzen Meer die „Schuhe aus, krepelt den Rock hoch, schlägt die Hosen bis zum Knie hoch, spaziert barfuß über den weichen, samtigen Sand, geht vor allen Dingen in die Wellen hinein, damit sie die Beine mit starker und angenehmer Empfindung umströmen.“⁴⁷

4. Der „russische Südländer“

Der nicht nur literarisch, sondern auch höchst real existierende „Südländer auf der Krim“ war ein Phänomen, welches ohne die vielfältigen und komplexen Interaktionen und wechselseitige Beeinflussungen der verschiedenen nationalen und religiösen Gruppen der Halbinsel nicht möglich gewesen wäre. Die Figur des „russischen Südländers“ war

44 Dnevnik poezdki po Rossii v 1841 godu, in: Russkaja Starina, 44(1913), Bd. 155, Heft 4-6, 492-519, hier 517.

45 A. Corbin, Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste, Frankfurt a. M. 1994, 13, spricht gar von „abstoßenden Bildern“, welche lange Zeit mit dem Meer assoziiert wurden. Er führt dies nicht zuletzt auf die „antike Kodifizierung des Meereszorns“ (24) zurück, welche sich auch in dem kulturübergreifend präsenten Topos der Sintflut ausdrücke. Ein verwissenschaftlichtes Weltbild beförderte erst seit dem 17. Jahrhundert die Entwicklung der Meereskunde und, ‚der Satan (zog) sich von der Bühne der mentalen Geschichte des Abendlandes zurück‘. Ebenda, 34.

46 A. Tschechov, Die Dame mit dem Hündchen, in: Ders., Späte Erzählungen 1893–1903, München 1988, 691-708.

47 S. Elpat'evskij, Krymskie očerki god 1913-j. Vstupitel'noe slovo, primečanija Dmitrija Loseva, Feodosija 1998 (Neudruck der Ausgabe von 1913), 42.

das Ergebnis der Prozesse von wechselseitiger Akkulturation, Hybridisierung und des Synkretismus; Prozesse also, die auf der Krim zu allen historischen Zeiten in wechselnden Ausprägungen und Spielarten signifikant waren, und die Neal Ascherson in seinem zu Recht vielbeachteten Buch „Das Schwarze Meer“ so treffend beschrieben hat.⁴⁸ Für die Zeit zwischen Annexion und Erstem Weltkrieg ist gleichwohl festzuhalten, dass das Prinzip religiöser und nationaler Trennung zwischen den christlichen Gruppen unterschiedlichen Bekenntnisses einerseits und den muslimischen Krimbewohnern andererseits grundsätzlich aufrechterhalten wurde.

Dem schönen russischen Süden auf der Krim wurde auch in der Fortführung der anthropogeographischen Tradition des 18. Jahrhunderts ein positiver Einfluss auf die dort lebenden Menschen zugesprochen.⁴⁹ Die Auffassung, dass auf einem so schönen Fleckchen Erde zwangsläufig schöne Menschen leben müssten, war weit verbreitet. Für die Krim bedeutete dies, dass die an der *schönen Südküste* lebenden muslimischen Bewohnerinnen und Bewohner als schöner und „zivilisierter“ wahrgenommen wurden, als die noch bis ins 19. Jahrhundert hinein größtenteils nomadisch lebenden Nogay-Tataren. Diese waren nicht nur traditionell nichtsesshaft, sondern besiedelten zudem eine mit dem russischen Zentrum vergleichbare Steppenlandschaft, nämlich den eher prosaischen Norden der Halbinsel. Die bei den südlichen Tataren russischerseits überdies seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wahrgenommene Abwesenheit ‚mongolischer‘ Merkmale spielte bei der Wertschätzung ebenfalls eine eminente Rolle.⁵⁰ Grundsätzlich nahmen derartige rassistische Einlassungen in den russischen Krim-Debatten keinen großen Raum ein.⁵¹ Dennoch: Die Berg- und Küstentataren galten im Sinne imperialer Herrschaftsausübung als „nützlicher“, weil sie Land- und Gartenbau betrieben. Sie schienen den Russen damit nicht nur phänotypisch ähnlicher als die Nomaden im Norden der Halbinsel zu sein, sondern auch im Hinblick auf die Siedlungs- und Wirtschaftsform. Der russischerseits vielfältig formulierte Wunsch und die Bereitschaft, sich mit diesen zwar religiös differenten, aber dennoch als *ähnlich wahrgenommenen* ethnischen Gruppen zu verbinden, zeigt dass die Akkulturation auch von den kolonialen Eroberern für diese selbst gewünscht wurde.⁵²

Fast erscheint es als Vorwegnahme eines zentralen Postulats der neueren kulturwissenschaftlichen Imperialismusforschung, dass bereits einige Literaten und Wissenschaftler in den Jahren von dem Ersten Weltkrieg erkannten, dass die koloniale Begegnung keine

48 N. Ascherson, *Schwarzes Meer*, Berlin 1996. Zu diesen Prozessen im Zarenreich vgl.: K. S. Jobst, „Die Wahrnehmung von Assimilations- und Akkulturationsprozessen im russischen Krim-Diskurs vor dem Ersten Weltkrieg“, erscheint in: V. Herdt / D. Neutatz (Hg.), *Lebenswelten der multiethnischen bäuerlichen Bevölkerung im Schwarzmeer- und Wolgagebiet vor 1917*, im Druck.

49 Vgl. hierzu einfühend K.-H. Kohl, *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden*, Frankfurt a. M. 1986, 112f.

50 Der sowjetische Ethnograph B.A. Kufitin, *Južnoberežnye Tatory Kryma (Die Krimtataren der Südküste)*, in: *Zabveniju ne podležit... Iz istorii krymsko-tatarskoj gosudarstvennosti i Kryma. Naučno-populjarnye očerki*, Kazan' 1992, 239-250, hier 219, stellte noch 1925 fest, dass die Tataren der Südküste sich von den übrigen durch einen „Mangel an mongolischen Charakteristika“ unterschieden.

51 Vgl. Anm. 31.

52 Dies ist ein weiterer Hinweis auf den insgesamt inklusiven Charakter des russländischen Imperiums.

kulturelle Einbahnstraße in Richtung Peripherie und einer einseitigen Akkulturation der Kolonisierten an die Kolonialmächte gewesen war.⁵³ Im vorliegenden Fall hätte dies in der Praxis die weitgehende „Russifizierung“ der tatarischen Bevölkerung bedeutet, zu der es allerdings in zarischer Zeit nicht gekommen ist. Vor dem Ersten Weltkrieg ist es vielmehr zu komplexen Austauschprozessen zwischen eingewurzelten (d. h. zumeist krimtatarischen) und slavischen (primär russischen und ukrainischen, aber auch sonstigen slavisch-orthodoxen) Neusiedlern gekommen, vor allen Dingen in den infrastrukturell weniger gut angebundenen Bergregionen abseits der stark russifizierten und mondänen Kurorte an der Südküste. Was heutzutage von der kulturwissenschaftlichen Kolonialismusforschung als Prozess der Hybridisierung, Kreolisierung oder Synkretismus bezeichnet wird, blieb vielen Beiträgern zu den russischen Krim-Debatten nicht verschlossen und wurde sogar in vielen Fällen positiv gewertet. Der etwa noch zu Beginn der 1820er Jahre eher diffuse, aber deutlich negativ konnotierte Eindruck, dass ein auf der Krim dauerhaft angesiedelter Russe aufhöre Russe zu sein, ohne Krimtatare zu werden,⁵⁴ wurde nach der Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend als Erfolg gedeutet.⁵⁵

Am konsequentesten wurde diese Auffassung wohl im Jahr 1913 von Sergej Ja. Elpat'evskij formuliert, einem dem Kreis des revolutionären „Narodnaja Volja“ nahe stehenden Mediziner, der drei Jahre in sibirischer Verbannung verbrachte, und nach der Revolution einer der sog. Kreml-Ärzte wurde.⁵⁶ Im Sinne einer linearen Geschichtsauffassung sah er das Werden und Vergehen von Völkern als „natürlichen Prozess“ an,⁵⁷ und war auch vom „Vergehen“ der krimtatarischen Kultur fest überzeugt.⁵⁸ Doch auch vermeintlich typisch russische / slavische Charakteristika sah er keinesfalls als statisch an, sondern als sich auf der Krim im Kulturkontakt mit den anderen Gruppen modifizierend. Elpat'evskij entdeckte an vielen Orten auf der Krim abseits der mondänen Kurzentren eine Art nationalen Schmelztiegel im südlichen Russland, der deutlich in Opposition zu dem ethnisch weitgehend homogen russischen Norden gesetzt wurde. Der Süden erschien ihm als vielfältig, weich und zärtlich. Und offenbar eindeutig weiblich, worauf die häufige Verwendung des Substantivs „Menge“ / „Menschenmenge“ („tol'pa“) hinweist, dessen Geschlecht auch im Russischen feminin ist. Der Norden wurde demgegenüber als hart,

53 Die postsowjetische russische Historiographie hat dies unlängst beeindruckend deutlich gemacht: Vgl. I. V. Gerasimov u. a. (Hg.), *Novaja imperskaja istorija postsovetского prostranstva. Sbornik statej*, Kazan' 2004 (Biblioteka žurnala „Ab imperio“).

54 Reise durch Taurien im Jahre 1820 von Murawiew-Apostol. Aus dem Russischen übersetzt von W. v. Oertel, Berlin / Landsberg a. d. W. 1825 (Original: I. M. Murav'ev-Apostol, *Putešestvie po Tavride v 1820 godu*, S-Peterburg 1823), 159.

55 Zahlreiche Beispiele finden sich bei K. S. Jobst, Perle (Anm. 2).

56 Zu seiner Biographie vgl. G. Pečat'kina, Avtor „Krymskich očerkov“. Sergej Jakovlevič Elpat'evskij, in: Dies., *Liki*, 103-116.

57 Dass die Topoi „Natürlichkeit“ / „Naturzustand“ zentrale Kategorien im kolonialen Diskurs sind, sei hier nur erwähnt. Die Vorstellung von der Vergänglichkeit von Rassen findet sich übrigens auch in anderen kolonialen Kontexten der Zeit. Sie ist vermutlich am bildhaftesten (im wahrsten Sinne des Wortes) durch die fotografischen Arbeiten Edward S. Curtis' über die nordamerikanischen Ureinwohner popularisiert worden. Vgl. z. B. Derselbe, *Die Indianer Nordamerikas*, Köln 2005. Ders., *The Vanishing Race and Other Illusions. Photographs of Indians by Edward S. Curtis*, Washington D. C. 1982.

58 S. Elpat'evskij, *Očerki* (Anm. 39), 65.

männlich und rational markiert, aber damit auch als überlegenes Prinzip gekennzeichnet.⁵⁹ Die ambivalente Bewertung des Südens und seiner Bewohner wird hier besonders deutlich.

Der zuvor oftmals hervorgehobenen vermeintlichen Unterlegenheit gegenüber dem Norden wurde nun eine Stärke des Südens auf emotionalem Gebiet gegenübergestellt. Auch die russischen Oberschichten sehnten sich – wie ihre sozialen Counterparts im restlichen, kalten Europa – nach Wärme und natürlicher Üppigkeit; vielleicht sogar noch stärker angesichts des extrem kontinentalen Klimas in Zentralrussland. Auf der Krim fanden sie nicht nur einen mentalen Fluchtpunkt. Das abendliche Balaklava, ein Ort an der südwestlichen Küste unweit Sevastopol's, erschien Elpat'evskij voller Musik und Menschen und sehr familiär. Die Menschenmenge sei nämlich „südlich“ und „keine Petersburger Menge genauso finster dreinblickender wie unausgeschlafener Menschen, mit trüben Gesichtern, mit gefesselten Beinen, mit monotonen Stimmen“. Diese lebhaft, helle Menge habe freundliche, warme, vibrierende und südliche Stimmen, sei gestedig. Sie besitze „ihre eigene südliche Sprache, die nicht erfroren auf den Seiten der Grammatikbücher, nicht in enge und trockene Grammatiknormen eingebunden ist“.⁶⁰ Dort im Süden sei eine „taurisch-russische Sprache“ („tavričeskij russkij jazyk“) entstanden, nicht allein von Ukrainismen durchsetzt,⁶¹ sondern auch mit krimtatarischen, griechischen, armenischen und jiddischen Wörtern. Und gesprochen werde sie von „Südländern“ aus allen Teilen der Peripherie des Reichs – von Menschen aus Kiev etwa, von Armeniern aus Nachičevan, Russen aus Rostov oder Tataren aus Karazubasar, der neben der ehemaligen Hauptstadt Bachčisaraj auch noch im 20. Jahrhundert einzigen überwiegend tatarisch besiedelten Stadt der Krim.⁶² Elpat'evskij stand mit seiner ablehnenden Auffassung über die homogen russisch-geprägte Bevölkerungsstruktur der Metropolen St. Petersburg oder Moskau keineswegs allein, immer wieder war zu hören, dass die multiethnischen Randzonen origineller und vielfältiger seien. Das Zentrum galt hingegen manchem als „erstarrt“.⁶³

5. Resümee

Die wohl offensichtlichsten Funktionen der *topoi* des Südens und des Südländers in den Krim-Debatten sind ohne Zweifel die der Zivilisationsmüdigkeit und der „Suche nach Wärme“ auf der annektierten Krim. Die können nicht nur diejenigen nachempfinden,

59 Ebenda., 18-23.

60 Ebenda., 18 f.

61 Elpat'evskij wies damit auf den großen Anteil ukrainischer Krimbewohner hin, welche nach den Großrussen bekanntlich die größte Zahl von Neusiedlern stellten. Das Ukrainische begann im Russländischen Reich, nachdem es durch den sog. Emser Ukaz vom Mai 1876 jahrzehntelang Repressionen und Verboten ausgesetzt gewesen war, erst nach der Revolution von 1905 allmählich wieder eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Von den meisten Russen ohnehin nur als Dialekt des Russischen angesehen, war es aufgrund der jahrzehntelangen Repression 1913 noch nicht kodifiziert – also nicht in „die engen und trockenen Normen der Grammatik“ eingebunden. Die Kodifizierung erfolgte erst Ende der 1920er Jahre.

62 S. Elpat'evskij, Očerki (Anm. 39), 19-22.

63 E. Markov, Očerki (Anm. 33), 512.

welche einmal einen russischen Winter erlebt haben. Diese Elemente stehen im Zusammenhang mit einem gewandelten und romantisierten Naturempfinden der Oberschichten in der Neuzeit, in deren Folge Natur ästhetisiert wurde. Das positive Bild vom Süden ist somit nicht allein in kolonialen Kontexten zu beobachten,⁶⁴ was deutschsprachigen Leserinnen und Lesern beispielsweise in Verbindung mit Goethes Italienreise vertraut sein dürfte. Der Süden auf der Krim sollte somit nicht allein als Produkt des Kolonialreichs interpretiert werden, das Literaten und Wissenschaftler zu popularisieren halfen. Der Süden auf der Krim wurde und wird bis in unsere Zeit vielfach zweckfrei genossen, denn er zieht immer noch Touristenströme an und befriedigt schlicht das menschliche Bedürfnis nach Wärme und Schönheit.

Der auf der Krim von vielen Russen aus den nördlichen Metropolen gesuchte und gefundene Süden und der diesen bewohnende „Südländer“ waren aber eindeutig *auch* Teil der Realität des Imperiums: Der *topos* des Südens war Teil eines komplexen mentalen und emotionalen Aneignungsprozesses eines ursprünglich kolonialen Erwerbs. In dessen Verlauf wurde die Krim im russischen kollektiven Bewusstsein nicht nur irgendein Teil des Imperiums, sondern ein besonders wertvolles, *russisches* Gebiet. Mehr noch, dadurch dass man von einer weitgehend natürlichen „Verschmelzung“ (ohnehin ein zentraler Begriff im russischen kolonialen Kontext) alter und neuer Krimbewohner und -bewohnerinnen beispielsweise durch Heiraten ausging, was sich allerdings nicht erfüllte, sollte die Verbindung zwischen Zentrum und Neuerwerb besonders stabil werden. Nicht umsonst wurde die Halbinsel in den Krim-Debatten nur selten als Kolonie bezeichnet, sondern vorzugsweise als Süd- oder Neurussland. Schon bald nach der 1783 erfolgten Annexion ‚vergaßen‘ die sich an den russischen Krim-Debatten beteiligenden lesenden und schreibenden Eliten nämlich, dass dieses schöne und südliche Territorium eigentlich ein kolonialer Erwerb mit einer überwiegend ‚fremden‘, d. h. muslimischen Bevölkerung war, dessen Besitz überdies nur schwerlich mit historischen Fakten zu rechtfertigen war. Stattdessen wurde die Halbinsel als legitime, organische „südliche“ Ergänzung zu den nördlichen, zentralrussischen Gebieten verstanden.

Der in der Forschung immer wieder thematisierte inklusive Charakter des russländischen Reichs spiegelt sich letztlich auch in der Denkfigur des „Südländers“ wider. Denn die Inklusion des Fremden bzw. die Spiegelung des Eigenen in diesem ist für ein Imperium der „Landtreter“ wie das russische ungleich wichtiger als für eines der „Seeschäumer“ wie das britische, welches sich vorwiegend Überseekolonien angeeignet hatte. Der um seiner einprägsamen Bildlichkeit wegen immer wieder herangezogene Vergleich Carl Schmitts

64 Die Literatur ist äußerst umfangreich. Den hier genannten Arbeiten ist gemein, dass sie einer strikten Trennung zwischen Natur einerseits und Kultur andererseits widersprechen. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die Festlegung dessen, was als Natur gilt, zeitlich und räumlich unterschiedlich bewertet wird. Stellvertretend seien hier genannt: G. Böhme/H. Böhme, Feuer, Wasser, Erde Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente, München 1996; P. A. Coates, Nature. Western Attitudes since Ancient Times, London 1998; A. Demandt, Über allen Wipfeln. Der Baum in der Kulturgeschichte, Köln/Weimar/Wien 2002; R. Groh/D. Groh, Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur, Frankfurt a. M. 1991; Dieselben, Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2, Frankfurt a. M. 1996; K. Thomas, Man and the Natural World. A History of the Modern Sensibility, New York 1983.

zwischen Land- und Seekolonialreichen soll hier trotz seiner politischen und analytischen Unschärfe bemüht werden.⁶⁵ Die mental und emotional angeeignete Krim nützte dem Reich auch im Hinblick auf die immer wieder zur Disposition stehende Europäizität, wurden doch ältere Europamodelle übernommen, in denen der Süden in Zeiten intensiver Antikenrezeption positiv besetzt war. Zudem weckte der Süden auf der Krim auch den Neid anderer Europäer, welche in zahlreichen Reiseberichten im 19. Jahrhundert darüber debattierten, ob dieses schöne Fleckchen Erde in nichtrussischen Händen nicht vielleicht besser aufgehoben wäre.⁶⁶ Russische Autoren wurden nicht müde, die Südküste der Krim in eine Reihe mit anderen, anerkannten schönen und mondänen Orten, etwa an der Riviera, zu stellen und empfahlen deren Besuch nachgerade als patriotische Pflicht.⁶⁷ Die Nationalisierung von Landschaften wie der Krim als „eigen“ hatte auch in Russland im Laufe des 19. Jahrhunderts begonnen.

Die Kombination von südlichem Terrain, exotischen Pflanzen, warmem Meer und russischen Menschen verwirrt hingegen denjenigen nachhaltig, der mit Russland allein die scheinbar endlosen Weiten der sibirischen Tundren verbindet. Dies gilt offenbar für den bereits eingangs erwähnten Briten Thubron, der sich auf seiner Reise über die Halbinsel mitunter „in einem lateinischen Land“ wähnte und entschieden nicht in der Sowjetunion. Und tatsächlich hielt diese südliche Verzauberung nicht lange an: Melancholisch musste der Reisende das „jähle Erklingen von russischen Radioschlagern oder das Auftauchen slavischer Gesichter an den Orten mediterraner Anmut und Lebendigkeit“ vermerken. Angesichts der Begegnung mit den urlaubenden werktätigen Sowjetbürgerinnen und -bürgern spürte er „beinahe einen körperlichen Schock“ und wähnte, „sich verirrt zu haben“.⁶⁸ Tatsächlich befand er sich jedoch im russischen Süden, auf der Krim nämlich.

65 Vgl. C. Schmitt, *Land und Meer*, Stuttgart 1993³ (1. Auflage 1944).

66 Den Anfang machte die im ausgehenden 18. Jahrhundert so bekannte englische Adlige Elizabeth Craven, welche sich die Besiedlung der fruchtbaren Krim-Täler durch ihre Landsleute wünschte: „[A] colony of honest English families here; establishing manufactures, such as England produces, and returning the produce of this country to ours.“ E. Craven, *A Journey through the Crimea and to Constantinople in a Series of Letters from the Right Honourable Elizabeth Lady Craven, to his Serene Highness the Margrave of Brandebourg, Anspach, and Bareith. Written in the Year 1786*, New York 1970 (=Russia Observed, Neudruck der Ausgabe Dublin 1789), 248f. Vgl. hierzu grundsätzlich Jobst, Perle (Anm. 2).

67 Vgl. z. B. G. Mazurevskij, *Sel'sko-chozjajstvennaja storona južnogo berega Kryma* [Die landwirtschaftliche Seite des südlichen Ufers der Krim], in: BdČ, 12(1845), Bd 10, 17-28, hier 27.

68 C. Thubron, *Russen* (Anm. 1), 318.

Weltgeschichte, Heilsgeschichte. Umwälzungen in China als Folie missionarischer Geschichts- konstruktionen, 1900–1912

Thoralf Klein

ABSTRACT

In contrast to other agents of imperialism, Protestant missionaries were not (or at least not primarily) committed to a modern, secular concept of history in the Enlightenment tradition. Rooted, for the most part, in pietism or evangelicalism, they saw world history as part of a much wider history of salvation that was ultimately a divine project. Salvation history implied a teleology that would inevitably culminate in the establishment of the Kingdom of God. World history, on the other hand, was not meaningless: For those who were able to “read” it, historical events provided clues to God’s eschatological programme; at the same time, they testified to the intervention of God in human history. In the missionary discourse, confrontations with the colonial ‘Other’ had the same function of providing examples to corroborate the construction of a history beyond human history. This becomes evident in my analysis of a case study from China, a country that was not formally colonized, but which was subjected to “Western” dominance. The coverage of two events (the Boxer War of 1900/01 and the Republican revolution of 1911/12) in the periodical Chinese Recorder, notwithstanding differences, shows how contemporary events were regarded as proving divine immanence in history. In so doing, it not only points to ways of coping with imperialistic anxieties, but also calls for a more nuanced understanding of colonial modernity as a formation that includes the seemingly premodern.

Betrachtet man die „Entwicklungsdifferenz“ zwischen Zentrum und Peripherie, Kolonie und Metropole als Kennzeichen des modernen Imperialismus,¹ so legt eine solche implizit modernisierungstheoretische Definition eine spezifische Wahrnehmung der Geschichte auf Seiten der imperialistischen Mächte nahe. Diese inszenierten sich als

1 W. Reinhard, Kleine Geschichte des Kolonialismus, Stuttgart 1996, 1.

Repräsentanten einer modernen Fortschrittsdynamik und schrieben in diesem Zusammenhang den Unterworfenen entweder eine totale Geschichtslosigkeit oder doch eine frühere Entwicklungsstufe zu.² Die Geschichtsauffassung des Hochimperialismus³ zwischen ca. 1880 und 1914 – sowohl in seiner formal-kolonialen Variante wie in seiner informellen Version als Freihandelsimperialismus – beinhaltete dabei einerseits eine Teleologie, der zufolge die koloniale Beherrschung bzw. imperialistische Durchdringung den unterentwickelten Völkern die Segnungen des europäischen zivilisatorischen Fortschritts bescheren würden. Andererseits gründete sie auf einer radikalen Dichotomie, die von einem prinzipiellen, rassistisch begründeten Gegensatz zwischen Herrschern und Beherrschten ausging. Diese Ambivalenz hat Homi Bhabha in der Formel *not white/not quite* für den Kolonialismus auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen versucht, indem er darauf hinwies, dass gemäß der kolonialen Ideologie die Kolonisierten den Kolonialherren durch kulturelle Nachahmung ähnlich werden, sich ihnen aber niemals völlig angleichen konnten.⁴ Für den informellen Imperialismus gilt diese Feststellung analog. Sowohl die teleologische wie die rassistisch-dichotomische Komponente der imperialistischen Geschichtskonstruktion sind in ihrem Kern säkular und ohne die Erfahrung der „westlichen“ Moderne undenkbar.

Zweifellos ist diese Geschichtskonstruktion im Kontext der *mission civilisatrice* tausendfach inszeniert worden.⁵ Eine ausschließliche Fokussierung auf sie führt jedoch zwangsläufig zu einer perspektivischen Verengung und Verzerrung. Denn selbst wenn man die metropolitane Gesellschaften als modern beschreiben will, so kann man dies im Lichte der neueren Forschungsdiskussion nicht mehr ohne weiteres im Sinne einer linear verlaufenden, widerspruchsfreien Überwindung vorgeblich „traditioneller“ Zustände tun. Vielmehr durchliefen die Gesellschaften Europas und Nordamerikas einen komplexen Prozess, in dem sich Modernes und (oftmals nur scheinbar) Vor- oder Unmodernes in einer unentwirrbaren Gemengelage ständig neu miteinander vermischten. Diese Gemengelage, die der US-amerikanische Japanhistoriker Harry Harootunian im Anschluss an Ernst Blochs Überlegungen zum Verhältnis von Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit in der Moderne mit dem Begriff „coeval modernity“ treffend benannt hat,⁶ hatte auch Auswirkungen auf die imperialistischen bzw. kolonialen Ordnungen. Denn es drängten

2 E. R. Wolf, *Europe and the Peoples Without History*. Berkeley/Los Angeles/London 1982; J. Fabian, *Time and the Other. How Anthropology Makes Its Object*, New York 2002 (zuerst 1983).

3 Ich betrachte Kolonialismus und *informal empire* unter formalen Gesichtspunkten als zwei Varianten des Imperialismus; vgl. J. Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995, 26 ff. Die große Ähnlichkeit zwischen beiden Phänomenen betont mit Blick auf China: J. Hevia, *English Lessons. The Pedagogy of Imperialism in Nineteenth-Century China*, Durham, NC/Hongkong 2003, 17-26.

4 H. K. Bhabha, *The Location of Culture*, Abingdon/New York 2004 (zuerst 1994), 131. Für eine ausführlichere Erläuterung dieser Formel vgl. ebenda 122 f.

5 Vgl. J. Osterhammel/B. Barth (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005.

6 H. Harootunian, *Overcome by Modernity. History, Culture, and Community in Interwar Japan*, Princeton, NJ/Oxford 2000, xvii f., xxii; zum Einfluss Blochs vgl. ders., *History's Disquiet. Modernity, Cultural Practice, and the Question of Everyday Life*, New York 2000, bes. 105, 115; E. Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt a. M. 1985 (zuerst 1935), bes. 104-126.

nicht nur die Verkünder und Anhänger eines geistigen und materiellen Fortschritts in die überseeische Peripherie, sondern auch Vertreter gänzlich anderer Formen der Weltaneignung – bis hin zu den Zivilisationsflüchtlingen, wie etwa dem Maler Paul Gauguin. Auch in den Metropolen wurde die koloniale Erfahrung mit den „Primitiven“ dazu genutzt, Kritik und Alternativentwürfe zur modernen Gesellschaft zu formulieren.⁷

Wenn ich mich im Folgenden mit dem Geschichtsbild christlicher, genauer gesagt protestantischer Missionare beschäftige, so deshalb, weil das in ihm enthaltene, spezifische Überlegenheitsdenken älter ist als der säkular-fortschrittsoptimistische, der den Kolonialismus im 19. und 20. Jahrhundert bestimmte. Der Anspruch, über eine überlegene Religion zu verfügen, wurde von Europäern schon zu einem Zeitpunkt verfochten, als sie noch die zivilisatorisch-technische Vorrangstellung asiatischer Länder anerkennen mussten.⁸ Zugleich ist die christliche Mission auch für die Zeit nach 1800 aus dem Kontext von Imperialismus bzw. Kolonialismus nicht wegzudenken. Über das Verhältnis von Mission und Imperialismus wird seit Jahrzehnten eine so intensive Debatte geführt, dass ich die Frage hier nur streifen kann.⁹ Dabei ist das anfängliche Bild von der Mission als einer bloßen Agentin des Kolonialismus in jüngerer Zeit stark revidiert worden, wobei die Spannungen zwischen beiden Bewegungen stark in den Vordergrund rückten.¹⁰ Meiner Auffassung nach ist dieses Verhältnis am besten als Wahlverwandschaft zu beschreiben, da die strukturellen Parallelen nicht zufällig waren, aber doch niemals zu einer Kongruenz von Konzeptionen, Wahrnehmungen und Interessen führten.¹¹

Der Versuch, den Fall der protestantischen Mission als Gegenbeispiel zur säkular-fortschrittsoptimistischen Kolonialideologie heranzuziehen, bedarf jedoch wiederum einer Begründung. Denn in Europa, mit einer Verspätung von mehreren Jahrzehnten auch in Nordamerika, hat sich die christliche Theologie im 19. und 20. Jahrhundert inhaltlich und konzeptionell einer rationalen Überprüfung geöffnet und wesentliche Teile der biblischen Überlieferung gerade unter dem Druck des aufkommenden modernen Bewusstseins, insbesondere auch unter dem Einfluss der sich entwickelnden Geschichtswissenschaft, kritisch zu hinterfragen begonnen. Die so genannte „liberale Theologie“, die ein der modernen Wissenschaft entsprechendes Bibel- und Glaubensverständnis zu entwerfen suchte, entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur domi-

7 Vgl. den Beitrag von Claudia Bruns in diesem Heft.

8 J. Fisch, *Der märchenhafte Orient. Die Umwertung einer Tradition von Marco Polo bis Macaulay*, in: *Saeculum* 35 (1984), 246-266. Vgl. auch W. Demel, *Als Fremde in China. Das Reich der Mitte im Spiegel frühneuzeitlicher europäischer Reiseberichte*, München 1992, 188 ff.; J. Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998, 33 und passim.

9 Vgl. dazu jetzt ausführlicher T. Klein, *Mission und Kolonialismus – Mission als Kolonialismus. Anmerkungen zu einer Wahlverwandschaft*, in: C. Kraft / A. Lüdtker / J. Martschukat (Hrsg.), *Kolonialgeschichten. Begriffe und Bilder in den Geschichtswissenschaften*, Frankfurt a. M. / New York 2010, 142-161.

10 Klassisch etwa F. Fanon, *Die Verdammten der Erde*, Frankfurt a. M. 1981, 34 f. (zuerst französisch 1961); zur Entwicklung der Diskussion besonders B. Stanley, *The Bible and the Flag. Protestant missions and British imperialism in the nineteenth and twentieth centuries*, Leicester 1990, 11-30; kritisch zur revisionistischen Deutung von Stanley und Andrew Porter neuerdings I. Copland, *Christianity as an Arm of Empire: The Ambiguous Case of India under the Company, c. 1813–1858*, in: *Historical Journal* 49 (2006), 1025-1054.

11 T. Klein, *Mission und Kolonialismus – Mission als Kolonialismus* (Anm. 9), 144.

nierenden Schule.¹² Jedoch wurde dieser innerchristliche Rationalisierungsprozess von Widersprüchen und Konflikten begleitet.¹³ Man kann sich fragen, inwieweit die inhaltliche Modernisierung des Christentums überhaupt über die akademisch gebildete Theologenschicht hinausreichte. Je nach Land und Region standen unterschiedlich große und einflussreiche christliche Gruppierungen den neuen Tendenzen jedenfalls ablehnend gegenüber. Im protestantischen Bereich waren dies in erster Linie die aus den großen Erweckungsbewegungen Europas und Nordamerikas hervorgegangenen Gruppierungen, die ich der Einfachheit halber als pietistisch bzw. evangelikal bezeichne. Diese waren Träger der global orientierten protestantischen Missionsbewegungen und somit mehr oder weniger direkt als wichtige Akteure in imperialistische und koloniale Ordnungssysteme eingebunden.

Vor diesem Hintergrund gehe ich der Frage nach, inwieweit politische Ereignisse der chinesischen Geschichte um 1900 von protestantischen Missionaren in das mitgebrachte christlich-abendländische Geschichtsbild integriert wurden und ob sie dieses zu irritieren vermochten. Mehrere Ambivalenzen sind dabei zu berücksichtigen: Zum einen war die Mission einerseits, wie schon angedeutet, ein Phänomen *sui generis* und erfüllte gleichzeitig eine wichtige Funktion innerhalb des informellen Imperialismus, wie er von den großen europäischen Mächten, den USA und zunächst auch der neuen Imperialmacht Japan in China praktiziert wurde. Das Reich der Qing-Dynastie wurde nicht formal kolonisiert, aber mittels eines Systems aus erzwungenen Verträgen, punktuellen militärischen Interventionen, symbolischen Mechanismen der Erniedrigung und kulturellen Projekten in ein neues System internationaler Ordnung integriert. Dieses beruhte theoretisch auf der Souveränität gleichberechtigter Nationalstaaten, zugleich aber auch auf dem nicht nur machtpolitisch, sondern auch auf dem Feld der Kultur geltend gemachten Gefälle zwischen dem euroamerikanischen Zentrum und der imperialen Peripherie.¹⁴ Innerhalb dieses Systems erfüllten Missionare (und zwar im hier angesprochenen Kontext in erster Linie die männlichen) wichtige kulturelle Mittlerfunktionen: als Übersetzer, durch die Sammlung von Informationen über China und umgekehrt die Verbreitung westlichen Wissens und schließlich auch als Auslöser lokaler Konflikte, die sich für diplomatisch-militärische Interventionen nutzbar machen ließen. Zugleich aber waren die

12 Für den deutschsprachigen Raum etwa J. Lauster, Prinzip und Methode. Die Transformation des protestantischen Schriftprinzips durch die historische Kritik von Schleiermacher bis zur Gegenwart, Tübingen 2004r, bes. 66 ff., 185 f.; S. Klinger, Status und Geltungsanspruch der historisch-kritischen Methode in der theologischen Hermeneutik, Stuttgart 2003, 24-30; eine zeitgenössische Kritik am Einfluss der Geschichtswissenschaft auf die Theologie diskutiert A. Wittkau, Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems, 2. Aufl. Göttingen 1994, 103-108. Für die abweichende Entwicklung in den USA vgl. jetzt zusammenfassend M. Hochgeschwender, Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstertum und Fundamentalismus, Frankfurt a.M. 2007, hier besonders 137-148 sowie E. B. Holfield, *Theology in America. Christian Thought from the Age of the Puritans to the Civil War*, New Haven, CT/London 2003, 505-508; ausführlich G. Dorrien, *The Making of American Liberal Theology: Imagining Progressive Religion 1805–1900*, Louisville/London/Leiden 2001.

13 Und zwar auch innertheologisch; vgl. W. Pannenberg, *Problemgeschichte der neueren evangelischen Theologie in Deutschland*. Von Schleiermacher bis zu Barth und Tillich, Göttingen 1997, 77-120.

14 J. Hevia, *English Lessons* (Anm. 3); L. Liu, *The Clash of Empires. The Invention of China in Modern World Making*, Cambridge, MA/London 2004.

Interessen von Missionaren und den Repräsentanten der imperialistischen Staaten alles andere als deckungsgleich, was Konflikte und gegenseitige Antipathien nach sich zog. Eine zweite Ambivalenz wurde durch die latente Spannung zwischen rationaler und transzendentaler Wissensordnung im missionarischen Diskurs erzeugt. Denn die Erweckungs- bzw. *revival*-Bewegungen, aus denen die protestantischen Missionare kamen, waren zwar durchaus in Reaktion auf die Aufklärung entstanden, nicht zuletzt wegen aufklärerischer Reformen in den Kirchen selbst.¹⁵ Sie brachen jedoch keineswegs vollständig mit dem Denken der Aufklärung, sondern ließen sich in spezifischer Weise von diesem beeinflussen. So waren auch für die meisten Missionare der menschliche Verstand und das ihm zugängliche Wissen von großer Bedeutung. Sie konnten daher nicht nur als Glaubensboten, sondern auch als Agenten kolonialer Modernisierung auftreten, und zwar nicht zufällig besonders im Erziehungswesen. Auch in China hatte in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Missionaren die Vermittlung weltlichen Wissens in den Missionsschulen zum leitenden Prinzip erhoben. Sie vertraten dabei die Auffassung, dass sich das Christentum gerade durch seine Wertschätzung des Wissens auszeichne, während Ignoranz ein kennzeichnendes Attribut des „Heidentums“ sei.¹⁶ Dass dem menschlichen Verstand nach pietistisch-evangelikaler Auffassung jedoch deutliche Grenzen gesetzt waren, zeigt nicht zuletzt das Geschichtsverständnis der Erweckungsbewegungen. Denn Geschichte war hier stets mehr als die Summe menschlichen Handelns. Vielmehr war sie bestimmt durch das aktive Eingreifen Gottes und folgte einem Plan, den Gott den Menschen – jedenfalls was das Ende der Geschichte betraf – in der Bibel bekannt gemacht hatte. Weltgeschichte als menschliche Geschichte war somit eingeschrieben in eine göttlich gelenkte und als unverrückbar feststehend gedachte Heilsgeschichte. Mehr noch: Die Weltgeschichte lieferte beständig Hinweise auf den Verlauf der Heilsgeschichte. Aufgabe des Menschen war es, die sogenannten „Zeichen der Zeit“ richtig zu deuten und entsprechend zu handeln. Der von eschatologischen Vorstellungen geprägten frühen Phase der transatlantischen Erweckungsbewegungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts boten beispielsweise die napoleonischen Kriege überdeutliche Hinweise, dass das Weltende und mit ihm die Aufrichtung des tausendjährigen Gottesreiches unmittelbar bevorstehen musste.¹⁷

Die konkrete Missionsarbeit beruhte zwar weniger auf derartigen chiliastischen Vorstellungen als vielmehr auf der Idee einer kontinuierlichen Arbeit am Reich Gottes. Zu fragen bleibt, ob sich der gleiche Geschichtsdiskurs auch für die Arbeit in der außereuropäischen, in der Missionsterminologie der „heidnischen“ Welt nachweisen lässt. Zwei Faktoren legen eine Übertragung des in Europa gewonnenen Bildes nahe: Erstens entsprach sie dem in der Erweckungsbewegung angelegten Prinzip der beständigen Selbstbespiegelung und forschenden Innenschau, mit dessen Hilfe der Einzelne seinem Gewissen

15 Vgl. beispielsweise G. M. Ditchfield, *The Evangelical Revival*, London 2003, 30-34 (zuerst 1998).

16 R. Lechler, *On the Relation of Protestant Missions to Education*, in: *Records of the General Conference of Protestant Missionaries of China Held at Shanghai, May 10-24, 1877*, Shanghai 1878, ND Taipei 1973, 162.

17 K. T. Long, *The Revival of 1857-58. Interpreting an American Religious Awakening*, New York/Oxford 1998, 11-25; U. Gäbler, „Auferstehungszeit“. Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts, München 1991.

unaufhörlich Rechenschaft über sein Denken und Handeln ablegte. Und zweitens war der Antrieb der Missionare und ihrer Unterstützer in der Heimat nicht rein altruistischer Natur. Von der Ausbreitung des Reiches Gottes würden ja vor allem auch die Christen in Europa und Nordamerika profitieren. Gerade deshalb waren Zeichen, dass man sich in Übereinstimmung mit dem göttlichen Rettungsplan für die Welt befinde, so ungeheuer wichtig: Sie ermutigten die Missionare ebenso wie die Förderer des Missionswerks zum Weitermachen.

Im Folgenden will ich mich dem missionarischen Diskurs mit Blick auf zwei höchst unterschiedliche Ereignisse widmen, deren historische Relevanz ganz außer Frage steht: des Boxerkriegs von 1900 und der republikanischen Revolution von 1911. Die Boxerbewegung richtete sich explizit gegen die christliche Mission und bescherte ihr in Nordchina die größte Katastrophe im gesamten Jahrhundert zwischen 1840 und 1949. Die Opferzahlen beliefen sich auf mehr als 200 getötete Missionare und Tausende von Toten unter den chinesischen Christen. Die Militärintervention von acht alliierten Staaten (des Deutschen Reiches, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, Japans, Österreich-Ungarns, Russlands und der USA) wurde historisch weniger wegen konkreter Machtverschiebungen relevant – im Wesentlichen wurde der *status quo* bestätigt –, als vielmehr wegen der nachhaltig prägenden Gewalterfahrung auf beiden Seiten.

Demgegenüber bedeutete die Revolution von 1911 einen viel tieferen Einschnitt in die Geschichte Chinas, da sie die zweitausendjährige chinesische Monarchie beendete und an ihre Stelle eine Republik nach amerikanischem Vorbild setzte. Gemessen an den Zielen der christlichen Mission markierte sie insofern einen Wendepunkt, als die bereits Anfang 1912 verkündete republikanische Verfassung erstmals die lang ersehnte Religionsfreiheit gewährte. Das von mir verwendete Quellenmaterial stammt hauptsächlich aus der Zeitschrift *The Chinese Recorder*, dem wichtigsten Publikationsorgan der protestantischen Mission in China, das einem weiten Spektrum von Missionaren verschiedener Nationalität und Denomination (allerdings überwiegend, im vorliegenden Fall sogar ausschließlich, Männern) ein Forum bot.

Die Boxerbewegung

Die Septembernummer des *Chinese Recorder* von 1900 eröffnete triumphierend mit einer Wiedergabe des zweiten Psalms:

*Why do the nations rage and the Peoples imagine a vain thing? The kings of the earth set themselves, and the rulers take counsel together against the Lord. [...] He that sitteth in the heavens shall laugh, the Lord shall have them in derision.*¹⁸

In der Mitte des Vormonats war es den Truppen der acht verbündeten Staaten gelungen, nach der Befreiung der Konzessionsgebiete in Tianjin auch den im Gesandtschaftsvier-

18 The Imperial Decree, in: *The Chinese Recorder* (fortan: CR) 31 (1900), 435.

tel von Peking belagerten Ausländern Entsatz zu bringen. Die von den Herausgebern des *Recorder* gewählte Überschrift *The Imperial Decree* spielt höchstwahrscheinlich auf die Edikte an, mit denen der chinesische Kaiserhof seinen Eintritt in den Krieg gegen die Ausländer bekannt gab. Diesen Dekreten, so die Botschaft der Missionszeitschrift, habe Gott sein eigenes Dekret entgegengesetzt und die Pläne des Hofes und der anti-christlichen Boxerbewegung vereitelt. Bereits hier wird auf dem für den protestantischen Diskurs typischen Weg über den Rekurs auf den biblischen Referenztext das Grundmotiv angeschlagen, das uns im Folgenden weiter beschäftigen soll: das aktive Eingreifen Gottes in die Geschichte.

Unmittelbar auf den Psalm folgt in derselben Ausgabe ein Artikel des amerikanischen Missionars P. Frank Price unter dem Titel *God within the Shadow*, der das Thema aufgriff und variierte. Price nahm in diesem Artikel nur kurz direkten Bezug auf die blutigen Ereignisse der vergangenen Monate; sein Hauptanliegen bestand darin, diese historisch zu kontextualisieren. Den Ausgangspunkt bildete die Beobachtung, dass von allen alten Zivilisationen China als einzige noch erhalten sei, während sämtliche anderen – das alte Ägypten, Assyrien, Babylon, Griechenland, Rom und das alte Indien – untergegangen seien.¹⁹

Diese Archaisierung Chinas war für den imperialistisch-kolonialen Diskurs durchaus nichts Ungewöhnliches. Die Begegnung mit dem kolonialen Anderen wurde, wie schon erwähnt, in kolonialen, gerade auch ethnographischen Texten gern als Zeitreise, als Reise in die Vergangenheit konstruiert. Selbst wenn die Kolonisierten als Zeitgenossen wahrgenommen wurden, so repräsentierten sie doch aus säkular-evolutionistischer Perspektive frühere Stadien der Menschheitsgeschichte. Price gab diesem Argument jedoch sogleich eine für den missionarischen Diskurs charakteristische Wendung, die eher die heilsgeschichtliche Kontinuität betonte. Für ihn war der Fortbestand Chinas ein Zeichen dafür, dass Gott dieses Land verschont bzw. aufgespart hatte. Gottes Vorsehung habe China vor der Zerstörung durch Krieg und Krankheiten bewahrt, so dass es zuletzt einen gewaltigen Bevölkerungsanstieg auf 400 Millionen Seelen erlebt hatte. Gott habe China ferner vor staatlicher Zersplitterung, Assimilation an andere Nationen, aber auch vor dem „too rapid progress of civilization and commerce without Christianity“ verschont.²⁰ Schließlich habe er ihm auch den Einfluss korrupter Religionen erspart. Hierunter verstand Price nicht etwa nichtchristliche Religionen, sondern die beiden christlichen Strömungen des Nestorianismus und Katholizismus, die er – guter Protestant, der er war – als „unsteady in doctrine and unscriptural“ betrachtete. Diese hätten zwar ihre historische Chance gehabt, sie jedoch nicht genutzt.²¹

In alledem erblickte Price eine göttliche Fügung, die China für das Evangelium geöffnet habe. Damit war er bei der neueren Entwicklung angelangt, deren Ausgangspunkt er – eher ungewöhnlich – in zwei Ereignissen im England des Jahres 1792 lokalisierte. Hier

19 P. F. Price, *God within the Shadow*, in: CR 31 (1900), 436.

20 Ebenda, 437 f.

21 Ebenda, 438 f.; Zitat: 439.

hatte ein Schuhmacher aus Nottingham namens William Carey eine Predigt gehalten, die zur Gründung der Baptist Missionary Society führte. In der protestantischen Missionshistoriographie wird dieses Ereignis noch heute als Anbruch der modernen Missionsära betrachtet.²² Ungefähr zur gleichen Zeit wurde der irische Lord Macartney als Leiter einer diplomatische Mission an den Hof der Qing-Dynastie entsandt, um in China bessere Handelsbedingungen für Großbritannien zu erwirken, allerdings ohne Erfolg. Price jedoch erblickte in dieser Koinzidenz die Verbindung von Handel und Evangelisierung, die letztlich die machtpolitische „Öffnung“ Chinas durch die beiden Opiumkriege von 1840–1842 und 1856–1860 zur Konsequenz hatten. Auch diese beiden Kriege waren für Price das Ergebnis göttlichen Wirkens.²³ Dass dadurch das Christentum, eine seinem Anspruch nach friedfertige Religion, den Chinesen mit Gewalt offeriert wurde, verursachte ihm offensichtlich keine moralischen Bedenken.²⁴ Im Gegenteil stellte er lapidar fest: „Every advance in open doors has come through war and bloodshed.“²⁵

Ich habe mich bei Price' Aufsatz vergleichsweise lange aufgehalten, weil hier welt- und heilsgeschichtliche Deutungsmuster in einzigartiger Weise deutlich werden. Price' Kollegen griffen nur selten auf jüngere Ereignisse zurück, sieht man von Arthur Brown ab, dem Sekretär des Presbyterian Board of Foreign Missions, der eine Parallele zwischen der Boxerbewegung und der indischen so genannten Great Mutiny von 1857 zog.²⁶

In den meisten Beiträgen der Zeitschrift dominierte eine andere Art von Analogie, die sich ebenfalls auf antike Reiche bezog, vor allem auf das römische. So wurde etwa Prinz Duan, das Haupt der fremdenfeindlichen Kriegspartei am Peking Hof, als ein zweiter Diokletian oder Galerius bezeichnet und so mit den Urhebern der letzten großen Christenverfolgung im spätantiken Römischen Reich verglichen.²⁷ Umgekehrt erkannte man in den Aktionen der südchinesischen Provinzgouverneure, die sich mit den alliierten Repräsentanten arrangierten und dem Krieg fernblieben, das Handeln des persischen Großkönigs Kyros wieder, der im späten 6. Jahrhundert v. Chr. als „an instrument employed by God“ die Wiederansiedlung der vertriebenen Juden in Palästina gestattet hatte.²⁸ Hier ging es weniger um eine Zeitreise als vielmehr um die Herstellung einer

22 B. Stanley, *The History of the Baptist Missionary Society 1792–1992*, Edinburgh 1992, 1 f., 12–15.

23 Price, *God in the Shadow* (Anm. 20), 439 f. Allerdings galt in Missionskreisen nicht jeglicher, sondern nur der „legitime“ Handel zum Wohle der indigenen Bevölkerung als komplementär zur Evangelisierung; vgl. Stanley, *The Bible and the Flag* (Anm. 10), 70–74.

24 Diese wurden auch unter Missionaren schon früh artikuliert, allerdings zumeist ebenfalls mit Verweis auf einen höheren göttlichen Plan aufgelöst. So schrieb etwa der deutsche Missionar Karl Friedrich August Gützlaff bereits während des ersten Opiumkriegs: „Der Gedanke, daß der Weg seines [Gottes] Evangeliums muß mit Spießen und Kanonen geöffnet werden, ist schrecklich, und daher verabscheue ich von ganzem Herzen diesen gegenwärtigen Krieg.“ Schon der übernächste Satz aber lautet: „Es ist daher sehr deutlich, daß der Herr Jesus etwas sehr Großes mit diesem Lande [China] vorhat, denn sonst würde er schon längst die Segnungen des Friedens dieser Nation haben angedeihen lassen.“ Zit. nach T. Klein/R. Zöllner (Hrsg.), *Karl F. A. Gützlaff (1803–1851) und das Christentum in Ostasien. Ein Missionar zwischen den Kulturen*, Nettetal 2005, 283.

25 Price, *God in the Shadow* (Anm. 20), 440.

26 A. J. Brown, *Future Missionary Policy in China. A Notable Conference of Missionary Secretaries*, in: CR 32 (1901), 399.

27 *The Missionaries in China*, in: CR 32 (1901), 28.

28 Dr. Griffith John's Address at the Annual Meeting of the Central China Religious Tract Society, in: CR 32 (1901), 129.

heilsgeschichtlichen Kontinuitätslinie. Die Boxerbewegung reihte sich ein in die vielen Verfolger der Anhänger Gottes. Das koloniale ‚Andere‘, so fremd und abstoßend es den Missionaren auch erscheinen mochte, wurde damit in ein vertrautes Geschichtsbild integriert und somit zu einem Teil der eigenen Geschichte.

Diese Denkfigur tritt bei einem diskursiven Element besonders deutlich hervor, nämlich dem des Martyriums. Der Protestantismus, besonders der angelsächsische seit der Veröffentlichung von *Foxe's Book of Martyrs* (1554 auf Latein bzw. 1563 auf Englisch), hatte durchaus eine eigene Tradition des Martyriums, auch wenn das Selbstopfer als Glaubensbekenntnis riskantes Handeln ohne Rücksicht auf die eigene Person nicht legitimieren konnte und nicht wie in der katholischen Mission einen Selbstzweck darstellte.²⁹ Protestantische Missionsgesellschaften waren umso mehr bemüht, Opfer an Menschenleben unter ihren Angestellten zu vermeiden, als ein allzu waghalsiges Vorgehen stets auch deren Frauen und Kinder bedrohte. Missionare, die in Ausübung ihrer Tätigkeit von Einheimischen getötet wurden, galten jedoch auch in protestantischen Kreisen als Märtyrer.³⁰ Als die Boxer, mit teilweiser Unterstützung von Regierungsbeamten, rund 180 Missionare, deren Frauen und Kinder sowie unverheiratete Missionarinnen und Tausende von Christen getötet hatten, wurde dies ebenfalls posthum als Martyrium gewertet. Insbesondere die China Inland Mission und ihr angeschlossene Gesellschaften stellten regelrechte Martyrologien zusammen.³¹

Im *Chinese Recorder* wurde diese Interpretation ebenfalls früh vertreten. Dabei ließen sich die für die Mission erbrachten Todesopfer in eine lange Kette christlicher Martyrien einreihen, die von den ersten in der Bibel genannten Blutzügen über diejenigen der Spätantike bis zu denen der Neuzeit reichte; von den Toten der Bartholomäusnacht 1572 bis hin zu den protestantischen Missionaren, die im 19. Jahrhundert in außereuropäischen Regionen ihr Leben gelassen hatten.³² Eine Unterscheidung zwischen biblischer und nichtbiblischer Geschichte war den Texten fremd – letztlich bildeten beide Historien *ein* geschichtliches Ganzes, in dem das Wirken Gottes sichtbar wurde.

Neben einer Einordnung der eigenen Praktiken in den Ablauf der Heilsgeschichte erweiterte der Diskurs über das Martyrium die Geschichtskonstruktion der Missionare noch um eine weitere Dimension: um die Erkenntnis, dass auch die chinesischen Christen ihr „baptism of fire“ überstanden und sich als „[w]ürdige Nachfolger der alten Märtyrer“ er-

29 Zur Bedeutung von *Foxe's Book of Martyrs* für den protestantischen Chinadiskurs vgl. R. R. Thompson, Reporting the Taiyuan Massacre. Culture and Politics in the China War of 1900, in: R. Bickers/R. G. Tiedemann (Hrsg.), *The Boxers, China and the World*, Lanham, MD u. a. 2007, 65-92, hier 67. Zum Martyrium als Diskursfigur bei katholischen Chinamissionaren vgl. K. Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand in der „Musterkolonie“ Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland, 1897–1914. München 2000, 327-331.

30 Beispiele bei Stanley, *The Bible and the Flag* (Anm. 10), 78 f., 127-132.

31 M. Broomhall (Hrsg.), *Martyred Missionaries of the China Inland Mission*, London 1901; H. Coerper, *Chinas Märtyrer. Blätter der Erinnerung an eine große Zeit. Aus der Christen-Verfolgung in China in den Jahren 1900/01*, 3. Aufl. Dinglingen/Liebenzell 1903.

32 J. S. Dennis, *The Lessons of Martyrdom. God's Latest Message to the Christian Church*, in: CR 32 (1901), 440-443; Dr. Griffith John's Address (Anm. 29) , 126 f.

wiesen hatten.³³ Das Verhältnis der Missionare zu den chinesischen Christen wies selbst den Charakter einer kolonialen Hierarchie auf und gestaltete sich daher kompliziert und spannungsgeladen.³⁴ Angesichts gemeinsamer Leidenserfahrungen waren die Missionare jedoch die einzige Gruppe auf euro-amerikanischer Seite, die echte Vorstellungen von Solidarität wenigstens mit einem Teil der Chinesen entwickelte.³⁵ Denn in heilsgeschichtlicher Dimension war die kolonial-hegemoniale Differenzkonstruktion zwischen Europäern und Nordamerikanern auf der einen und Chinesen auf der anderen Seite nicht haltbar – nur zwischen Christen und Nichtchristen.

Das Geschichtsbild der Missionare prägte auch ihre Gegenwarts- und Zukunftsdeutung. So zogen mehrere Autoren auch Ereignisse der jüngeren Vergangenheit heran, etwa die Belagerung Pekings, um Beweise für das Eingreifen Gottes zu finden. Einen der frühesten Versuche einer solchen heilsgeschichtlichen Deutung der Gegenwart unternahm der amerikanische Missionar Arthur Henderson Smith in einer Ansprache anlässlich eines Dankgottesdienstes in Peking am 19. August 1900 in der britischen Botschaft in Peking, fünf Tage nach der Befreiung des Gesandtschaftsviertels, die ein halbes Jahr später im *Recorder* abgedruckt wurde.³⁶ Smiths Text ist ein gutes Beispiel dafür, dass wissenschaftliches Interesse und evangelikale Glaubensvorstellungen sich nicht unbedingt ausschlossen. Nicht nur war er, wie viele Autoren des *Recorder*, promovierter Theologe und gehörte damit einer Minderheit unter den mehrheitlich aus den Unterschichten stammenden und einfach gebildeten Missionaren an.³⁷ Er hatte zudem im Vorjahr eine Studie über chinesische Dörfer veröffentlicht, die ihrem Anspruch nach als eines der ersten soziologischen Werke über China gelten kann.³⁸ Seine Pekinger Ansprache fügt sich jedoch ohne weiteres in den Mainstream des protestantischen Missionsdiskurses ein. Smith benannte eine Reihe von Faktoren, in denen er die „Hand Gottes“ erblickte: das Eintreffen der Gesandtschaftswachen in buchstäblich letzter Minute, das Ausbleiben von Angriffen vor dem Bekanntwerden der Boxergefahr, die Rettung chinesischer Christen, das Auffinden von Lebensmittel- und Brennstoffvorräten, die mangelhaften Belagerungsanstrengungen der chinesischen Gegner, das Ausbleiben von Epidemien unter den Belagerten und andere mehr. Sein Kollege Chauncey Goodrich sekundierte ihm. Für ihn belegte der fremdenfeindliche Aufruhr die „special Providence and the Divine

33 Dr. Griffith John's Address (Anm. 29), 128; Coerper, Chinas Märtyrer (Anm. 32), 262-266, das Zitat ebenda, 262.

34 T. Klein, *Mission und Kolonialismus – Mission als Kolonialismus* (Anm. 9).

35 Zum europäisch-amerikanischen Diskurs über den Boxerkrieg insgesamt vgl. T. Klein, *Straffeldzug im Namen der Zivilisation: Der Boxerkrieg in China (1900/1901)*, in: ders./F. Schumacher (Hrsg.), *Kolonialkriege. Studien zur militärischen Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006, 163-172.

36 A. H. Smith, *The Hand of God in the Siege of Peking*, in: CR 32 (1901), 83-88.

37 Zur sozialen Herkunft protestantischer Missionare vgl. C. P. Williams: 'Not Quite Gentlemen': an Examination of 'Middling Class'. Protestant Missionaries from Britain, c. 1850–1900, in: *Journal of Ecclesiastical History* 31 (1980), 301-315; für Deutschland jetzt T. Altena, 'Ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils'. Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884-1918, Münster u. a. 2003, 206-214.

38 A. H. Smith, *Village Life in China. A Study in Sociology*, New York/Chicago/Toronto 1899.

Immanence in this world in and our lives“ ebenso wie die Souveränität Gottes.³⁹ Die an Missionaren – Männern wie Frauen – verübten Massaker schienen dieser Deutung zu widersprechen, aber Goodrich verwies auf die für Menschen oftmals unverständlichen und unzugänglichen Wege Gottes: „He does not come and explain Himself to us. He seems to bid us be still and lie in humble reverence at his feet.“⁴⁰

Zugleich war den missionarischen Beobachtern der Ereignisse auch klar, wie sich die Zukunft Chinas entwickeln würde. Nicht zufällig zitierten zwei von ihnen unabhängig voneinander den altgedienten Missionar William Alexander Parsons Martin, der zu Beginn des Bombardements von Peking geäußert haben sollte: „This is the crack-of-doom for Paganism.“⁴¹ Griffith John, ein weiterer bedeutender Chinamissionar, erwartete vom anbrechenden neuen Jahrhundert ebenfalls Großes: „In the past century we have seen God in His wonderful providence breaking down the old order of China; in this century we shall see the same God building up the new.“⁴² Das neue China würde demnach ein christliches oder zumindest christlicheres sein.

Diese Lektion konnte jedoch nicht allein aus der Betrachtung vergangener oder gegenwärtiger Ereignisse gewonnen werden; sie war der Empfindung auch unmittelbar zugänglich. Chauncey Goodrich erinnerte sich an einen Moment am Beginn seiner Missionsarbeitsbahn vor mehr als dreißig Jahren:

It was winter, and clouds inky black covered all the sky. Becoming chilled through I dropped off from the cart, and holding on I stumbled along as best I could in one of China's millennial ruts. It seemed like walking at the bottom of the sea. Would the morning ever come? I knew it would come. [...] Never was I more certain that a golden day should come, and there, as I struggled on, I had visions of a China yet to be.⁴³

Allerdings, selbst wenn man diese Passage als historisch-authentischen und nicht durch neuere Erfahrungen überformten Ausdruck von Empfindungen deuten wollte – möglich wurde sie nur durch die implizite Referenz auf ein heilsgeschichtliches Versprechen, das durch Geschichte wie Gegenwart gleichermaßen beglaubigt wurde.

Mit ihrer Berichterstattung über die Ereignisse im China des Jahres 1900 inszenierten die Missionare eine ihnen bereits bekannte und vertraute heilsgeschichtliche Wahrheit neu. China und die Chinesen, sieht man von den Christen ab, spielten dabei allerdings nur die Rolle einer Bühnenstaffage, vor deren Hintergrund sich das eigentliche (heils-)geschichtliche Geschehen vollzog. Regie führte dabei Gott, dessen unmittelbares Eingreifen in erster Linie beglaubigt werden sollte. Dies war gleichzeitig Legitimation und Stimulans für die weitere Missionsarbeit.

39 C. Goodrich, *Lessons to Missionaries from Recent Troubles in China*, in: CR 32 (1901), 20 f. Ebd. 22 f. seine Diskussion der Belagerung des Gesandtschaftsviertels.

40 Ebd. 23.

41 Ebd. 21. Bei F.W.S. O'Neill, „Make Jesus King“, in: CR 32 (1901), 509, lautet das Zitat abweichend: „This is the death-knell of paganism.“

42 Griffith John's Address (Anm. 29), 130.

43 Goodrich, *Lessons to Missionaries* (Anm. 40), 20 (Hervorhebung im Original).

Die Revolution von 1911

Die Revolution von 1911 wurde von der christlichen Missionspublizistik mit großer Aufmerksamkeit und Spannung verfolgt. Dies lag zum einen an der Gefahrenwahrnehmung, die von der vorübergehenden politischen Instabilität veranlasst war – obwohl allgemein anerkannt wurde, dass beide Seiten, republikanische Revolutionäre wie Monarchisten, die Missionare nach Kräften zu schützen versuchten. Zum anderen war man sich der Chancen bewusst, die ein Sieg der Revolution für die Missionsarbeit mit sich brachte, da etliche prominente Revolutionäre Christen waren und viele andere der christlichen Religion zumindest aufgeschlossen gegenüber zu stehen schienen. Bereits im Januar 1912, also etwa drei Monate nach dem Ausbruch der Kampfhandlungen, stellte der *Chinese Recorder* in einem Leitartikel die historische Bedeutung des Geschehens fest:

*For 1911 will stand out in the history of China as the year when the New China came out into the light. It is true the struggle is not yet over, but reactionism and medievalism are now on the defensive with a rapidly decreasing territory to defend. New China is at last in the seat of power!*⁴⁴

Der gleiche Artikel ließ keinen Zweifel daran, welche Triebkraft der Geschichte hier am Werk war:

*To us who behold these wonderful changes it is another evidence of God's work in history, a new instance of that 'day of God' which breaks down by its judgments the proud, sweeps away the 'refuge of lies' and brings in the new day of peace and righteousness.*⁴⁵

Man könnte nun erwarten, dass die Revolution der christlichen Mission eine umfangreiche Gelegenheit zur historischen Selbstbespiegelung geboten habe. Verfolgt man die Berichterstattung des *Chinese Recorder* in den Monaten nach der Revolution, so sieht man sich freilich getäuscht. Wenn überhaupt auf die Revolution Bezug genommen wurde, so lag der Akzent eher auf den sich bietenden Möglichkeiten für die Zukunft, weniger auf ihrer welt- oder gar heilsgeschichtlichen Einordnung.⁴⁶ Es kommen daher nur wenige Artikel für eine Untersuchung historischer Selbstverortungen von Missionaren infrage. Auffällig ist vor allem, dass überhaupt kein Versuch unternommen wurde, den Triumph der Revolution und damit die als glänzend eingeschätzten Erfolgsaussichten des Christentums in eine Genealogie der Ausbreitung des Christentums einzuordnen, wie man es noch 1900 getan hatte. Allein der Boxeraufstand wurde als zeitgenössische Parallele angeführt – einerseits in Analogie zur Vergangenheit, indem man betonte, dass die Sicherheit der Missionare wie damals durch die Kampfhandlungen bedroht war, andererseits

44 Editorial, in: CR 43 (1912), 2.

45 Ebenda, 4.

46 Vgl. beispielsweise C. H. Fenn, Missions after the Revolution, in: CR 43 (1912), 635.

in Kontrast zur historischen Vorlage, da sich die chinesischen Beamten diesmal aktiv um den Schutz der Missionare bemüht hatten.⁴⁷ Eine solche Genealogie war allerdings auch fragwürdig geworden, da sich in dem Jahrzehnt seit der Boxerkrise die Diskurse unter allen Beteiligten grundlegend gewandelt hatten: Nicht zuletzt unter dem Eindruck einer vehementen antimissionarischen Kritik in den Jahren nach 1900, die in der Mission eine Hauptursache für den Ausbruch der Boxerbewegung ausmachte und das häufig rachsüchtige und unnachgiebige Verhalten der Missionare nach deren Niederschlagung kritisierte, hatten in der Mission moralisierende Stimmen die Oberhand gewonnen. Sie bemängelten, dass die allzu enge Verbindung mit diplomatisch-militärischen Interessen die Integrität der Mission gefährde und ihr deshalb zum Nachteil gereiche.⁴⁸

In China selbst fanden nach der Jahrhundertwende nationalistische und antiimperialistische Diskurse weite Verbreitung, namentlich auch unter den chinesischen Christen, die sich für eine stärkere Unabhängigkeit von den Missionaren stark zu machen begannen.⁴⁹ Unter diesen Umständen hatte sich eine unbefangene Identifikation mit dem imperialistischen Vermächtnis der Mission praktisch von selbst erledigt. Courtney Fenn etwa schrieb im *Recorder* reichlich kryptisch, dass der Fortschritt des Christentums in China stets in Form von Katastrophen erfolgt sei, weil auch der Fortschritt Chinas selbst diese Form angenommen habe.⁵⁰ Das konnte alles Mögliche bedeuten und war vage genug, um niemandem ernsthaft weh zu tun.

Eine systematische Analyse der Revolution in ihrer heilsgeschichtlichen Dimension lieferte allein der altgediente walisische Missionar Timothy Richard. Ihm ging es darum, die Zukunft der christlichen Kirchen in China aus universalen Prinzipien abzuleiten.⁵¹ Richard unterschied drei solcher Prinzipien, die alle historischen Charakter hatten. Erstens verwies er auf die alttestamentarischen Prophezeiungen, wonach Regierungen, die Gott nicht dienen wollten, zugrunde gehen müssten. Dies war nichts anderes als eine Neuauflage des bereits erwähnten heilsgeschichtlichen Kontinuitätsparadigmas, denn Richard listete erneut alle erdenklichen untergegangenen Reiche der Vergangenheit auf, um mit der Feststellung zu schließen, dass „[t]he fall of the Manchus is the latest and greatest evidence on this point“.⁵² Zweitens stellte Richard fest, dass der Geist Christi alle Menschen zur ganzen Wahrheit führe. Gleichzeitig gestand er jedoch auch den chinesi-

47 Editorial (Anm. 45), in: CR 43 (1912), 4 f.; Editorial, in: CR 43 (1912), 63 f.

48 Zu diesen Debatten vgl. T. Klein, Protestant Missionaries and Communist Cadres as Local Power Brokers in Rural South China, 1890–1930 – A Comparison, in: H. Stoecker/U. van der Heyden (Hrsg.), *Mission und Macht im Wandel politischer Orientierungen. Europäische Missionsgesellschaften in politischen Spannungsfeldern in Afrika und Asien zwischen 1800 und 1945*, Stuttgart 2005, 287–294; Gu Weimin, *Jidujiao yu jindai Zhongguo shehui* [Christentum und moderne chinesische Gesellschaft], Shanghai 1996, 353 f.

49 Vgl. dazu T. Klein, Die Basler Mission in China als transkulturelle Organisation. Der Konflikt zwischen autoritärer Führung „von oben“ und synodaler Partizipation „von unten“ im Prozess der kirchlichen Indigenisierung, 1860–1930, in: A. Bogner/B. Holtwick/H. Tyrell (Hrsg.), *Weltmission und religiöse Organisationen. Protestantische Missionsgesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert*, Würzburg 2004, 630–663.

50 Fenn, *Missions after the Revolution* (Anm. 47), 635.

51 T. Richard, *The Future of the Church in China. It can be foretold by the light of universal principles*, in: CR 43 (1912), 644–647.

52 Ebenda, 644.

schen „heroes, sages und prophets of the past“ eine gewisse Bedeutung zu. Zwar waren sie für ihn „not all-powerful, all-wise, and all-good, still they were the highest temporary manifestation of the Divine in human form in different lands from age to age, and were like officers sent by the Commander-in-Chief to drill their regiments to put down all wrong and to uphold all right. Now they are commanded to unite all their regiments for this world-wide campaign.“⁵³ Mit diesen für die missionarische Rhetorik nicht untypischen militärischen Metaphern wertete Richard vorchristliche Traditionen auf.

Im Blick auf China hob er besonders die Ethik, den Respekt vor den Weisen des Altertums, die Fürsorge für die Alten hervor sowie, allgemeiner, dass Güte, Rechtschaffenheit, Wissen und gegenseitiges Vertrauen gelehrt würden, wie sie für die Aufrichtung des Gottesreichs absolut notwendig seien. Diese Prinzipien müsse man „as truths also from God, and essential to progress“ betrachten.⁵⁴ Richard integrierte also konfuzianische Traditionen in die Genealogie der Ausbreitung des Christentums in China. Umgekehrt betrachtete er die Entwicklung des Christentums nicht nur als positiv:

The history of religious conflict in Christendom and out of Christendom furnishes such overwhelming evidence, extending over more than 2.000 years of godlessness, lawlessness, and mutual recriminations, with their attendant suffering, and all in the name of religion that one blushes for the sacred name of the religion which professes to establish the Kingdom of God on earth for good and for all.⁵⁵

Ob er damit auch das Verhalten der Missionare in China in den letzten Jahrzehnten kritisierte, muss offen bleiben. Jedenfalls zog er aus dieser Überlegung den Schluss, dass die christlichen Missionare nur durch friedliche Kooperation untereinander beweisen könnten, dass ihre Religion göttlich sei.

Richard schlug somit kritischere Töne an, als sie im Zusammenhang mit der Boxerbewegung artikuliert wurden. Dabei ist sicherlich der ganz andere Kontext zu berücksichtigen: Eine tatsächliche Bedrohung von Missionaren beschränkte sich um die Jahreswende 1911/12 auf Einzelfälle, so dass die Beschwörung einer Gefahrensituation nur von kurzer Dauer war. Tatsächlich machte sich eher ein Paradox geltend, das für die Rhetorik protestantischer Missionen ebenfalls charakteristisch war. Gefahren gingen demnach nicht so sehr von der Bedrohung der Missionsarbeit aus, sondern eher von ihrem Erfolg. Wenn nach der Etablierung der neuen politischen Ordnung (d. h. nach der Verkündung der Religionsfreiheit) ein großer Zustrom in die christlichen Kirchen einsetzen würde, dann „it certainly would be most difficult to keep the church pure and to have its members educated up to the point where they would have been with fewer numbers“.⁵⁶ Dahinter stand ein Diskurs, der die Qualität von Bekehrungen über deren Quantität stellte und im Leiden die eigentliche Bewährungsprobe für Christen erblickte. Allerdings, so beil-

53 Ebenda, 645.

54 Ebenda.

55 Ebenda.

56 Editorial (Anm. 45), in: CR 43 (1912), 4.

te sich die Redaktion des *Chinese Recorder* hinzuzufügen, sei während der vergangenen einhundert Jahre bereits eine gute Grundlage gelegt worden, sowohl was die verfügbare Menge christlicher Literatur, als auch was die Verlässlichkeit der chinesischen Christen betraf.⁵⁷ Auch hier, so könnte man sagen, war die Bedrohung zwar real, aber in den göttlichen Heilsplan eingebettet und in Erwartung des triumphalen Endes abgemildert.

Fazit

Die Diskurse der protestantischen Missionspublizistik über die Ereignisse in China 1900 und 1911/12 gestalteten sich, wie wir gesehen haben, durchaus unterschiedlich. Dies hing nicht zuletzt mit dem Grad der Involvierung der Missionare zusammen: Während sie als Angriffsziel der Boxerbewegung unmittelbar vom Geschehen betroffen waren, fanden sie sich angesichts der republikanischen Revolution eher in der Rolle unbeteiligter Zuschauer und stiller Nutznießer wieder. Der jeweilige Kontext bestimmte, welche Positionen artikuliert werden konnten. Stand 1900 die von den chinesischen Christen geteilte Leidenserfahrung im Mittelpunkt und legte Assoziationen zur Märtyrertradition des Christentums nahe, so mischten sich um die Jahreswende 1912 auch kritische Töne in die Freude über die glänzenden Zukunftsperspektiven der Kirchen in China.

Bei aller Unterschiedlichkeit im Detail liefen die einzelnen diskursiven Formationen jedoch in einem archimedischen Punkt zusammen: der festen Überzeugung, dass die Geschichte von der Immanenz Gottes geprägt sei und ihr ein göttlicher Heilsplan zu Grunde liege. Wenn auch die welthistorische Bedeutung der jeweiligen Ereignisse durchaus erkannt wurde (was im Falle der Revolution von 1911 stärker hervortrat), so verblasste ihre Bedeutung angesichts der ungeheuren heilsgeschichtlichen Dimensionen. Zugleich war der Grad der emotionalen Verdichtung höher, wenn die Missionare selbst Mitspielende im Geschehen waren. Dann konnte man umstandslos an die Leidensgeschichte des Christentums anknüpfen, ja sich selbst mit dem Kreuzestod Christi in Beziehung setzen. Der Erfolg missionarischer Arbeit schien manchmal sogar bedrohlicher zu sein als das Verharren in der vertrauten Märtyrerrolle. In jedem Fall war ein heilsgeschichtlicher Optimismus verbreitet, der mehrere Funktionen erfüllen konnte: Legitimierung der Missionsarbeit, Erhöhung der Spenden- und Opferbereitschaft, aber auch – und das sollte nicht unterschätzt werden – Ventil für mit der Missionsarbeit verbundene Ängste und Frustrationen, die nicht zuletzt durch Bedrohungen wie die Boxerbewegung ausgelöst wurden.

Protestantische Missionsgesellschaften und Missionare übertrugen daher die im „Westen“ erworbenen Geschichtsbilder und Heilsvorstellungen auf die neue Situation ihrer Arbeit in nicht christlich geprägten Kulturen. Ließ sich göttliches Eingreifen in die Geschichte auch hier nachweisen, so legitimierte dies selbstredend auch die christliche Mission. Die Bedeutung der kolonialen Anderen bestand also darin, neue Exempla des

57 Ebenda.

missionarischen Geschichtsbilds zu liefern. Insofern die Verheißung eines künftigen Gottesreichs auch für Chinesen galt, war der missionarische Diskurs jedoch nicht von einem absoluten Gegensatz zwischen dem Eigenen und dem Fremden geprägt. Von größerer Bedeutung war der Gegensatz zwischen Christen und Nichtchristen. Letztlich aber sollte die Aufrichtung des Gottesreichs die ganze Welt gleichermaßen betreffen.

Sowenig der missionarische Geschichtsdiskurs in den imperialistisch-kolonialen Mainstream zu passen scheint, so deutlich verweist er dennoch auf Grundmuster, die für das Verständnis des Imperialismus bzw. Kolonialismus von großer Bedeutung sind. Dies betrifft erstens die Unsicherheit der Kolonialherren, die stets hinter dem zur Schau gestellten Überlegenheitsgestus lauerte. Diese Unsicherheit scheint auch die hier vorgestellten Missionstexte zu prägen. Denn es ist schon auffällig, dass das durch die Boxerbewegung verursachte Gefühl der Bedrohung eine intensivere Beschäftigung mit der heilsgeschichtlichen Dimension der Missionsarbeit auslöste als die Revolution von 1911, die (wenigstens vorübergehend) die kühnsten Träume der Missionare von einer ungestörten Evangelisierungstätigkeit zu erfüllen versprach. Es scheint also, als hätte auch hier der Überlegenheitsdiskurs vor allem den Zweck gehabt, Ängste vor den angeblich unterlegenen Einheimischen zu kompensieren.

Zweitens wirft der missionarische Geschichtsdiskurs Fragen auf, die das Verständnis der kolonialen Moderne insgesamt betreffen. Wir haben uns in den letzten Jahren mit guten Gründen daran gewöhnt, den Kolonialismus nach der einprägsamen Formel von Stoler und Cooper als „Laboratorium der Moderne“ zu betrachten.⁵⁸ Bei dieser Betrachtungsweise, die sich zweifellos auch auf den informellen Imperialismus ausdehnen lässt, gerät jedoch die Vielschichtigkeit von Moderne tendenziell aus dem Blick. Gerade hier erscheint ein Blick auf die Diskrepanzen zwischen missionarischem Denken und Handeln aufschlussreich. Insofern sich die Missionare als imperialistische Akteure begreifen lassen (und das war eben nur eine von mehreren unterschiedlichen Rollen), bildeten sie mit der von ihrer Mehrheit vertretenen Geschichtsauffassung, die sich einer (zumindest ausschließlichen) rationalen Weltdeutung und -aneignung widersetzte, ein konservatives, modernisierungskritisches Element innerhalb des Imperialismus. Paradoxerweise hinderte sie dieser Konservatismus nicht daran, sich modernisierend zu betätigen, wobei sie in China ihre größte Wirkung zwischen 1912 und Mitte der 1920er Jahre entfalteten.⁵⁹ Die Einbeziehung missionarischer Perspektiven kann daher dazu beitragen, das Interpretationsmuster einer „kolonialen Moderne“ zu hinterfragen und zu differenzieren.

58 A. L. Stoler/F. Cooper, *Between Metropole and Colony: Rethinking a Research Agenda*, in: dies (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley/Los Angeles/London 1995, 1-56, hier 5; vgl. auch S. Conrad, *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), 145-169, hier 155-158.

59 Klassisch für das 19. Jahrhundert P. A. Cohen, *Christian Missions and Their Impact to 1900*, in: J. K. Fairbank (Hrsg.), *The Cambridge History of China*. Bd. 10: *Late Ch'ing, 1860–1911*, Part I. Cambridge 1978, 543-590, hier bes. 573-589; eine lokale Fallstudie bietet T. Klein, *Missionarische Netzwerke und Transformation: Am Beispiel von Nordost-Guangdong*, in: *Periplus* 15 (2005), 41-71. Die Rolle chinesischer Christen für die chinesische Moderne diskutiert R. Dunch, *Fuzhou Protestants and the Making of a Modern China 1857–1927*. New Haven/London 2001.

Das Imperium als historischer Auftrag – Geschichtsbilder auf der Weltausstellung von St. Louis, 1904

Frank Schumacher

ABSTRACT

Ethnographic displays were an integral feature of many of the World's Fairs and international expositions. The display of 'exotic' races typically advanced powerful messages of civilizatory supremacy intended to provide imperial self-assurance and entertainment for the colonial metropolis. At the St. Louis World's Fair of 1904 such anthropological exhibits reached unknown heights. The fair's organizers hoped to introduce visitors to a coherent re-interpretation of the nation's history of expansion and thus emphasized the perceived differences between European and U.S. approaches to colonial state-building.

By grouping native Americans and Filipinos side-by-side, the fair underlined the benefits of a paternalistic ideology of uplift through education and re-interpreted the colonial project as an anti-colonial civilizing mission. Despite this emphasis on the perceived merits of the 'benevolent assimilation' of the colonial 'other', however, the fair's daily reality with its pervasive racism and strong exoticism subverted, complicated, and contradicted this exercise in colonial imagination.

Geschichtsbilder, so der Historiker Karl-Heinz Jeismann, sind ein wichtiger Baustein in der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit. Sie konstituieren Identitäten, schlagen Orientierungsschnitten durch eine als chaotisch begriffene Welt und stiften Kontinuität als Scharnier zwischen der Vergangenheit und der Herausforderung der Zukunft. Jeismann schreibt:

Der Begriff ‚Geschichtsbilder‘ ist eine Metapher für gefestigte Vorstellungen und Deutungen der Vergangenheit mit tiefem zeitlichen Horizont, denen eine Gruppe von Menschen Gültigkeit zuschreibt. Politische und kulturelle Gemeinschaften können sich offenbar nur selbst verstehen, ihre Handlungen abwägen und Optionen für die Zukunft begründen, wenn sie in der ‚Zeit‘, d. h. zwischen vergangener und kommender Geschichte, zwischen Erfahrung und Erwartung, ihren Ort bestimmen. Solche selbstbezogenen Deutungen stiften im Chaos der unendlichen Vorgänge der Vergangenheit Sinn, bieten Orientierungshilfe und Handlungssicherheit. So werden Gefühl und Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, wird kollektive Identität beglaubigt, der Daseinssinn einer Gemeinschaft gestiftet. [...] Geschichtsbilder sind nicht Abbildungen des Vergangenen, sondern Ein-Bildungen der Vorstellungs- und Urteilkraft.¹

Diese ‚Ein-Bildungen‘ benötigen Austragungsräume zur Konstruktion von Wirklichkeit. In der Zeit vor der massenhaften Verbreitung von Radio und Fernsehen spielten Weltausstellungen einen wichtigen Part in der medialen Verhandlung und Vermittlung solcher Geschichtsbilder.² Vor allem die für die Herausbildung eines ‚symbolischen Universums‘ so zentrale Scharnierfunktion zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurde auf diesen Großereignissen der Moderne beispielhaft eingelöst.³ Die Weltausstellungen mit ihrem Fortschrittsoptimismus verankerten die von ihnen entworfenen Zukunftsvisionen durch die Rückbindung an Vorstellungen von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Im Rahmen dieses Entwicklungs panoramas fiel den ‚Anderen‘ eine bedeutsame Rolle zu. Ihre Präsentation im Rahmen ethnographischer Völkerschauen erfüllte auf den Weltausstellungen eine Reihe von Funktionen.⁴ Auf einer grundsätzlichen Ebene befriedigte die Zurschaustellung des als exotisch begriffenen ‚Anderen‘ die Neugierde und den Voyeurismus der Ausstellungsbesucher. Der Exotismus diente auf dieser Ebene vor allem auch den Wirtschaftsinteressen der Ausstellungsbetreiber, da man sich von den „ethnographic peep-shows“, wie der britische Empire-Historiker John MacKenzie die Völkerschauen

1 K.-H. Jeismann, *Geschichtsbilder: Zeitdeutung und Zukunftsperspektive*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B51-52 (Ausgabe 23.12. 2002), 13-22, hier 13, online auch unter: <http://www.bpb.de/files/IU4TVY.pdf> [24.2.2010].

2 Einen guten Einstieg in die umfangreiche Literatur zu Weltausstellungen bietet: A. C. T. Geppert/J. Coffey/T. Lau, *International Exhibitions, Expositions Universelles and World's Fairs, 1851–1951: A Bibliography*, online unter: <http://www.tu-cottbus.de/theorielerarchitektur/wolke/eng/Bibliography/ExpoBibliography.htm> [24.2.2010]; zur Einführung: W. Kretschmer, *Geschichte der Weltausstellungen*, Frankfurt a. M. 1999; P. Greenhalgh, *Ephemeral Vistas. The Expositions Universelles, Great Exhibitions and World's Fair, 1851–1939*, Manchester 1988.

3 Zur wissenssoziologischen Theorie des symbolischen Universums: P. L. Berger/T. Luckmann, *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*, New York 1967; für eine fundierte Kritik an der Behauptung Weltausstellungen konstituierten Identitäten: A. C. T. Geppert, *Exponierte Identitäten? Imperiale Ausstellungen, ihre Besucher und das Problem der Wahrnehmung, 1870–1930*, in: U. v. Hirschhausen/J. Leonhard (Hg.), *Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich*, Göttingen 2001), 181-203.

4 Greenhalgh, *Ephemeral Vistas* (Anm. 2), 82-111; B. Benedict, *Rituals of Representation: Ethnic Stereotypes and Colonized Peoples at World's Fairs*, in: R. W. Rydell/N. Gwinn (Hg.), *Fair Representations: World's Fairs and the Modern World*, Amsterdam 1994, 28-61; B. Benedict, *International Exhibitions and National Identity*, in: *Anthropology Today* 7:3 (June 1991), 5-9; A. von Plato, *Präsentierte Geschichte. Ausstellungskultur und Massenpublikum im Frankreich des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 2001, 213-243.

einmal genannt hat, hohe Besucherzahlen und lukrative Geschäfte versprach.⁵ Darüber hinaus diente die kontrastierende Darstellung der ‚Wilden‘ neben den modernen technischen Objekten auch der Selbstvergewisserung der eigenen Modernität. Jenseits der auf den Weltausstellungen gepflegten nationalen Rivalitäten, boten die inszenierten sozialdarwinistisch motivierten und oft pseudo-wissenschaftlich verklärten Überlegenheitsansprüche eine transnationale und inter-imperiale Plattform für ein zwischen den konkurrierenden Kolonialmächten bestehendes grundsätzliches Einverständnis über die angeblich zivilisatorische Notwendigkeit kolonialer Expansion.

Im Folgenden möchte ich einige Elemente dieser Dynamik am Beispiel der ‚kolonialen Anderen‘ auf der Weltausstellung von St. Louis 1904 untersuchen. Ich werde diese Weltausstellung zunächst als Ganzes betrachten und in einem zweiten Schritt dann einen Eindruck von der Zurschaustellung der ‚Anderen‘ am Beispiel der Filipinos und ‚Indianer‘ in St. Louis geben. In einem abschließenden dritten Schritt werde ich an ausgewählten Beispielen die Grenzen der in St. Louis entwickelten Geschichtsbilder beschreiben.

1. Zur Feier des ‚Empire of Liberty‘: die Weltausstellung von St. Louis 1904

On April 30, 1803, Jefferson bought the Territory of Louisiana from Napoleon. [...] The stupendous results of this transaction nobody foresaw. It more than doubled the area of the United States; it rendered inevitable all the acquisitions of territory that have taken place since; it made it certain that the United States and not England or any other country would dominate the Western Hemisphere; [...] The Exposition illustrates the national expansion of which the great event that it commemorates was the first step. Such a vast expenditure of time, talent, and money are represented in it that the St. Louis Fair will probably remain for decades, if not forever, the biggest exposition that the world has seen.⁶

Die *Louisiana Purchase Exposition* war nach Chicago 1893 die zweite Weltausstellung auf amerikanischem Boden.⁷ Aber während der junge Historiker Frederick Jackson Turner in Chicago 1893 mit seiner Frontier-These noch dem Unbehagen vieler Amerikane-rinnen und Amerikaner nach dem offiziellen Ende der Westexpansion Ausdruck verlieh,

5 J. MacKenzie, *Propaganda and Empire: The Manipulation of British Public Opinion 1880–1960*, Manchester 1985.

6 „What the Fair Commemorates“, in: *The World's Work* 8:4 (August 1904), Special Double Exposition Number, 5079, 5083.

7 Einen Überblick über die Weltausstellung von St. Louis bieten: Kretschmer, *Geschichte der Weltausstellungen* (Anm. 2), 157–165; N. J. Parezo / D. D. Fowler, *Anthropology goes to the Fair: The 1904 Louisiana Purchase Exposition*, Lincoln, NE 2007; M. R. Clevenger, Introduction, in: Dies. (Hg.), *Indescribably Grand' Diaries and Letters from the 1904 World's Fair*, St. Louis, MO 1996, 3–38; Y. M. Condon, *St. Louis 1904 – Louisiana Purchase International Exposition*, in: J. E. Findling / K. D. Pelle (Hg.), *Historical Dictionary of World's Fairs and Expositions, 1851–1988*, Westport, CT 1990, 178–186; R. W. Rydell, *All the World's a Fair. Visions of Empire at American International Expositions, 1876–1916*, Chicago, IL 1984, 154–183.

so hielt 1904 eine neue selbstbewusste Regionalmacht mit globalen Ambitionen Hof.⁸ Durch den Sieg im spanisch-amerikanischen Krieg mit pazifischen und karibischen Besitzungen ausgestattet hegten die USA hegemoniale Ambitionen in der westlichen Hemisphäre und forderten zunehmend die herausragende Machtrolle Großbritanniens heraus. So symbolisierte St. Louis nicht nur den Stabwechsel innerhalb der Weltausstellungsbewegung von der alten zur neuen Welt sondern auch den performativen Beginn des ‚amerikanischen Jahrhunderts‘.⁹

Am 30. April 1904 war es also endlich soweit. Nach mehr als dreijähriger Bauzeit und Kosten von mehr als 40 Millionen Dollar (nach heutigem Wert um die 800 Millionen Dollar) öffnete die Weltausstellung von St. Louis ihre Tore. Die zeitweise mehr als 10.000 Arbeiter hatten das Projekt jedoch erst mit einjähriger Verspätung zum Abschluss gebracht. Die Ausstellung stellte den Höhepunkt der Feiern zum einhundertjährigen Jahrestag des Kaufes des Louisiana Territoriums von Frankreich im Jahre 1803 dar.

Die Übernahme der gewaltigen französischen Louisiana Besitzungen durch die USA 1803 war der größte außenpolitische Erfolg der jungen Republik. Für 15 Millionen Dollar erwarben die USA mehr als zwei Millionen km² und verdoppelten so ihr nationales Staatsgebiet. Dieser Landkauf besiegelte das Schicksal der indigenen Bevölkerung westlich des Mississippi und ebnete den Weg für den spektakulären Aufstieg der USA zum transkontinentalen Imperium, zur hemisphärischen Hegemonialmacht und schließlich zur Kolonialmacht.¹⁰

Bei der Einweihung des noch nicht fertig gestellten Ausstellungsgeländes am 30. April 1903 unterstrich Präsident Theodore Roosevelt dann auch die fundamentale Bedeutung der *Louisiana Purchase* für die Geschichte der USA. Dieser Landkauf und die ihr folgende West-Expansion, so Roosevelt, sei der „biologisch-natürliche“ Ausdruck einer nationalen Vorbestimmung. Der Präsident betonte die zivilisatorische Leistung der Siedler, die männlichkeitsbildende Kraft des Kampfes mit der Natur und die weltpolitische Bedeutung des den Expansionsprozess leitenden politischen Systems demokratischer Selbstbestimmung. An die Expansionskritiker gewandt, für die unter Berufung auf Montesquieu die Ausdehnung das Ende der Republik einläutete, betonte Roosevelt den Unterschied zwischen Amerika und den klassischen Imperien. Im Gegensatz zur Kor-

8 Zum Unbehagen: D. Wrobel, *The End of American Exceptionalism: Frontier Anxiety from the Old West to the New Deal*, Lawrence, KA 1993.

9 Dies unterstreicht zum Beispiel W. Kretschmer: „Gesunken war der Stern Frankreichs, aber am Horizont war ein anderer aufgegangen: Mit zwei imposanten Weltausstellungen, St. Louis 1904 und San Francisco 1915, knüpfte die neue Weltmacht Amerika an die große Tradition des 19. Jahrhunderts an und übernahm dabei von Frankreich sogar den elfjährigen Ausstellungsturnus. Wo sonst hätte die eherne Regel des ‚Größer, schöner, prunkvoller‘ noch realisiert werden können als im Land der unbegrenzten Möglichkeiten?“ *Geschichte der Weltausstellungen* (Anm. 2), 157.

10 Zum Kauf des Louisiana Territoriums und seiner Bedeutung für die Expansionsgeschichte der USA im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts: S. Levinson/B. H. Sparrow (Hg.), *The Louisiana Purchase and American Expansion 1803–1898*, Lanham, MD 2005; P. J. Kastor, *The Nation's Crucible: the Louisiana Purchase and the Creation of America*, New Haven, CT 2004; ders. (Hg.), *The Louisiana Purchase: Emergence of an American Nation*, Washington, DC 2002; J. P. Rodriguez (Hg.), *The Louisiana Purchase: A Historical and Geographical Encyclopedia*, Santa Barbara, CA 2003.

ruption Roms seien die USA durch ihre Verfassung und einen die demokratischen Prinzipien der Selbstbestimmung respektierenden Expansionsprozess vor „degenerativen“ Rückwirkungen nationaler Ausdehnung gefeit. Die Expansion sei keine Gefahr, sondern ein grundlegendes Leitmotiv amerikanischer Geschichte:

*[...]In the century now beginning we shall make of the Republic the freest and most orderly, the most just and most mighty, nation which has ever come forth from the womb of time.*¹¹

Die von Roosevelt gefeierte Vorstellung vom zivilisatorischen Fortschritt und das neue imperiale Selbstverständnis der USA fanden in der Ausgestaltung der Weltausstellung ihren Niederschlag. Das der Natur abgerungene Ausstellungsgelände war von breiten Plätzen, Lagunen, Boulevards und Parks überzogen. Gigantische Stuckpaläste, die von Holzgerüsten getragen wurden und deren Fassaden mit einer Mischung aus Jute und Gips verkleidet waren, beherbergten Ausstellungen zu Handel, Verkehr, Industrie, Erziehung usw. Zusätzlich zu den 14 großen Themenhallen präsentierten sich die Teilnehmerländer, einzelne Bundesstaaten und Städte in etwa 70 Ausstellungspavillons. Große Aufmerksamkeit schenkte die Ausstellung den technischen Innovationen der Zeit. So erlebten die Besucherinnen und Besucher nicht nur Automobil- und Luftfahrtvorstellungen, sondern auch die neuesten Errungenschaften der drahtlosen Kommunikation. Auf diese Folie der Moderne projizierte St. Louis wie andere Weltausstellungen zuvor, die nach zeitgenössischen Vorstellungen auf niederen „Zivilisationsstufen“ platzierten ‚Anderen‘, auf deren Zurschaustellung ich im folgenden Abschnitt eingehe.

2. „The Largest and Finest Colonial Exhibit Ever“: Filipinos und Native Americans in St. Louis

*The red man of America and the brown man of Oceania, both races the wards of Uncle Sam, both including many tribes, were almost side by side, each on a forty acre tract. One pathetic difference between the red man and the brown was brought out at this twin exhibition, and that is that the Indian is of a disappearing race, while the Filipino appears to be just on the eve of a substantial and lasting development.*¹²

Mehr als 2000 Indigene verschiedenster Ethnien, von den Pygmäen Afrikas, den Ainus aus Japan zu den Patagoniern wurden als Teil einer gigantischen ‚Ethno-Show‘ nach St. Louis gebracht, um die Fortschrittsgeschichte der Menschheit durch die kontrastierende Darstellung von Errungenschaften der Moderne mit der Lebenswelt der ‚unzivilisierten Völker‘ zu unterstreichen. Die verschiedenen Gruppen wurden in unterschiedlichen

11 Th. Roosevelt, „Address at the Dedication Ceremonies of the Louisiana Purchase Exposition“, 30. April 1903, online: <http://www.theodore-roosevelt.com/trlouisexpospeech.html> [24.2..2010].

12 J. W. Hanson, The Official History of the St. Louis World's Fair, zitiert in: E. Breitbart, A World On Display. Photographs from the St. Louis World's Fair 1904, Albuquerque, NM 1997, 70.

Kontexten und Darstellungszusammenhängen gezeigt, so zum Beispiel zur Illustration pseudo-wissenschaftlicher Experimente, als ‚exotische‘ Unterhaltung auf der Vergnü- gungsmeile und als Teilnehmer im Rahmenprogramm der zum ersten Mal in Nordame- rika stattfindenden Olympischen Spiele. Dort traten Vertreter unterschiedlichster Eth- nien in Wettkampfdisziplinen wie Steinweitwurf, Baumstammklettern, Bogenschießen und Tauziehen zur Belustigung der Öffentlichkeit gegeneinander an. Dem Sieger dieser *Anthropology Days* winkte keine Goldmedaille sondern eine amerikanische Flagge.¹³

Der konkurrenzlose Höhepunkt und Publikumsmagnet der Weltausstellung von St. Louis jedoch war das sogenannte „Philippinenreservat“, eine der größten ethnographischen Ausstellungen, die jemals gezeigt wurden. Die Ausstellung verfolgte eine Reihe von Ziel- setzungen: Sie sollte die in der amerikanischen Öffentlichkeit attestierten Informations- defizite über die größte überseeische Besetzung des Landes beheben, die Erinnerung an den dort geführten blutigen Kolonialkrieg durch das Gegenbild einer ‚befriedeten‘ und entwicklungsbereiten Besetzung ersetzen, das amerikanische Kolonialprojekt als bene- volenten Gegenentwurf zu den europäischen Kolonialismen im öffentlichen Bewusstsein etablieren, um so die Expansionskritik einzudämmen¹⁴, das überseeische Imperium in die Expansionsgeschichte des Landes diskursiv einbinden und potentielle Investoren für die Inselgruppe gewinnen.¹⁵

Zur Umsetzung dieser Ziele ernannte die Regierung einen Ausstellungsbeirat aus Mu- seumsfachleuten und Wissenschaftlern unter Leitung von William Powell Wilson, dem Direktor des *Philadelphia Commercial Museum*.¹⁶ Ausgestattet mit einem Etat von mehr als einer Million Dollar durchforstete die Kolonialregierung in Manila das gesamte Insel- reich nach geeigneten Exponaten. Auf einer Fläche von mehr als 200.000 Quadratmetern wurden in St. Louis schließlich über 130 Gebäude und mehr als 75.000 Ausstellungs- stücke gezeigt. Die Anlage wurde durch die Zurschaustellung von 1.200 Menschen ver- schiedener Ethnien der Philippinen, die für die Ausstellungsdauer in St. Louis auf einem

13 S. Brownell (Hg.), *The 1904 Anthropology Days and Olympic Games. Sport, Race, and American Imperialism*, Lin- coln, NE 2008; L. Carlson, *Giant Patagonians and Hairy Ainu: Anthropology Days at the 1904 St. Louis Olympics*, in: *Journal of American Culture* 12:3 (1989), 19-26.

14 Zur Expansionskritik: R. E. Welch Jr., *Response to Imperialism: The United States and the Philippine-American War, 1899–1902*, Chapel Hill, NC 1979; E. Berkeley Thompkins, *Anti-Imperialism in the United States: The Great Debate, 1890–1920*, Philadelphia 1970; R. L. Beisner, *Twelve Against Empire. The Anti-Imperialists, 1898–1900*, New York 1968; Ph. Foner/R. C. Winchester (Hg.), *The Anti-Imperialist Reader: A Documentary History of Anti-Imperialism in the United States*, New York 1984.

15 Seit 1899 kämpften mehr als 125.000 U.S. Soldaten auf den Philippinen gegen eine indigene Unabhängig- keitsbewegung. Bis 1902 allein beklagte die U.S. Armee mindestens 4200 Tote und mehr als 3500 Verletzte. Auf philippinischer Seite wurden mindestens 20.000 Soldaten getötet. Schätzungen der Opferzahlen unter der Zi- vilbevölkerung gehen von mindestens 250.000 Toten bis zu 10 % der Vorkriegsbevölkerung, also 750.000 Toten aus. Obgleich die U.S. Regierung den Krieg im Sommer 1902 offiziell für beendet erklärt hatte wurde bis 1913 vor allem im Süden des Archipels verbissen weitergekämpft. Hierzu: F. Schumacher, „Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr“: Der Kolonialkrieg der USA auf den Philippinen (1899–1913), in: T. Klein / F. Schumacher (Hg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006, 109-144; zum Kolonialismus der USA in den Philippinen: P. A. Kramer, *The Blood of Government. Race, Empire, the United States & the Philip- pines*, Chapel Hill, NC 2006.

16 Zum Organisationskomitee der Ausstellung: J. D. Fermin, *1904 World's Fair. The Filipino Experience*, Quezon City 2004, 38-39.

„Habitat“ angesiedelt wurden, ergänzt. Dieser gigantische ‚Menschenzoo‘ von bis dahin unbekanntem Ausmaßen entwickelte sich zum Publikumsrenner der Weltausstellung.¹⁷

Das Gelände der Philippinenausstellung war von einem großen, künstlich angelegten See umgeben, auf dem zahlreiche Boote und Schiffe unterschiedlichster Größe und Funktionalität vom Kanu bis zur Barkasse kreuzten.¹⁸ Der See wurde von drei steinernen und zwei Bambusbrücken überspannt. Die Besucherinnen und Besucher betraten die Ausstellung über die größte Brücke, die *Puente de Espana*, über die man durch einen Nachbau der Stadtmauern von Manila zur Plaza Santa Cruz gelangte, die von großen Gebäuden im spanischen Kolonialstil umringt war. Im Zentrum der gesamten Ausstellungsanlage befanden sich Gebäude für Verwaltung, eine Gewerbeausstellung, ein Museum für Naturkunde und Anthropologie, ein Observatorium, ein ‚typisches‘ Wohnhaus einer reichen Familie aus Manila und eine Nachbildung der Kathedrale von Manila.

Um diesen inneren Kern gruppierten sich in einiger Distanz fünf ethnographische Dörfer, deren Anordnung der kolonialen Logik folgte und die repräsentierten Ethnien nach Zivilisationsstufen unterteilte. Es gab Dörfer für die christlichen Tieflandbewohner (von den Amerikanern als „visayans“ bezeichnet), die „Moros“, die muslimischen Tieflandbewohner aus Mindanao und von den Sulu-Inseln, die „Negritos“, die auch als „philippinische Aborigines“ bezeichnet werden, die „Bagobos“, ein Bergvolk aus Mindanao und die „Igorot“, Hochlandbewohner aus dem Norden Luzons.

In den (re)konstruierten „Dörfern“ der Ausstellung präsentierten die „Bewohner“ den Besuchern einen vorgeblich realistischen Ausschnitt aus ihren täglichen Aktivitäten. Dazu wurden verschiedene Handwerkskünste, Wettbewerbe im Bogenschiessen abgehalten und rituelle Tänze vorgeführt. Musik spielte überhaupt eine zentrale Rolle in der Darstellung unterschiedlicher „Zivilisationsstufen“: Während ein Chor der christlichen Tieflandbewohner (Amerikas Hauptverbündete auf den Inseln) zum Abschluss ihrer täglichen Vorführungen die US-Nationalhymne sang, trugen die als „unzivilisiert“ und „barbarisch“ vorgeführten „Igorot“ und „Moros“ vermeintlich „wilde“ Kriegstänze vor.

Die Ausstellung wurde durch ein Feldlager philippinischer Kolonialtruppen ergänzt. Diese Einheiten rekrutierten sich aus unterschiedlichen, der U.S. Kolonialregierung freundlich gesinnten Ethnien und hatten bei der amerikanischen Eroberung der Inseln eine wichtige Rolle gespielt. In St. Louis dienten die 700 Soldaten der *Scout* und *Constabulary* Regimenter als Aushängeschild der Kolonialstreitkräfte.¹⁹ Mit ihren täglichen

17 ‚Menschenzoo‘ aus: N. Bancel/P. Blanchard/S. LeMaire, „Ein sozialdarwinistisches Disneyland. Menschenzoo als Instrument der kolonialen Propaganda“, in: *Le Monde diplomatique*, Nr. 6216 (11. August 2000), 16-17, 718 Dokumentation.

18 Beschreibungen der Ausstellung in: Fermin, 1904 World’s Fair (Anm. 16); Rydell, *All the World’s a Fair* (Anm. 7), 154-183; Sh. L. Vostral, *Imperialism on Display: The Philippine Exhibition at the 1904 World’s Fair*, in: *Gateway Heritage* 13:4 (Spring 1993), 18-31; E. Breitbart, *A World on Display. Photographs from the St. Louis World’s Fair 1904*, Albuquerque, NM 1997, 51-61; P. Kramer, *Making Concessions: Race and Empire Revisited at the Philippine Exposition, St. Louis, 1901–1905*, in: *Radical History Review* 73 (1999), 74-114; B. M. Vergara, Jr., *Displaying Filipinos. Photography and Colonialism in Early 20th Century Philippines*, Quezon City 1995, 111-150.

19 C. D. Laurie, *An Oddity of Empire. The Philippine Scouts and the 1904 World’s Fair*, in: *Gateway Heritage* 15:3 (Winter 1994/95), 44-55.

Drillvorführungen, Paraden, Flaggenappellen und Konzerten galten sie vielen Besuchern als Beweis für die Entwicklungsmöglichkeit der Kolonisierten und als Bestätigung des amerikanischen Kolonialprojekts mit seiner offiziellen Maxime der Politik der ‚benevolent Assimilierung‘.²⁰

Das Entwicklungspotential der Inselbewohner wie auch die Bedeutung sozialtechnischer Steuerungsmaßnahmen für das amerikanische Kolonialprojekt wurde auf dem Ausstellungsgelände durch die Modellschule symbolisiert. Der Ausbau des Schulsystems auf den Philippinen wurde in der Tat rapide vorangetrieben. Es war Teil groß angelegter Infrastrukturprojekte, die die philippinische Öffentlichkeit für das Kolonialprojekt gewinnen sollte und zugleich den Ausbau indigener Partizipation in Verwaltung, Armee, Erziehung und Wirtschaft vorbereitete.²¹

In der Schule auf dem Ausstellungsgelände, einer kleinen Bambushütte, wurden täglich etwa 20 Kinder aus den unterschiedlichen Dörfern des Habitats in zwei Sitzungen unterrichtet.²² Die Kinder der christlichen Tieflandbewohner, die amerikanischen Kolonisatoren als zukünftige indigene Elite förderten, wurden dabei getrennt von den Kindern der anderen Ethnien unterrichtet.²³ Vor mehr als 2.000 Besuchern täglich lernten die jungen Filipinos einen Grundschulkanon aus Fächern wie Englisch, Geografie und Mathematik.

Die Modellschule stellte zugleich die interpretative Verbindung zu dem direkt neben der Philippinenausstellung angesiedelten Indianerreservat her.²⁴ Die Parallelität der Assimilationsbemühungen bildete einen Deutungsrahmen, in dem eine Verbindung zwischen dem überseeischen Imperium und der kontinentalen Expansion hergestellt wurde. In

20 So Präsident William McKinley an die Militärregierung der Inseln, 21. Dezember, 1898: „Finally, it should be the earnest and paramount aim of the military administration to win the confidence, respect, and affection of the inhabitants of the Philippines by assuring them in every possible way that full measure of individual rights and liberties which is the heritage of a free people, and by assuring them in every possible way that full measure of individual rights and liberties which is the heritage of a free people, and by proving to them that the mission of the United States is one of the *benevolent assimilation*, substituting the mild sway of justice and right for arbitrary rule. In the fulfillment of this high mission, supporting the temperate administration of affairs for the greatest good of the governed, there must be sedulously maintained the strong arm of authority, to repress disturbance and to overcome all obstacles to the bestowal of the blessings of good and stable government upon the people of the Philippine Islands under the flag of the United States, meine Hervorhebung, online unter: <http://www.msc.edu.ph/centennial/mc981221.html> [24.2.2010].

21 Diese Maßnahmen wurden von der U.S. Armee wie auch der kolonialen Zivilverwaltung vorangetrieben. Im Rahmen der Bildungsoffensive wurden bis 1904 mehr als 1000 Lehrer aus den USA in die Philippinen entsandt, tausende Filipinos als Hilfslehrer ausgebildet, philippinische Schüler in die USA geschickt und mehr als 3000 Schulen für insgesamt 200.000 Schüler eingerichtet. Hierzu: G. A. May, *Social Engineering in the Philippines – The Aims, Execution, and Impact of American Colonial Policy, 1900–1913*, Westport, CT 1980.

22 Eine Beschreibung der Schule in: Vostral, *Imperialism on Display* (Anm. 18), 29.

23 So kam es im August 1904 zu Verstimmungen, nachdem eine sechzehnjährige Schülerin in einer Werbeschüre einen Kommentar las, in dem die Schule als Einrichtung für die Wilden (*savages*) angepriesen wurde. Um sich von dieser Stereotypisierung zu distanzieren, verweigerten die Kinder der christlichen Tieflandbewohner eine Zeit lang den Schulbesuch auf dem Ausstellungsgelände; „Filipino Students Strike: Far Eastern Islanders Balk at Being Called Savages“, in: *The Atlanta Constitution*, August 21, 1904, 3.

24 R. M. Magnaghi, *America Views Her Indians at the 1904 World's Fair in St. Louis*, in: *Gateway Heritage* 4:3 (Winter 1983/84), 21–29.

beiden Fällen, so der Ausstellungsentwurf, sei die zivilisatorische ‚Handreichung‘ ein wichtiges Antriebsmoment und Merkmal amerikanischer Herrschaft.²⁵

Auf dem Gelände der „indianischen“ Ausstellungen gruppierten sich verschiedene Gebäude und unterschiedliche Ausstellungsbereiche um einen Paradeplatz. Entlang der Längsachsen waren etwa 300 Mitglieder verschiedener indigener Ethnien angesiedelt worden. Die Ausstellungsbetreiber legten Wert auf eine ‚traditionelle‘ Ausrichtung dieses Habitats. Die Bewohner waren angewiesen worden, althergebrachte Behausungen (z. B. Tipis) zu errichten, ihre traditionellen Handwerke vorzuführen und typische Bräuche und Rituale vorzuführen. Auch wenn sich die Ausstellungsmacher von der Zuschaustellung von „Indianern“ auf der Vergnügungsmeile distanzieren,²⁶ so erinnerte das Gesamtkonzept dieses Habitatsegments doch sehr an die Stereotypisierungen der indigenen Bevölkerung in den bei Zeitgenossen so beliebten *Wild West Shows*.²⁷

In scharfem Kontrast zu diesem Panorama einer idyllisierten indigenen Vergangenheit stand die im klassischen Renaissance-Stil errichtete dreigeschossige Modellschule.²⁸ In ihr lebten etwa 150 ‚indianische‘ Kinder für die Dauer der Weltausstellung. Die Schule war ein idealisiertes Abbild der im ganzen Land als Teil der Assimilationsbewegung errichteten Internatsschulen für indigene Schüler.²⁹ Im Inneren der Schule befand sich neben den Schlafräumen der Kinder und Lehrer eine große Ausstellungshalle, die in zwei Bereiche aufgeteilt war und durch einen Mittelgang begehbar war. Auf der einen Seite konnten Besucher die traditionell gekleideten „Indianer“ bei der Ausübung althergebrachter Tätigkeiten wie Weben, dem Schnitzen von Pfeil und Bogen oder der Herstellung von Mokassins beobachten. Auf der gegenüberliegenden Seite hingegen stellten uniformierte Schulkinder in nachgebildeten Klassenräumen und Werkstätten ihre assi-

25 Zu dieser intra-imperialen Vernetzung auch: A. Paulet, To Change the World: The Use of American Indian Education in the Philippines, in: *History of Education Quarterly* 47:2 (May 2007), 173-202.

26 Zum Kampf (und auch Kooperation) zwischen der Regierung und Geschäftsinteressen um die Deutungshoheit in Darstellungen der indigenen Bevölkerung auf Weltausstellungen: L. G. Moses, Indians on the Midway: Wild West Shows and the Indian Bureau at World's Fairs, 1893-1904, in: *South Dakota History* 21:3 (Fall 1991), 205-229.

27 Zur Geschichte der Wild West Shows: P. Reddin, *Wild West Shows*, Urbana, IL 1999; L. G. Moses, *Wild West Shows and the Images of American Indians, 1883-1933*, Albuquerque, NM 1996; zur alltagskulturellen Stereotypisierung der ‚Indianer‘ auch: R. F. Berkhofer, *The White Man's Indian: Images of the American Indian from Columbus to the Present*, New York 1978; E. S. Bird (ed.), *Dressing in Feathers: The Construction of the Indian in American Popular Culture*, Boulder, CO 1996; Ph. J. Deloria, *Playing Indian*, New Haven, CT 1998.

28 Die Schule beschreibt: Parezo / Fowler, *Anthropology Goes to the Fair*, 135-163. Die Modellschule wurde von S. M. McGowan, dem Direktor der Chilocco Industrial School in Oklahoma konzipiert und geleitet. McGowan war auf Außenwirkung bedacht und wollte für die staatlich forcierten Assimilationsprogramme durch eine kontrastive Darstellung zwischen den assimilierten und den in traditionellen Lebensweisen verhafteten native Americans überzeugend werben: „This exhibit (is) to consist of the best specimens of as many different tribes of the United States as possible, and (is) to show not the worst features of Indian life, such as dancing etc. which are not valuable from any point of view, but those native arts and industries by which they live and thrive today, and in systematized connection with those relics of the past ages, showing best the process and methods of their ethnological and industrial evolution.“ McGowan zitiert in: R. M. Magnaghi, *America Views Her Indians* (Anm. 24), 24.

29 Zu den Schulen in vergleichender nordamerikanischer Perspektive: F. Schumacher, *Colonization through Education. A Comparative Exploration of Ideologies, Practices, and Cultural Memories of Aboriginal Schools' in the United States and Canada*, in: *Zeitschrift für Kanadastudien* 49:2 (2006), 97-117; zur Assimilationsbewegung: F. E. Hoxie, *A Final Promise - The Campaign to Assimilate the Indians, 1880-1920*, Lincoln, NE 1984.

militorische Leistungsfähigkeit unter Beweis. Im Kontrast zum traditionellen Handwerk wurde hier fortschrittsorientiert und ‚modern‘ gearbeitet. Schüler arbeiteten in einer Wäscherei, in einer Küche, zeigten Tischlerhandwerk, stellten die gesamte Inneneinrichtung der Schule her und druckten das *Indian School Journal*, das an Gäste verteilt sowie an andere ‚Indianerschulen‘ verschickt wurde.

Nach Ansicht William McGees, dem Präsidenten der *American Anthropological Association* und Direktor aller ethnographischen Ausstellungen der *Louisiana Purchase Exposition*, war die Modellschule mit ihrer kontrastiven Darstellung zwischen Alt und Neu ein voller Erfolg:

*The significance of this exhibit in the Anthropological Section is its showing that a race which cannot of itself make the necessary strides to civilization may be helped; and moreover, that part of the culture development of a civilized people its growth of an altruism and a sense of justice that prescribe the giving of such help.*³⁰

Die Geringschätzung für die Lebensweise der indigenen Bevölkerung symbolisierte die Zurschaustellung des legendären Kriegers „Geronimo“, der den letzten indigenen Widerstand gegen die militärische Eroberung des Westens organisiert hatte und mit einer kleinen Schar von Anhängern über mehrere Jahre einen Großteil der U.S. Armee herausgefordert hatte. Geronimo konnte nun von den Besuchern gleichsam stellvertretend für eine vom Aussterben bedrohte Spezies betrachtet werden. In der Ausstellungshalle der Schule verbrachte er seine Tage mit der Anfertigung von Pfeilen und Bogen und verkaufte Fotos und Autogrammkarten. Der *Boston Daily Globe* beschrieb Geronimos Auftritt auf der Ausstellung wie folgt:

*From being a big and bloodthirsty Indian chief, murdering white people by the hundreds to being a quiet and harmless old man who, as one of the sights at the St. Louis exposition, will sell you his autograph for 10 cents, is something of a far cry, yet this is actually Geronimo's case.*³¹

Gleichzeitig warnte die Zeitung vor Enttäuschung, da der ehemalige Krieger so gar nicht den stereotypen Vorstellungen der Besucher entsprach:

You are disappointed when you see him, for no longer is he a fierce-looking brave in war paint, feathers and picturesque Indian garb. Instead a sloppy appearing black slouch hat, a once black coat grown green with age, a rather soiled flannel shirt, old striped trousers, ordinary leather shoes and a red bandana handkerchief round his neck complete the present day toilet of the former eagle of the mountains.

30 W. J. McGee, Strange Races of Men, in: The World's Work. Special Double Exposition Number 8:4 (August 1904), 5188.

31 Prisoner 18 Years. Geronimo the Bloodthirsty Indian, in: Boston Daily Globe, September 18, 1904, SM12.

Genau wie die „Indianer“, die auf dem Ausstellungsgelände vor dem Schulgebäude die Vergangenheit repräsentierten, so symbolisierte Geronimo nach Ansicht des *Boston Daily Globe* das Prinzip der *vanishing race*:

Some 40 acres at St. Louis are given over to the Indian exhibit. This is doubtless the largest and best and most representative of its kind ever assembled, and as the race is fast dying, it will probably be the last. So Geronimo and his brother redskins are now making in a way their last stand their farewell bow to the public. The St. Louis exposition is a monument to the progress of civilization which ever moves onward, sometimes with the iron heel. The Indian was in the way, so was Geronimo.

3. „Meet me at the Fair“: Interaktionen, Subversionen und Komplikationen

I went up to the Philippine village today and saw the wild, barbaric Igorots, who eat dogs, and are so vicious that they are fenced in and guarded by a special constabulary [...] They are the lowest type of civilization I ever saw and thirst for blood.³²

Die vermeintliche Kohärenz dieser durch die Zurschaustellung von „Indianern“ und Filipinos entworfenen Geschichtsbilder und Selbstspiegelungen hatte jedoch unerwartete Brüche und Verwerfungen. Am Beispiel der in St. Louis ausgestellten Filipinos möchte ich auf zwei Entwicklungen, die die von dieser gewaltigen Völkerschau ausgehenden Botschaften in der Realität des Ausstellungsalltags infrage stellten, kurz eingehen.

Die erste Entwicklung betrifft den in St. Louis zu Tage getretenen und von zahlreichen Zeitgenossen auch so interpretierten Widerspruch zwischen dem als benevolent verstandenen Kolonialisierungsanspruch mit seinem Angebot des „zivilisatorischen Aufstiegs“ an die Filipinos und der gleichzeitigen Faszination durch die vermeintliche „Wildheit“ und „Ungezähmtheit“ der ausgestellten „Barbaren“. Die Philippinenausstellung wiederholte eine Erfahrung, die man bereits bei der Zurschaustellung von „Indianern“ gemacht hatte. Die Öffentlichkeit interessierte sich mehr für die als exotisch begriffenen ‚Wilden‘ als für reformierte und assimilierte Abziehbilder ihrer eigenen Kultur.

In St. Louis standen deshalb vor allem die als barbarisch eingestuften Ethnien, allen voran die Hochlandbewohner der Philippinen, im Brennpunkt des Interesses. Dabei erregten vor allem die Ernährungsgewohnheiten und die Kleidung der Ausgestellten in der öffentlichen Berichterstattung besondere Aufmerksamkeit.

Hatten die Hochlandbewohner zu besonderen Feiertagen Hundefleisch gegessen so wurde dies im Ausstellungskonzept nun zu einem fast täglichen Höhepunkt ihrer Vorführungen für das die Ausstellung sogar ein separates Eintrittsgeld verlangte. Die Tierheime in St. Louis hatten unterdessen mit den Ausstellungsbetreibern ein Abkommen getroffen, in dessen Folge streunende Hunde den Igorot, die häufig als Kopffäger beschrie-

32 Ein Besucher in einem Brief an seine Frau, zitiert in: Sh. L. Vostral, *Imperialism on Display* (Anm. 18), 19.

ben wurden, für diese Zeremonie zur Verfügung gestellt wurden.³³ Dies wiederum rief Tierschützer auf den Plan, die verlangten, dass nur aus den Philippinen importiertes Hundesfleisch in Konserven verwendet werden dürfe.³⁴ Diese Einwände wurden zurückgewiesen, und das Schlachten der Hunde wurde für die Besucher zu einem gruselig-fremdartigen Höhepunkt inszeniert.³⁵ Gegen Ende der Ausstellungen jedoch berichteten Zeitungen, dass den Igorots der Appetit auf Hunde durchweg vergangen sei und sie sich nun bevorzugt von amerikanischem Rindfleisch ernährten.³⁶ Dieser Versuch, die Reformfähigkeit der Indigenen an den Veränderungen der Essgewohnheiten festzumachen, ging jedoch im allgemeinen Getöse um die Rohheit der „Unzivilisierten“ unter. Neben den Essgewohnheiten war es vor allem die vergleichsweise spärliche Kleidung der Hochlandbewohner, die Aufmerksamkeit erregte; ein Thema, das sogar das Weiße Haus auf den Plan rief. Schon vor Eröffnung der Ausstellung hatten die Igorots für Aufsehen gesorgt, weil sie die ihnen von der Regierung zur Verfügung gestellte Kleidung auf der Reise nach St. Louis einfach aus dem Zug warfen.³⁷ Schon bald nach der Eröffnung der Philippinenausstellung zeigte sich die Regierung besorgt über die Kleidungsfrage. Für Washington ging es um mehr als Schamfragen, es stand die überzeugende Darstellung des Entwicklungspotentials der Kolonie auf dem Spiel und damit die Vorstellung der USA als erfolgreich zivilisierende Kolonialmacht. Mitte Juni 1904 ordnete die Kolonialabteilung im Kriegsministerium an, dass die Hochlandbewohner künftig angemessen zu kleiden seien. Jeglicher Eindruck ‚halb nackter Wilder‘ sei zu vermeiden. Oberst Clarence Edwards, der Leiter der Kolonialabteilung, teilte der Öffentlichkeit mit:

*[...] that the order was not the result of any complaint of insufficient clothing, but simply to eliminate a feature of that exhibit that had been exploited too greatly. It forms a small portion of the exhibit Col. Edwards said, and had been made the greater feature.*³⁸

Aus Sicht der Regierung sollte das Missverständnis vieler Besucher korrigiert werden, dass die Ausstellung so genannter „unzivilisierter“ Ethnien das Entwicklungs- / Zivilisierungs-Potential der Inselbewohner adäquat wiedergab. Hierzu vermerkte Edwards:

He hoped the Igorrotes and Negritos would not be taken as fairly representing the inhabitants of the Philippines. The insular exhibit has been in duty bound to make a full

33 „Stray Dogs to be Food for Hungry Igorrotes“, in: The Atlanta Constitution, April 1, 1904, 1.

34 „May Have Imported Dog Meat“, in: New York Times, April 6, 1904, 2; „No Dogs for Igorrotes Rules Humane Society“, in: The Atlanta Constitution, April 6, 1904, 1; vgl. auch: „Dog Meat for Food: St. Louis Society Trying to Cut Off Supply to Igorrotes“, in: The Washington Post, April 5, 1904, 3.

35 Hier zum Beispiel: „Dog Meat Feasts For Igorrotes: Six Delicious Canines Being Fattened for Filipinos' Stomachs“, in: The Atlanta Constitution, April 11, 1904, 3.

36 „The cannibals and the dog eaters of the world's fair have reformed. No longer is the cry for dog heard on the Filipino reservation. The little Igorrotes are content with an American beef diet“, in: „Tired of Bow-Wow: Igorrotes and Filipino Cannibals now Stick to Beef“, Boston Daily Globe, October 23, 1904, 49.

37 „Head-hunters at St. Louis“, in: The Washington Post, March 27, 1904, 6.

38 „Clothing for the Igorrotes“, The Washington Post, June 26, 1904, 2.

*ethnological exhibit, but the Igorrotes were no more representative of the Philippines than the most savage Indians are representative of Americans.*³⁹

Den Besuchern waren solche Argumente weitgehend gleichgültig. Nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, dass die Regierung die Bekleidung der Hochlandbewohner plante, schossen die Besucherzahlen drastisch in die Höhe. Die Besucher empfanden die Ausstellung als Ausbruch aus den rigiden Moralvorstellungen des viktorianischen Amerika und ergötzen sich in einer emotionalen Mischung aus erotischer Imagination, rassistischem Überlegenheitsanspruch und zivilisatorischer Rückversicherung an der Zurschaustellung.⁴⁰ Eine Protestwelle verhinderte, dass sich die Igorots den Bekleidungsregeln der Regierung fügen mussten.⁴¹

Aber damit war das Thema nicht vom Tisch. Nur kurze Zeit später stand die Kleiderfrage wieder auf der Agenda. Diesmal war ein bevorstehender Besuch von Repräsentanten der verschiedenen Ethnien der Ausstellung bei Präsident Roosevelt im Weißen Haus Anlass für öffentliche Debatten um die angemessenen Kleidungs Vorschriften für diesen Auftritt in der Metropole des Imperiums.⁴² So vermeldete die *New York Times* einen Tag vor dem Eintreffen der Delegation in Washington am 9. August:

*There has been a wave of consternation in official circles since it was announced that the delegation of Igorrote chiefs from the St. Louis Exposition, who are to be presented to the President tomorrow, will be attired only in their scanty native garb. The idea of the little naked savages entering the White House and calling on the Chief Magistrate of the land in their unaffected absence of clothes caused an outcry.*⁴³

Wieder sah sich das für Kolonialfragen zuständige Kriegsministerium zu einer Stellungnahme genötigt, in der der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, dass die indigenen Vertreter der Philippinen dem Präsidenten selbstverständlich bekleidet gegenüber treten würden. Das Treffen sei nicht ungewöhnlich und „[...] exactly like that of the Indian chiefs who are constantly received at the White House by the President as the Great White Father.“⁴⁴

39 Edwards zitiert in: P. Kramer, *Making Concessions* (Anm. 18), 95.

40 Instruktiv in diesem Zusammenhang ein von der Korrespondentin der *Washington Post* mit dem Anführer der Hochlandbewohner, Antonio, geführtes Interview: „Clothing the Savages. National Issue that Arose at the World's Fair“, *The Washington Post*, July 17, 1904, B5. Dort heißt es: On the other hand, she contemplated the happy, care-free Igorrote, with his incomparable grace and freedom of motion, his beautiful brown skin, inured to all the changes of temperature, his physical vigor, that is the birthright of the unclad savage. [...] Chief Antonio probably had not reasoned out all the philosophy of his mode of attire, but he felt, with the unerring instinct of the child of nature, that it was right.“ Meine Hervorhebung.

41 „Clothes for Igorrotes“, in: *New York Times*, June 26, 1904, 2; „Igorrotes Retain Costume“, in: *New York Times*, July 15, 1904, 7.

42 „Igorrotes to See President. Savages Leave St. Louis with Only Loin Cloths in Their Wardrobes“, in: *New York Times*, August 8, 1904, 1; „Igorrotes on Way“, in: *The Washington Post*, August 8, 1904, 1.

43 „Igorrotes Will Be Clothed. Not to Visit the President in Their Scanty Native Garb“, in: *New York Times*, August 9, 1904, 7; „Igorrotes to be Clad. Will Wear Ordinary Clothing at White House“, in: *The Washington Post*, August 9, 1904, 2.

44 Die Stellungnahme des Kriegsministeriums zitiert in: „Igorrotes Will Be Clothed. Not to Visit the President in Their Scanty Native Garb“, in: *New York Times*, August 9, 1904, 7.

Gleichzeitig kritisierte das Ministerium die gesamte Debatte als Sensationalismus und betonte:

The character of the Igorrote as a man capable of civilization is not to be judged only by the lack of clothing that he wears. He is generally peaceable, industrious, truthful, and honest [...].

Hatten die zahlreichen Kommentare über das bevorstehende Treffen in Washington den sich an der Kleidungsfrage entzündeten Streit genutzt, über die zivilisatorische Verortung der Indigenen und damit der Philippinen zu spekulieren, so äußerten sich viele nach dem Treffen enttäuscht über das un-exotische Auftreten der in westlicher Kleidung erschienenen Filipinos.⁴⁵ So kommentierte die *Washington Post*:

But clothes – glad or gloomy – just clothes, took away from the day and its heroes one-half of the interest and all of its picturesque character. Catch the Moro or the Igorrote in his natural and untamed state and he is a thing of beauty and a joy. Skin glistening like polished copper, graceful and lithe of arm and limb, wearing a breechclout and some indecipherable tattoo marks on neck and breast, he is as alluring as a new toy and as entertaining as a pet monkey. Cover up his tattoos, conceal the shiny skin and rippling muscles, and you give him a hobo appearance that no amount of stage setting can redeem.⁴⁶

Neben dem Widerspruch zwischen dem Kolonisierungsanspruch mit seinem Angebot des zivilisatorischen Aufstiegs und der exotistischen Faszination der ‚Wildheit‘ und ‚Ungezähmtheit‘ der zurschaugestellten Ethnien untergrub eine zweite Entwicklung das von den Ausstellungsverantwortlichen entworfene Geschichtsbild. Sie unterstrich auf radikale Weise die Grenzen der Inklusion der Kolonisierten am Beispiel der aus amerikanischer Sicht bereits exemplarisch assimilierten Filipinos, den kolonialen Hilfstruppen in St. Louis.

Während ihr militärisches Auftreten auf der Weltausstellung enthusiastisch gefeiert wurde, rief ihr Verhalten außerhalb der Dienstzeiten aggressive Reaktionen hervor. In der lokalen Presse wurde immer häufiger über Filipinos in Begleitung weißer Frauen berichtet. Diese nach Ansicht von Zeitgenossen unerhörte Überschreitung der „Rassenschranken“ veranlasste zum Beispiel den *St. Louis Post-Dispatch* nach den Grenzen philippinischer Inklusion zu fragen:

To what extent, if any, shall the tanned tribesman of the tropics be permitted to associate with their white assimilators? If they are to be permitted to sip sparingly of the social delights, how is it to be expressed upon them that thus far they may go and no farther?⁴⁷

45 „With the Igorrotes in Our Midst“, in: *The Washington Post*, August 9, 1904, 6.

46 „Dattos see Capital“, in: *The Washington Post*, August 10, 1904, 2; zum Treffen auch: „Igorrotes at White House“, in: *New York Times*, August 10, 1904, 7.

47 „St. Louis Color Line Problem at the Fair, Filipino Soldiers Aspire to Figure in Society“, *St. Louis Post-Dispatch*, July 3, 1904, 2, zitiert in: Kramer, *Making Concessions* (Anm. 18), 101.

Aus der Sicht zahlreicher Zeitgenossen überschritten diese bi-kulturellen Paare die durch die Jim Crow-Gesetze konturierte Rassentrennung, die auch die Infrastruktur der Weltausstellung nachhaltig prägte, von separaten Waschräumen bis zu getrennten Restaurants für „weiße“ und „schwarze“ Besucher. Während die Filipinos die ihnen entgegengebrachte Anerkennung in ihrer Rolle als folgsame und treue Kollaborateure kolonialer Herrschaft wie auch die Grundsätze der Politik der ‚benevolent assimilation‘ als Angebot der Inklusion in die amerikanische Gesellschaft verstanden, empfanden viele weiße Männer aus den Südstaaten dies als Angriff auf die von ihnen verteidigte exklusive sexuelle Hegemonie über weiße Frauen, als Gefährdung und Infragestellung ihrer vermeintlichen Macht.⁴⁸

Am Vorabend des Unabhängigkeitstages wurden philippinische Soldaten als „Nigger“ beschimpft und mit Prügel bedroht, falls sie in der Öffentlichkeit mit weißen Frauen gesehen würden. Nur drei Tage später kam es dann zu schweren Ausschreitungen nachdem das Feldlager der Filipinos von mehr als zwanzig ebenfalls auf der Weltausstellung stationierten Marinesoldaten angegriffen wurde. Am Folgetag kam es auf der Vergnügungsmeile der Ausstellung zu einer Massenschlägerei mit mehr als 200 Beteiligten, nachdem Marinesoldaten Filipinos angegriffen hatten, die sich in Begleitung weißer Mädchen befanden.

Die Reaktionen auf diese Rassenunruhen waren unterschiedlich. Viele Zeitungen zeigten in ihren Kommentaren Unverständnis für das Verhalten der Filipinos und ihrer weißen Begleiterinnen, während sich zugleich eine gewisse Sympathie für den Standpunkt der Verfechter der Rassentrennung manifestierte. So berichtete die *Chicago Tribune* unter der Überschrift „Girls Court Filipinos, Riot“:

The neat and natty little brown men who compromise the detachment of Philippine Scouts on duty at the fair have found favor in the eyes of a lot of foolish white women. Dozens of these coffee colored brethren patrol the Pike at night in company with unabashed and openly admiring young women. There are a number of United States marines stationed with the fair to whom (in company with a lot of other people) the spectacle is extremely obnoxious, and they have taken upon themselves the mission of breaking up the practice. They have declared war upon the coffee colored brother and the cream colored sister when seen together.⁴⁹

Auf militärischer Seite gab es weniger Verständnis für die Angriffe auf die philippinischen Soldaten. Es kam zu wiederholten Auseinandersetzungen zwischen dem Bataillonskommandeur der *Scouts*, Major William H. Johnston, und dem Kommandeur der *Jefferson Guards*, den Marines und Verbänden der Küstenartillerie, die an diesen Schlägereien beteiligt waren. Obgleich Johnston wie auch die Vertreter des Kolonialbüros im Kriegsministerium das Verhalten der U.S. Truppen scharf verurteilten kam es immer wieder zu Anfeindungen. Bei diesen Auseinandersetzungen taten sich neben den Marines auch die

48 Kramer, *Making Concessions* (Anm. 18), 101.

49 „Girls Court Filipinos, Riot“, *Chicago Tribune*, July 8, 1904, 6.

Jefferson Guard hervor. Johnston beschwerte sich wiederholt über das Verhalten dieser für die Sicherheit auf der Weltausstellung zuständige Truppe, die aus zahlreichen Veteranen des spanisch-amerikanischen Krieges und des Philippinenkrieges unter dem Kommando von Offizieren der U.S. Armee bestand.⁵⁰

Die Kolonialabteilung im Kriegsministerium unterstützte Johnstons Beschwerden. In einer internen Aktennotiz beklagte der Abteilungsleiter Oberst Edwards:

*The unfortunate part is the indications of a race issue which should not exist, in view of the fact that there are none of negro blood in the Scouts or Constabulary. I noticed when I was in St. Louis recently that the Scouts and Constabulary attracted much attention from American women and girls. Many of these women were of the better class, the majority of them struck me as school teachers, whose interest in the Scouts was prompted primarily by curiosity. [...] The Jefferson Guard is largely recruited from Southerners, and from a class that is hard to differentiate between dark faces. I believe that primarily this feeling arose from jealousy, and ignorance of the Philippine race.*⁵¹

Trotzdem gingen die Auseinandersetzungen weiter. Sie steigerten sich sogar noch. So kam es am 23. Juli im Café Luzon auf der Philippinenausstellung zu einer Schlägerei und Messerstecherei zwischen Filipinos und U.S. Soldaten, bei der ein Kellner tödlich verwundet wurde und weitere Besucher leichte Verletzungen erlitten.⁵² Am 31. August beschwerten sich zwei Besucherinnen über das Auftreten von Mitgliedern der *Jefferson Guard*. Im Protokoll heißt es:

*[...] They were approached by Jefferson Guard 305, who said, 'Don't you want me for your nigger guide?' When they protested against his insults he threatened to arrest them, and abused the Scouts by calling them names. The Guard attempted to fight with the Scouts, but the ladies told the Scouts to return to camp and they themselves left the vicinity.*⁵³

50 So zum Beispiel am 8. Juli 1904 in einem Beschwerdeschreiben in dem Johnston ausführlich die Zusammenstöße beschreibt. Dort heißt es: „The members of this battalion have been insulted on several occasions lately by Jefferson Guards, U.S. Marines and other Americans who call them 'niggers' and other offensive names, and threaten them with violence because they are seen with white women. I would respectfully renew my request, made verbally on the 5th instant, that you order the members of the Jefferson Guard to let these soldiers alone, and I request that U.S. Marines or other Americans abusing them be arrested.“ National Archives, RG 350, General Classified Files, Entry 5, Box 597, Folder 10032 – Doc. 37.

51 Aktennotiz Colonel Edwards, 8. Juli 1904, National Archives, RG 350, General Classified Files, Entry 5, Box 597, Folder 10032 – Doc. 39.

52 „Filipinos and White Men Fight“, Chicago Tribune, July 24, 1904, 2.

53 William Johnston to Commanding Officer Jefferson Guard, August 31, 1904, National Archives, RG 350, General Classified Files, Entry 5, Box 597, Folder 10032 – Doc. 51; diese Belästigungen gingen nicht nur von Militärangehörigen aus, sondern spiegelten nur die weitverbreitete Ablehnung. So berichtete die Chicago Tribune am 8. November: „The audience at the Grand theater last night resented the appearance of a stylishly dressed white woman and her Filipino soldier escort by hooting, hissing, and stentorian shouts to, 'put them out.' The clamor became so great that the action of the play, 'The Girl from Dixie', was interrupted, and ushers were forced to show the ill assorted couple to the door. They were given a parting volley of catcalls and hisses as they disappeared.“ „Couple Hissed from Theater“, Chicago Tribune, November 8, 1904, 1.

Noch nach dem Ende der Weltausstellung berichteten Zeitungen über Fälle, bei denen tatsächliche oder angenommene Beziehungen zwischen Filipinos und verheirateten Besucherinnen zu Scheidungen führten. So kommentierte die *Los Angeles Times* im Dezember 1904:

*Benevolent assimilation of the Filipinos having its inception during the World's Fair has caused the disruption of several homes in this city and the flight of a number of Occidental maidens with Oriental Don Juans. There is one consolation, however, no case has been discovered where white woman became enamored of an Igorrote.*⁵⁴

Fazit

In St. Louis entwarfen die Organisatoren der Weltausstellung für viele zeitgenössische Betrachter schlüssige Bilder der historischen Entwicklung der USA. Als feierlicher Höhepunkt memorierte die Ausstellung die euro-amerikanische „Erschließung“ des amerikanischen Westens und den Aufstieg der USA zu einem kontinentalen Imperium mit hemisphärischen und sogar globalen Ambitionen. Im Rahmen des dort vorgestellten historischen Panoramas wies die Ausstellungskonzeption den ‚Anderen‘ durch die Zurschaustellung von nordamerikanischen indigenen und philippinischen Ethnien eine zentrale Rolle zu.

Diese Zurschaustellung zweier kolonisierter Großgruppen setzte die Prozesse der kontinentalen und überseeischen Expansion miteinander in Beziehung. In der Deutungslogik der Zeit wurde die expansive Dynamik der Vereinigten Staaten so historisch verortet und in einen teleologischen Interpretationsrahmen eingebettet. Der gewaltsame Expansionsprozess wurde mit biologistisch sozialdarwinistischen Argumenten legitimiert; die gewalttätige Dimension der Kolonisierung weitgehend ausgeklammert. Weder die „Indianerkriege“, die im Prozess der ‚internen Kolonisierung‘ der *Native Americans* eine entscheidende Rolle gespielt hatten, noch der verheerende Philippinenkrieg, der nur wenige Jahre zuvor die amerikanische öffentliche Meinung gespalten hatte, wurden in der Ausstellung thematisiert.

Stattdessen deutete die Ausstellung die Herrschaft der USA über ein transkontinentales wie überseeisches Imperium als paternalistisch-benevolente „Zivilisierungshilfe“ für die bislang vom Modernisierungsprozess ausgeschlossenen „Völker“. Sicherlich setzten die Organisatoren ganz bewusst auch auf die angeblich „exotischen Qualitäten“ der ‚Anderen‘ und bedienten so die zeitgenössischen Rassismen und kommerziellen Interessen. Die besondere Aufmerksamkeit, die die Ausstellungen den Erziehungsprogrammen für „Indianer“ und Filipinos jedoch zuteil werden ließ, unterstrich das Bestreben der Ausstellungskonzeption sich inhaltlich von den Herrschaftspraktiken europäischer Kolonialmächte zu distanzieren.

Als Antwort auf die von der anti-expansionistischen Opposition in den USA vorgebrachten Vorwürfe, das Land habe sich von seinen demokratisch-republikanischen Grundsätzen verabschiedet, machten die Ausstellungen das Inklusionsangebot an die Kolonisierten. Die Assimilationsstrategie wurde so nicht als Instrument kolonialer Herrschaft, sondern als „Zivilisierungsangebot“ gedeutet. Im Unterschied zu den Europäern, von deren kolonialer Herrschaftspraxis der Ausbeutung und Unterdrückung man sich abgrenzen zu können glaubte, betonten die Ausstellungen Amerikas Bemühen um die Erziehung von vermeintlich „unterentwickelten“ Indigenen zu produktiven Mitgliedern der Gesellschaft, denen als Preis für die kkkulturierung die begrenzte Selbstbestimmung winkte. Expansion wurde im Sinne dieser Interpretation zu einer distinkten Form der „Entwicklungshilfe“ umgedeutet.

Auch wenn diese Angebote, wie die Rassenunruhen während der Ausstellung eindrucksvoll belegen, im besten Fall Brüche und Risse aufwiesen, so erinnerten sich jedoch viele Besucher noch Jahrzehnte später an die Philippinenausstellung als das eindrucksvollste Erlebnis des Besuchs in St. Louis. Die Zurschaustellung der ‚Anderen‘ hat auf mindestens drei Feldern nachhaltig ihre Spuren hinterlassen:

1. Die Philippinenausstellung trug zur öffentlichen Verdrängung der Kriegserinnerung bei. Obwohl dieser Krieg während der Weltausstellung und danach noch bis 1913 unvermindert weiterging, schlug sich diese Form der Gewalt nur in ihrer Negierung auf die Ausstellung nieder. Dem von den anhaltenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen über die Brutalitäten und Gräueltaten der U.S. Armee emotional erschöpften Betrachter bot die Philippinenausstellung ein visuelles Anästhetikum das die historische Amnesie über diesen Krieg beförderte und das Imperium zum *Way of Life* normalisierte.⁵⁵
2. Gleichzeitig verstärkten die in St. Louis über die Abgrenzung von den Kolonisierten entworfenen und verbreiteten Bilder von der eigenen Geschichte den Mythos vom amerikanischen Sonderweg. Diese Kernüberzeugung basierte nicht, wie Daniel Rodgers und andere betont haben, auf der Negierung nationaler Unterschiede, sondern auf der Befreiung von universalen historischen Prozessen.⁵⁶ In dieser selbstreferentiellen Feedback-Schleife konnte sich die Nation zugleich als Teil der *colonial epistemic community* verstehen, ohne sich in die verwerflichen Niederungen dieser Gemeinschaft zu begeben.⁵⁷ Auf der Leinwand dieser Kernüberzeugung des amerikanischen Selbstverständnisses konturierten die Ausstellungsmacher mit grobem Pinselstrich ein Amerika, das zugleich demokratische Republik, expansive Großmacht, jüngstes

55 Zu den Konjunkturen der Erinnerung an den Philippinenkrieg: Schumacher, „Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr“ (Anm. 15), 136-144.

56 D. T. Rodgers, Exceptionalism, in: Anthony Molho/Gordon S. Wood (Hg.), *Imagined Histories. American Historians Interpret the Past*, Princeton, NJ 1998, 21-40.

57 Zu den USA als Teil einer ‚colonial epistemic community‘: F. Schumacher, *Lessons of Empire: The United States, the Quest for Colonial Expertise and the British Example, 1898-1917*, in: U. Lehmkuhl/G. Schmidt (Hg.), *From Enmity to Friendship. Anglo-American Relations in the 19th and 20th Century*, Augsburg 2005, 71-100.

Mitglied im exklusiven Klub der Kolonialmächte und humanitär-zivilisatorische Hoffnung für die Kolonisierten zu sein versuchte.

3. Die Selbstüberzeugung von der grundsätzlichen Verschiedenheit der europäischen und amerikanischen Entwürfe kolonialer Herrschaft wurde in St. Louis vor allem durch die Modellschulen visualisiert. Im Rahmen der als Vorsehung interpretierten nationalen Größe und durch Rückbindung an den Prozess der euro-amerikanischen Eroberung des amerikanischen Westens wurde der Darstellungsschwerpunkt der Ausstellung weniger auf die Gegensätze zwischen „Zivilisation“ und „Barbarei“, als auf die als „Handreichung“ (Zivilisierungsmission) umgedeuteten Assimilations- und Inklusionsangebote gelegt.

Genau diese Elemente der in St. Louis entworfenen Geschichtsbilder, die bereits bestehende Vorstellungswelten (z. B. *manifest destiny*) aufgriffen und verstärkten, wirken bis heute fort. So warten dann nicht nur die Nachfahren der auf der Weltausstellung exponierten Filipinos, sondern auch die Nachfahren der indigenen Bevölkerung, die als Kinder die Unbarmherzigkeit der als Bildungsangebot verkleideten internen Kolonisierung der Assimilationsprogramme erlitten haben, noch heute auf eine offizielle Entschuldigung der amerikanischen Regierung und der Öffentlichkeit.⁵⁸ Angesichts der Begeisterung, mit der die Apologeten des neuen Imperiums derzeit die Geschichte der USA als Kolonialmacht für sich als vorbildlich und handlungsanweisend entdeckt haben, werden die ‚Anderen‘ sich möglicherweise auch noch weiterhin gedulden müssen.

58 Zur Debatte um eine solche Entschuldigung an die Nachfahren der indigenen Schüler in den Assimilationseinrichtungen in vergleichender nordamerikanischer Perspektive: Schumacher, *Colonization through Education* (Anm. 29)

„If the images of the present don't change, then change the images of the past“ – Zur *Exposition Coloniale Internationale*, Paris 1931*

Brigitta Kuster

ABSTRACT

The highly ambivalent modernist discourse about a progressive colonialism (“colonialisme de progrès”) climaxes with the “Exposition Coloniale Internationale” in 1931. This contribution argues that its struggle for a ‘partnership’ between the colonial population and the simultaneous supreme power of the metropolis (in a political sense as well as in an economical and cultural) prefigures the decay of the colonial era. The ambivalences between “citoyen” and “sujet” are discussed as a crisis of the interpellation by “La Plus Grande France” which draws through the field of the visible and thus the spectacular within the “exhibition complex.” By means of contemporary photographs and police files, both pointing especially to the role of the „indigènes” working and performing on the exhibition ground, this contribution tracks the emerging formation of anti-colonial movements and resistances.

1. „La Plus Grande France!”¹

Die Pariser „Exposition Coloniale Internationale“ von 1931 verdichtete die Vorstellung des „größeren Frankreichs“ zu einem Bild des kolonialen Konsenses, in dem die Verbreitung kolonialer Kultur und die Stiftung einer geeinten französischen Identität zur Apotheose gerät. Der offizielle Ausstellungsführer formuliert die *Anrufung*:

* Eine andere Version des Textes wurde abgedruckt in: schnittpunkt: Belinda Kazeem, Charlotte Martinz-Turek, Nora Sternfeld (Hg.), *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*, Wien 2009. – Das Titelzitat stammt von Chris Markers, „Sans Soleil“.

1 Vgl. Herman Lebovics, *True France. The Wars over Cultural Identity 1900–1945*, Ithaca/London 1992. Lebovics spricht von der „Plus Grande France“ als größtem Moment in Frankreichs nationalem Übersee-Selbstverständnis.

(...) heutzutage [verfügt] die große menschliche Gemeinschaft FRANKREICH über weitere Horizonte, als sie üblicherweise auf der Europakarte Beachtung finden.²

Dieses Kollektiv wird in der Broschüre für die Sektion „Afrique occidentale française“ folgendermaßen exemplifiziert:

Die Jugend möge sich all diese Namen von Menschen und Ländern, deren Klänge ihr heute noch merkwürdig erscheinen, merken. In zehn, zwanzig oder dreißig Jahren, wenn diese vierzehn Millionen Menschen, jetzt noch auf unberührtem Boden unterwegs, durch Eisenbahnschienen mit unseren Provinzen in Nordafrika verbunden sein werden, wenn die Luftfahrt zu ihrer vollen Entfaltung gelangt sein wird, dann werden diese Namen unserem Ohr vertrauter sein als solche aus der Provence oder der Gascogne den Parisern des 17. Jahrhunderts. / Dann wird unser Afrika mit seinen uns zur Abwehr und zur Wohlfahrt eng verbündeten Massen eine prachtvolle und unmittelbare Fortsetzung unserer französischen Menschheit darstellen.³

Zentral für die Rhetorik des Konzepts des ‚Größten Frankreichs‘ ist die Evidenz einer neuen, dem technologischen Fortschritt zugewandten, friedlichen Phase des Kolonialismus. Dabei signalisierte die Selbstreferentialität des kolonialen Mythos: Frankreich will mit dem Mittel des Kolonialismus Frieden schließen mit seiner kolonialen Vergangenheit. Adressat ist ein der Modernisierung zugewandtes Individuum, das sich als Teil einer größeren globalen Community mit gemeinsamen Zielen verstehen lernen soll. Maréchal Lyautey, „Commissaire général de l’Exposition Coloniale Internationale“, erläutert im Auftaktartikel zur Ausstellung in der Zeitschrift „L’Illustration“ den Unterschied zwischen der aktuellen zur ebenso von ihm organisierten „Exposition de Casablanca“ von 1915 mit den Worten: „But the exhibition of Casablanca was, on the whole, nothing but a war-machine. Yesterday, we inaugurated a great work of peace.“⁴ Im selben Jahr 1931 ruft der Antikolonialist Félicien Challaye anlässlich des nationalen Kongresses der „Ligue des droits de l’homme“ aus: „Wie, es gäbe keinen Krieg! Immer wird darunter stillschweigend der ‚europäische Krieg‘ verstanden. Die kolonialen Kriege sind keine Kriege...“⁵

Es war eine Zeit der wirtschaftlichen und sozialen Krisen, geprägt von aufkommenden Faschismen, sich im Niedergang gegenseitig bekämpfenden imperialistischen Nationalismen und expandierenden kommunistischen Projekten, nach einem Weltkrieg, der die strategische und ökonomische Wichtigkeit des Kolonialbesitzes unter Beweis gestellt hatte.⁶ Neue Bruchlinien, Differenzen und Allianzen veränderten auch die Organisationen

2 Guide officiel de l’Exposition Coloniale Internationale, Paris 1931 (Ü. d. A.).

3 Ebenda., 68 (Ü. d. A.).

4 L’Illustration, 23. Mai, zit. nach Elizabeth Ezra, The colonial unconscious. Race and Culture in Interwar France, Ithaca/London 2000, 17 f.

5 Zit. nach: Gilles Manceron, L’indignation anticoloniale, in: Marie de Paris (Hg.), 75 ans après, regards sur l’Exposition coloniale de 1931, Paris 2006, auf: <http://mairie12.paris.fr/index.php/mairie12/documents.php?id=3561>, 23 (06.10.2009), Ü. d. A.

6 Fast eine Million „tirailleurs“ haben im Ersten Weltkrieg für Frankreich gekämpft, 205.000 dabei ihr Leben gelas-

und Bewegungen der Kolonisierten innerhalb des bis dahin vorherrschenden „assimilatorischen Quasi-Konsens“⁷ im französischen Empire. Von Bedeutung ist hierbei insbesondere die „Dritte Internationale“ mit ihrem deutlichen Bekenntnis zur Zentralität der „kolonialen Frage“. Relevant waren aber auch die Präsenz und Selbstkonstituierung einer Diaspora Schwarzer Intellektueller in Paris oder ereignishafte Euphorien wie anlässlich des Rif Krieges um 1925, als sich viele linke Franzosen gegen den Kolonialismus zu mobilisieren und mit der Rif-Republik unter Abd el-Krim zu solidarisieren begannen.⁸ Das Jahr 1930 steht für eine Welle von Ausweisungen „annamitischer“ Studenten aus Frankreich, die dort politisch aktiv wurden, und für die brutale Niederschlagung der nationalistischen Yèn-Bái Revolte der „tirailleurs indochinois“ in der gleichnamigen Stadt des heutigen Vietnams. Der ebenfalls 1930 in Hong Kong gegründeten „indochinesischen kommunistischen Partei“ gelang es jedoch, den weiterhin unter der Oberfläche brodelnden Unmut aufzugreifen und zu bündeln: Vom Mai 1930 bis zum August 1931 führte sie eine massive ArbeiterInnenstreikbewegung an. Nicht zuletzt in Reaktion auf diesen Aufruhr im Empire wurde die koloniale Propaganda in Frankreich verstärkt. Die Ausstellung von 1931, als Evidenz des „œuvre civilisatrice“ und als „fait accompli“ des kolonialen Projekts angelegt, kann somit auch als eine Replik auf die zunehmenden Versuche verstanden werden, den Brutalitäten, Demütigungen und Entrechtungen der Kolonisierung entgegenzutreten.

Die „Ligue des droits de l'homme“, die sich als Projekt zur Verteidigung der Menschenrechte verstand, diskutierte im Jahr 1931 ihre grundsätzliche Haltung gegenüber dem Kolonialismus scharf und kontrovers. Félicien Challaye warb innerhalb der „Ligue“ für eine offene antikoloniale Linie und forderte Unabhängigkeit, Gleichheit und Bürgerrechte ein: „Wenn ihr euch weigert, dass Prinzip der Kolonisation zu verdammen, dann muss unsere Ligue ihren Namen ändern und den Titel Ligue zur Verteidigung der Rechte der Weißen und der französischen Bürger annehmen.“⁹ Er verlor allerdings die interne Abstimmung gegen jene Fraktion, welche für die Menschenrechtsverteidigung innerhalb des Modells einer so genannten „colonisation de progrès“ plädierte. – Ein Modell, für das auch die Kolonialausstellung zu werben antrat. Es beruht auf der Annahme, dass Frankreich in der Lage wäre, Personen und Gebiete auf friedliche Weise zu integrieren oder (kulturell) zu assimilieren und dabei die Partizipation der kolonisierten „sujets“ zu entwickeln und auszuweiten. Akzentuierten manche VertreterInnen einer „colonisation de progrès“ eher das Assimilations-Modell, das der egalitären Rhetorik des republikanischen Modells entsprechend versprach, aus den kolonisierten Subjekten französische Staatsbürger zu generieren, vertraten andere Kreise das Modell der Assoziation, das die

sen. Vgl. H. Lebovics, *True France* (Anm. 1), 62. Die „troupes coloniales indigènes“ spielen auf der Kolonialausstellung von 1931 eine zentrale Rolle und werden in einer speziellen Sektion vorgestellt. Auftritte und Paraden finden etwa bei der Eröffnung, bei Empfängen oder bei einer „fête militaire“ statt.

7 Philippe Dewitte, *Les mouvements nègres en France 1919–1939*, Paris 1985, 119.

8 Ebenda, 106 ff.

9 Zit. nach: Gilles Manceron, „L'indignation anticoloniale“ (Anm. 5), 23 (Ü. d. A.).

verschiedenartigen Outre-Mer-Gebiete als regionale Fragmente, aber im Schoße der „Plus Grande France“ bergen sollte.

Es ist dieser höchst ambivalente modernistische koloniale Diskurs um einen „colonialisme de progrès“, der, wie ich argumentieren möchte, mit der Ausstellung von 1931 seinen Höhepunkt erlebte und im Ringen um eine ‚Partnerschaft‘ zwischen kolonialer Bevölkerung und (politischer wie ökonomischer und kultureller) Metropolen-Vormacht gleichzeitig den Beginn des Niedergangs der kolonialen Ära anzeigt. Im Folgenden werde ich die Ambivalenzen zwischen „citoyen“ und „sujet“, die sich innerhalb der Anrufung der „Plus Grande France“ auf der Kolonialausstellung ergeben und – so meine These – das Feld des Sichtbaren durchziehen, nachzuzeichnen und zu diskutieren versuchen.

2. Die Macht des Zeigens und Anordnens

Seit November 1928 geplant, wurde die „Exposition Coloniale“ nach 30 Monaten Bauzeit im Frühjahr 1931 eröffnet. Das Ausstellungsgelände befand sich nicht im Zentrum von Paris, sondern am westlichen Rand bei den Befestigungsmauern an der Porte Dorée, in der von SubproletarierInnen bewohnten so genannten „zone“ sowie rund um den Lac Daumesnil im Bois de Vincennes.¹⁰ Während der Dauer von 190 Tagen wurden 33 Millionen Eintrittskarten zum „tour du monde en un jour“ verkauft. Die Inszenierungen waren visuell überwältigend und monumental; ähnlich wie bei den Vorläuferprojekten verliefen sie über das Vorzeigen von Differenz und ihrer Domestizierung. Die 1.500 rekrutierten und eigens für die Ausstellung nach Frankreich gebrachten Beschäftigten spielten dabei eine nicht unwesentliche Rolle, sollten sie doch die von verschiedenen „Länderpavillons“ mit einer phantastischen Vielfalt von Architekturen pittoresk durchzogene Landschaft beleben und ‚beglaubigen‘. Gemäß dem „Guide complet et illustré“ wandte die Ausstellungsorganisation ca. 1000 Francs pro Monat „pour chacun des indigènes qui y figurent“ auf.

Mit Bezug auf Foucaults Analyse des Gefängnisses arbeitet Tony Bennett heraus, wie das spezifische Machtdisplay des „exhibitionary complex“, das in die Praxis des Zeigens und Erzählens involviert sei, in Museen, Ausstellungen, Messen oder Jahrmärkten zu einem *öffentlichen Ereignis für die ganze Bevölkerung* werde.¹¹ Folgen wir Bennett, so fungiert die Bevölkerung im kulturellen Display von Ausstellungen weniger als *Objekt* des Wis-

10 Im 12. Arrondissement gelegen, ist das Viertel bis heute von der damaligen Ausstellung geprägt. Straßennamen, bestehende Pavillons im Park, vor allem aber das „Palais de la Porte Dorée“ erinnern an das damalige Großprojekt. Zur Kolonialausstellung 1931 als einziger dauerhafter Bau für das „musée des colonies“ eingerichtet, entstand hier über zahlreiche Umwege jüngst die „Cité nationale de l'histoire de l'immigration“, das erste Migrationsmuseum Frankreichs. Zur Intention Lyauteys, mit der „Exposition Coloniale“ auch gleich den Westen von Paris und insbesondere die so genannte *zone* zu ‚sanieren‘ siehe das Kapitel, „a taxonomy of marginality: the site“ in: Patricia A. Morton, *Hybrid Modernities. Architecture and Representation at the 1931 Colonial Exposition*, Paris, Cambridge/London 2000, 130-174 sowie Catherine Hodeir/Michel Pierre, *L'Exposition Coloniale*, Paris 1991, 26 f.

11 Tony Bennett, *The Birth of the Museum. History, theory, politics*, London 1995.

sens, sondern sie ist als ein *Subjekt* involviert, das das Wissen und dessen Ordnung sieht, überblickt und sich selbst idealerweise dort einschreibt. Dieses Display, sei, so Bennett in Anlehnung an das Foucaultsche Konzept der liberalen Regierung, dazu geeignet, die Masse nicht ‚von außen‘ und über Zwang zu regulieren, sondern indem sie sich mehr und mehr selbst beaufsichtigt und ihre eigene Führung übernehme.¹²

In der „Exposition Coloniale Internationale“ spielen die von Bennett als typisch beschriebenen Aussichten, Türme oder erhobenen Punkte und Blickachsen – auf zahlreichen Postkarten abgebildet¹³ – eine zentrale Rolle dabei, der schauenden Menge einen visionären Überblick und Transparenz zu verschaffen – zum einen über die Konfiguration der inszenierten Bilder, zum anderen über sich selbst und die sozialen Bande, die sie umschließen. Ein solches Display der „scopic reciprocity“,¹⁴ in dem die Schauenden zu einem selbstbewussten Teil jener Show werden, der ihre Blicke folgen, dient nach Bennett sowohl als Instrument der sozialen Disziplinierung als auch als ein Mittel, die Kopräsenz einer Bürgerschaft mit sich selbst zu produzieren und zu feiern. Durch die beweglichen und komplizierten Blickachsen zwischen Subjekten und Objekten des Wissens verläuft aber laut Bennett eine Fraktur, welche die imperiale Funktion des „exhibitionary complex“ trägt. Sie diene dazu, das ‚Primitive‘ als Gegenpart herauszustellen, um eine Rhetorik des Fortschritts zu unterstreichen oder über das ‚Andere‘ dem nationalen Körper Evidenz zu verleihen. Auf den ersten Blick mag die Kolonialausstellung, insbesondere durch die Geste, lebendige „indigènes“ als Hyperbeln rassierter und ethnisierter Differenz ‚vorzuführen‘, in den Begriffen eines solchen imperialen Ausstellungssettings, zu deuten sein. Bennetts Diskussion des „exhibitionary complex“ konzentriert sich allerdings nahezu ausschließlich auf das anschauliche Selbstverhältnis des Publikums der Ausstellung – und nicht etwa auf die *Beziehung* zwischen schauender Menge und betrachteten Objekten/Subjekten. Letztere bleiben in seiner Beschreibung unveränderliche, ja ‚tote‘, Objekte, denen so jegliche Handlungsmacht abgesprochen bleibt. Auffallend an der Kolonialausstellung von 1931 ist jedoch nicht nur, dass die ausgestellten „indigènes“ durchaus als ‚Bevölkerung‘ der „Plus Grande France“ begriffen wurden, sondern auch, wie viel Wert hier einem der Zeit angemessenen und ‚geschmackvollen‘ Verhältnis zwischen Publikum und „indigènes on display“ beigemessen wurde. Der „Guide officiel“ versuchte die BesucherInnen zum ‚richtigen‘ Verhalten zu erziehen, wobei er explizit jede Exotisierung von Differenz abgelehnte:

[...] *Aber Sie werden hier keine Verwertung der niedrigen Instinkte des gemeinen Publikums vorfinden. [...] Marschall Lyautey und mit ihm Generalgouverneur Olivier sowie all ihre Mitarbeiter erachten Sie, verehrter Besucher, als einen stilvollen Menschen. Keine dieser Bamboula-Feten, dieser Bauchtänze und Marktschreiereien, die schon einige koloniale Veranstaltungen in Verruf gebracht haben [...].*

12 Ebenda, insbesondere 6, 28, 68 und 98.

13 Vgl. etwa Promenades à travers l'Exposition Coloniale Internationale, Paris 1931, 24 Karten.

14 T. Bennett, *The Birth of the Museum* (Anm. 11).

Heutzutage heißt kolonisieren: Handel treiben mit Ideen und Waren, keineswegs mit durch körperliches und moralisches Elend belasteten Existenzen, sondern mit kaufkräftigen, freien und glücklichen Leuten.

Ein Rat: Angesichts allerlei fremdartiger oder einheimischer Vorführungen, lachen Sie nicht über Dinge und Menschen, die Sie nicht auf Antrieb verstehen. [...] Denken Sie daran. Möge eine kultivierte und höchst französische Freude Sie beseelen, verehrter Besucher [...].¹⁵

Ähnlich wie in diesem Zitat wird auch in Bennetts Beschreibung der imperialistischen Funktionen des „*exhibitionary complex*“ die ZuschauerInnenschaft implizit als europäisch-weiße, bürgerschaftliche vorausgesetzt – eine Blickrichtung, die ich nun aber für die Sozialität in Paris um 1931 verkomplizieren möchte. Aimé Césaire kam in jenem Jahr nach Paris und soll bereits dann den Begriff der „*négritude*“ lanciert haben. In Briefen ist überliefert, dass sein Freund, Dichter und späterer Senegalesischer Staatspräsident Léopold Senghor, zu dieser Zeit als Student in Paris, die Ausstellung zusammen mit Studienkollegen diskutierte und kritisierte. Er und seine Freunde haben sich unter die Menge gemischt, die mit einem selbstreflexiven Blick auf das Miniatur-Display der „*Plus Grande France*“ als eine Anrufung an die „*citoyenneté*“ blicken sollte. – Mit Bennett gesprochen haben sie also den Platz des männlichen Auges der metropolitanen Macht eingenommen.¹⁶ Die Zahlen, die der Historiker Pascal Blanchard ermittelt hat, erschüttern auch in quantitativer Weise die Lesart einer scharf binär hierarchisierten Differenz zwischen zwischen BürgerInnen des Imperiums und „*sujets*“ aus den Kolonien, die nur als Ausstellungsobjekte vorkämen: Für die dreißiger Jahre weist er eine Migration von 120.000 bis 150.000 StudentInnen, IndustriearbeiterInnen, Klandestinen, demobilisierten Tirailleurs oder Hausangestellten aus den „*Überseegebieten*“ aus, die sich zwischen Paris und seinen Vororten angesiedelt hatten.¹⁷

Bereits im Vorfeld der Ausstellung, als der Plan bekannt wurde, dass „*indochinesische*“ Beschäftigte BesucherInnen in Rikschahs durch das weitläufige Gelände ziehen sollten, protestierte das „*Comité de Lutte des Indochinois contre l'Exposition Coloniale et les massacres en Indochine*“ [sic!] dagegen und bewegte die „*Ligue des droits de l'homme*“ zu einer Intervention.¹⁸ Als „*transport intérieur*“ standen neben einer kleinen Eisenbahn auch Kamele oder die „*pirogue*“ zur Verfügung, auf der sich BesucherInnen über den Lac Daumesnil zu einer Stelle der Sektion „*Togo-Cameroun*“ rudern lassen konnten, wo man ihnen ein Getränk mit „*echten Zutaten*“ aus der Kolonie verkaufte. Dazu eingeladen wurde das Publikum mit einem Appell: „*Vertrauen Sie sich den zähen Einbaum-Ruderern des Wouri-Flusses von Douala an. Trinken Sie Kaffee und Schokolade von den dortigen Plantagen. So fügen Sie den Kenntnissen, mit denen Sie sich gerade bereichert*

15 Guide officiel (Anm. 2).

16 H. Lebovics, *True France* (Anm. 1), 92.

17 Pascale Blanchard, *L'Exposition Coloniale Internationale, lieu de mémoire du XX^e siècle*, in: Mairie de Paris (ed.), *75 ans après* (Anm. 5), 25.

18 E. Ezra, *The colonial unconscious* (4), 25.

haben, eine physische und eigene Quelle hinzu.¹⁹ Sowohl im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne gewichtete die Ausstellung Erlebtes als Inkorporierung, wie etwa die zentrale Rolle anzeigt, die das Essen dabei spielte, das die BesucherInnen in den „restaurants exotiques“ kosten konnten. Anders als in früheren, heftig kritisierten Kolonialausstellungen sollten die beschäftigten „indigènes“ hierbei als ‚authentische Kontaktpersonen‘ auftreten. Statt auf Ausstellungsstücke reduziert zu werden, waren sie etwa als HandwerkerInnen oder professionelle PerformerInnen ansprechbar und zugänglich, um den BesucherInnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie *tatsächlich* die Welt bereisten und alltägliche Erfahrungen mit den dortigen Bevölkerungen machten. Allerdings denunzierte die von intellektuellen Mittelschicht-Franzosen aus den Antillen getragene Zeitschrift „La Dépêche Africaine“ mit mehreren Artikeln den Voyeurismus und die praktizierten entwürdigenden Repräsentationsformen als Verballhornung Schwarzer Kultur. Adolphe Mathurin schrieb in der Zeitung „La Race Nègre“:

Wenn man liest, was geschrieben wird, hört, was über die Ausstellung in Vincennes gesprochen wird, dann mag es einem nicht unterrichteten Besucher erscheinen, [...] als ob die Einheimischen in Afrika [...] aus ihrem primitiven Zustand durch die weiße Zivilisation herausgeholt worden seien, die ihnen beigebracht hätte zu denken, sich zu kleiden, Boden und Eisen zu bearbeiten oder Ton zu modellieren.²⁰

Wenn auch spärlich überliefert, so scheinen mir solche zeitgenössischen Konflikte um die Präsentations-, Sicht- und Verhaltensweisen doch bedeutsam, da sie deutlich machen, dass das imperialistische Blickregime durchaus bestritten wurde und wandlungsfähig war. Es gab offenbar Wahrnehmungsmodi, die in Widerstreit zu dem von der Ausstellung vorgegebenen Blickregime traten. Eine solche Wechselwirkung oder gar gesellschaftliche Dynamik von Kräften, die Bennett in der Einleitung zu seinem Buch noch einräumt – er adressiert sie allerdings ausschließlich als eine dem „exhibitionary complex“ immanente Spannung („a tension within this space of representation“²¹) –, findet leider im weiteren Verlauf seiner Untersuchung keine Berücksichtigung mehr.

Wie ich meine, sind bei der Ausstellung von 1931 die scheinbar eindeutigen Pole Kolonisierte und Kolonisierer und ihre Gegenüberstellung in binären Kodes einer rassialisierten Differenz in der Anordnung sogar *sichtbar* krisenhaft. Darauf verweist beispielsweise eine Fotografie von der Ausstellungseröffnung, die Blaise Diagne in seiner Funktion als Unterstaatssekretär der Kolonien und „commissaire générale aux troupes noires“, zeigt.²²

19 Guide officiel (Anm. 2), 107 (Ü. d. A).

20 A. Mathurin, L'évolution humaine à l'exposition, in: „La Race Nègre“, Nr. 5, August 1931, zit. nach P. Dewitte, Les mouvements nègres (Anm. 7), 328 (Ü. d. A).

21 T. Bennett, The Birth of the Museum (Anm. 11), 7.

22 Blaise Diagne war der erste afrikanische Vertreter in der *Assemblée nationale française*. Im Hinblick auf die Verleihung von Bürgerrechten an die Kolonisierten nach Kriegsende führte er eine massive Rekrutierungskampagne durch, wobei sich Frankreich niemals bereit zeigte, diese „Blutschuld“ zu ‚begleichen‘. Trotz dieser Niederlage hielt er an einer legalistischen Lesart von Bürgerrechten fest. „Man kann beides sein, französisch und Muslim“, skandierte er 1919. Vgl. James E. Genova, Colonial Ambivalence, Cultural Authenticity, and the Limitations of Mimicry in French-Ruled West Africa, 1914–1956, New York 2004, 57.

Sein Gesicht, der vor ihm aufgestellten Truppe von „Tirailleurs“ zugewandt, ist nicht zu erkennen, vielmehr erfasst die Abbildung den Moment, in dem der Blick eines Soldaten dem bereits an ihm vorübergegangenen Diagne folgend aus der Menge der starr gerichteten Augenpaare ausschert, so dass er in der Kamera liegt. – Aber: Entgegnet der Soldat den Blick des Fotografen oder verbindet sein Blick sich mit Diagne?

Abbildungen vom alltäglichen Ausstellungsgeschehen, in der Perspektive des Bennetschen selbstreflexiven Blicks auf die Menge aufgenommen, belegen, dass das Display einem lebendigen Tableau entsprach, in dem sich die „indigènes“ in derselben Menge wie der BesucherInnenstrom bewegten. Man sollte interagieren und konnte am Handel teilnehmen, etwa auf den Souks. Aber mehr noch, die Bilder der Menge zeigen auch, wie prekär die Unterscheidung zwischen BesucherInnen und „indigènes“ im Grunde wohl war. Obwohl die Organisatoren potenziellen ‚Verkennungen‘ mit einer Auflage zu begegnen suchten, die es den auf dem Gelände beschäftigten „indigènes on display“ verbot, in ‚westlicher‘ Kleidung aufzutreten, kam es Berichten zufolge immer wieder zu unerwünschten Zwischenfällen. Einerseits kam es sporadisch zu Rangeleien, da BesucherInnen „indigène“-Wachdienste aufforderten, Zigaretten anzuzünden oder versuchten deren Bajonette zu entwenden. Andererseits ist auch eine Beschwerde überliefert, die sich auf die Behandlung durch „französische“ Sicherheitsbeamte der Ausstellung bezog: In einem Protestbrief an Lyautey kritisierte Gratien Candace, Parlamentsabgeordneter aus Guadeloupe, „die angewandten Brutalitäten gegen schwarze BesucherInnen der Ausstellung“, wobei seine Empörung so abgefasst ist, dass sie sich sowohl auf Übergriffe gegenüber „indigènes on display“ als auch ihrem Publikum beziehen lässt.

Inszenierungen *und* soziale Zusammensetzung der AkteurInnen innerhalb dieser Ausstellung entsprachen offensichtlich nicht einer einfachen Dualität im Fortschrittsdisplay der „Plus Grande France“. Kolonisierte traten hier keineswegs bloß als aus der Zeit des historischen Fortschritts herausfallende, eine liminale ‚Dämmerzone zwischen Kultur und Natur‘ bewohnende Personen auf, so dass sich deren Ansicht als Objekte einer kontrastreichen Anschauung des ‚Anderen‘ so ohne Weiteres halten ließ. Trotzdem lässt sich auch nicht von einer Vorstellung diversifizierter Differenzen sprechen, die als Quasi-Vorübungen eines antikolonialen Displays gelten könnten. In der Vielfalt der kolonialen Bildfindungen macht dies vielleicht am eklatantesten die Rolle Josephine Bakers klar: Die schwarze US-amerikanische Künstlerin, die in Europa bereits seit den 20er Jahren Karriere machte, gab ihren Auftritt auf der Kolonialausstellung unter dem Namen „Queen of the Colonies“. ²³ Dass das koloniale Spektakel der Ausstellung es nicht immer so genau nahm mit der Wahrhaftigkeit und dem Authentischen, verbergen auch die offiziellen Publikationen keineswegs. Vielmehr wurden dort hybride Inszenierungen im nostalgischen Licht eines Spektakels der Differenz als einer „colonial culture“ ²⁴ gefeiert, die allerdings in ihrer Ursprünglichkeit und Originalität in Folge des Fortschrittspro-

23 E. Ezra, *The colonial unconscious* (Anm. 4), 19.

24 Ebenda.

jektes der „Plus Grande France“ als bereits im Untergang befindlich begriffen wurde. So schreibt der „Guide officiel“ etwa über die Sektion „Togo-Cameroun“:

Diese Territorien sind hier durch zahlreiche Bauten von verschiedener Größe dargestellt, die Pavillons bilden. Hier sind es Hütten von Chefs und Einheimischen von Bamoun, in Kamerun gelegen [...]. Die Hütten sind durch den französischen Architekten natürlich stark stilisiert worden.²⁵

Was der Text nahe legt, verdeutlichen die Fotos: Im Stil des Art Déco aufgenommen betonen sie das flächige Zusammenspiel der Texturen von Flechtwerk, Bemalung, Licht, Schatten und Pflanzenumgebung. Das eklatanteste und wahrzeichenhafte Beispiel für die Theatralik der Kultur kolonialer Fiktionen war aber unbestritten die eins zu eins Rekonstruktion des monumentalen Tempels von Angkor Wat. Dieses Kulturdenkmal, Zeuge der zerfallenen Khmer-Hochkultur aus dem 12. Jahrhundert, dessen Mitte des 19. Jahrhunderts von Europäern ‚entdecktes‘ Original in Kambodscha zu dieser Zeit noch eine lianenverwachsene Ruine war, wurde von den Architekten Charles und Gabriel Blanche kopiert und – so der Gestus – vor Ignoranz und Vergessen bewahrt, indem es eine Verbindung mit der westlichen Kultur einging. Im Jahr 1931 in ihrem Herzen – in Paris – präsentiert, wurde das Heiligtum dieser alten Zivilisation zum „Bild der fünf Länder der Union (Indochine), durch uns miteinander verbunden und gestärkt“ transzendiert.²⁶ „Kotschinchina, Kambodscha, Annam, Tonkin und Laos, früher Völker ohne große politische Konsistenz“²⁷, waren durch diese Hülle allegorisch symbolisiert und zur Ausstellungssektion „Indochine“ zusammengefasst. In den Innenräumen stellte sich auf Infodisplays in zeitgenössischem europäischen Stil das französische „Indochine“ mit seinen Errungenschaften und Entwicklungen vor. Dies ist die emblematische Klammer, mit der die Ambivalenz (die Attraktion der Differenz und die *gleichzeitige* Abscheu davor), welche das Gewebe der kolonialen Überlegenheit in der „Plus Grande France“ durchzieht, den gewaltsamen Takt des Siegeszuges der Moderne in zauberhafte Erscheinungen verschwundener Opfergaben hüllt. „Hybridität“, so Homi Bhabha, sei das Zeichen der Produktivität kolonialer Macht, „sie ist der Name für die strategische Umkehrung der Prozesse der Beherrschung durch Verleugnung“.²⁸

3. Fotografien und suchende Blicke

Im Unterschied zu früheren Beispielen, so Elizabeth Ezra, ziele die Repräsentation der „indigènes“ als tätige HandwerkerInnen in der Ausstellung von 1931 darauf, bei den BesucherInnen den Eindruck zu erwecken, die Leute, denen sie zuschauten, wüssten nicht, dass sie betrachtet werden. Ezra leitet diese Einschätzung aus zeitgenössischen Kommen-

25 Guide officiel (Anm. 2), 105 (Ü. d. A.).

26 Ebenda (Ü. d. A.).

27 Ebenda (Ü. d. A.).

28 Homi K. Bhabha, Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000, 165.

taren ab, die betonen, dass die „indigènes“ in den „tableaux vivants“ wirkten, als würden sie die Ausstellung und die Präsenz von BetrachterInnen gar nicht wahrnehmen, sondern ihre Tätigkeiten versunken in ihre ‚Lebenswelt‘ verrichten.²⁹ In dieser voyeuristischen Fantasie werfen die „indigènes“ keinen Blick zurück, der Platz als Subjekte ihres eigenen Blicks ist ihnen verstellt. Eine solche Anordnung erlaubt die Produktion objektiven Wissens, das, wie Donna Haraway bemerkt, vorgibt, die Macht zu haben, zu sehen, ohne gesehen zu werden.³⁰ Die betonte Nicht-Interaktion zwischen Publikum und „indigènes on display“ verhandelt somit möglicherweise weniger, was an sozialen Praxen und Identifikationen auf der Kolonialausstellung *passierte*, als vielmehr das, was Ezra mit Bezug auf Bennett als Blickregime der Ausstellungsanordnung fasst. Darin existiere „no possibility of *symbolic reciprocity*“,

*when the object of the gaze is not (the same as) the subject, when, instead, it is subjected to the gaze. (...) although there is nothing preventing the objects of such a gaze from looking back, their spectatorship would nonetheless not result in their ‚seeing themselves from the side of power‘.*³¹

Ich möchte demgegenüber behaupten, dass die scheinbar unumstößliche Grenze zwischen Kolonisierten und Kolonisierern, zwischen Beobachtenden und Beobachteten nicht nur selbstverständlich in den Alltags- und Widerstandspraxen rund um die Ausstellung von einem „Blick zurück“ durchbrochen wurde, sondern vielleicht gerade deswegen rekonstruiert und unablässig diskursiv bestärkt werden musste, *weil* sie nicht dermaßen evident war und im Feld des *Sichtbaren* überschritten wurde.

Kaja Silvermans Unterscheidung von „gaze“ und „look“ macht es möglich, Fotografien aus der Ausstellung neu in den Blick zu nehmen. Diese Bilder sind sowohl ihrer symbolischen Macht der Anordnung als auch ihrem Blickregime unterworfen, bilden es aber zugleich nicht einfach ab. Ein Blickregime („gaze“), so Silverman mit Bezug auf Lacan, dessen transhistorische Konzeption sie dabei umarbeitet, stimmt niemals völlig überein mit einem Blick („look“), den sie als „faculty through which the image is appropriated in the guise of ‚self‘“ konzipiert.³² Im Gegensatz zum Blickregime, das die Präsenz anderer als solcher erhellte und somit die ‚unbegreifliche‘ Struktur der Einschreibung von Anderssein im Feld des Sichtbaren bezeichne, sei der Blick im Begehren und im Mangel verhaftet, beschränkt durch die materiellen Praxen und Repräsentationslogiken, mittels derer das Blickregime seine Anwesenheit manifestiert.

Beim Durchblättern von Materialien zur Kolonialausstellung fiel mir auf, dass zahlreiche Fotografien die Blickachsen des Ausstellungsdispositivs selbst zu fokussieren scheinen.

29 E. Ezra, *The colonial unconscious* (Anm. 4), 31.

30 Donna Haraway, *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*, in: dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a. M./New York 1995, 73-97.

31 E. Ezra, *The colonial unconscious* (Anm. 4), 32 f.

32 Kaja Silverman, *The Threshold of the Visible World*, New York/London 1996, 163.

Viele Kamerastandpunkte sind nicht so gewählt, dass sie dem Bild ermöglichen, ein Subjekt/Objekt vorzustellen, dessen sich der Blick bemächtigt, sondern so, dass das Bild von Vorgängen der Differenzierung in Subjekte/Objekte erfasst wird. Nicht wenige Schnappschüsse zeigen sich gefesselt von den Bezüglichkeiten, die sich im Sucher abgespielt haben und angezogen von den Geheimnissen, in denen der Körper des Fotografen, der den Auslöser drückt, selbst impliziert ist. Zwar finden sich auch inszenierte Posen, meine Aufmerksamkeit haben aber vor allem jene Bilder geweckt, welche die Blickbeziehungen innerhalb des Bildraums observieren. Mit besonderem Interesse widmen sich manche Fotografien den Plätzen und Beziehungen der Geschlechter, wobei sie vor allem das Verhalten weißer Besucherinnen beobachten, die rittlings von Höckern herab hell lachend auf gelassene männliche Kamelführer herunterschauen oder leger auf einer Treppe sitzen, einen Imbiss verspeisen und neugierig den Hals recken, um den Verkaufshandlungen des fliegenden Händlers, der ihnen den Rücken zukehrt, mit dem Blick zu folgen. Von einer ähnlichen, beinahe getriebenen Schaulust handelt eine Aufnahme der „Sudanesischen Straße“: Im Vordergrund erkennen wir eine Traube überwiegend männlicher Besucher, die links aus dem Bild hinaus lugend, wohl einen Blick in den verborgenen Innenraum eines Gebäudes zu erhaschen suchen. Im Hintergrund, in die Bildmitte gesetzt, ist ein Hauseingang zu sehen, vor dem sich rechts und links zwei wahrscheinlich weibliche „indigènes on display“ postiert haben, ihre Blicke orientieren sich nicht an der spähenden Menge, sondern wirken teilnahmslos oder gelangweilt, diffus geradeaus auf die Straße gerichtet. In einer anderen Aufnahme derselben Straße stehen links vorne drei schwarze Männer beieinander; sie sind gerade dabei, einen Gegenstand auszutauschen, auf den sich ihr Augenmerk richtet. Einer von ihnen trägt einen langen Umhang, der vermuten lässt, dass er hier als „indigène“ figurieren soll, die Kleidung des zweiten lässt uns ihn als Matrosen identifizieren und der Dritte trägt ein helles Hemd mit dunkler Hose im ‚westlichen‘ Alltagsstil der eher ärmeren Bevölkerungsschichten. Ihnen nähert sich – und auf diesem Spannungsmoment beruht die Aufnahme – ein auf die Kamera zugehendes Paar, in der guten Sonntagskleidung herausgeputzt, er mit Spazierstock, sie mit Handtasche, den Blick wissensbegierig auf die Handlung der Männer gerichtet. Trotz der spezifischen Aufnahmewinkel dieser Darstellungen, die Sichtbarkeit je nachdem, ob es sich um Weiße oder Nicht-Weiße handelt, innerhalb des Bildraumes unterschiedlich verteilen und damit dem zu dieser Zeit gültigen Bilderrepertoire Folge leisten, bedeutet, sie heute anzuschauen, nicht unbedingt, mit dem Blickpunkt des Fotografen übereinzustimmen. Die Bilder determinieren nicht, wie sie angeschaut werden. Silverman argumentiert, dass das Bild (Bilderrepertoire, „screen“), welches das Blickregime von unserem Blick trenne, einen der Punkte darstelle, an dem die historische und soziale Veränderlichkeit ins Feld des Sichtbaren eintrete.³³ Insbesondere da die Fotografien den Akt des Sehens selbst in Szene setzen und bestimmte Momente isolieren und einfrieren, die das zeitliche Kontinuum des imperialen Ausstellungsdisplays punktieren, bieten sie

dem Blick einer BetrachterIn die Möglichkeit, darin hin- und herzuwandeln. Ich kann einen Platz in den Bezugnahmen, die sich mir zeigen, einnehmen oder etwa den Moment des Bildes als Aufschub betrachten, bevor der Matrose vielleicht seinen Kopf hebt und den Blick des Sonntagsausflüglers erwidert. Der schaut dann beschämt zu Boden oder versichert sich schnell mit Seitenblick auf seine Begleiterin, dass sie beide doch schneller an den Männern vorbeigehen, deren Alltäglichkeit in dieser Weise zu begaffen ja doch unangebracht wäre. Oder ich sehe, wie sie ertappt stehen bleiben, der Spazierstock sich in den Boden eingräbt, von der Ansprache des schwarzen französischen Matrosen getroffen, mit der ‚man‘ in der sudanesischen Straße nicht gerechnet hatte. Dieser wiederum, eine sich anbahnende, wenig viel versprechende soziale Situation vermeidend, wendet sich ab, um sein unterbrochenes Gespräch fortzusetzen.

Anschauungen dieser Art speisen sich aus ihrer Nachträglichkeit zum Moment der Bildproduktion und aus Erinnerungen, die nicht unbedingt denjenigen des zeitgenössischen Fotografen entsprechen. – Richtete sich dessen Blick ‚produktiv‘ auf Schauspiele der kulturellen Verwirrung und der Erschütterung binärer Zuordnungen? Oder galt er eher der Besorgnis darum, wie sich das Bild der weißen französischen Bürgerschaft auf der Bühne des kolonialen Spektakels abzuheben und seine Reproduktion sicherzustellen vermochte? Erlagen die Fotografen ganz einfach dem verführerischen Spiel der Ambivalenzen der beiden kolonialen Konzepte der Assimilation und der Assoziation, bei dem vor ihren Kameras Differenzen zwischen kolonisierten Subjekten statt als unterminiert zu verschwinden plötzlich eklatant zu Tage traten? Die Bilder lassen uns zurück mit solchen Fragen, die sich zwischen das Blickregime und den „look“ schieben. Der direkte Blick des Kolonialsoldaten in die Kamera bleibt dabei einzigartig in seiner Manifestation einer Art Materialität des Realen, so, als ob das Blickregime selbst zurückblickte, von exakt dem Platz dieser Anderen aus, die die forschende Kamera unterzuordnen sucht, damit sie immer dort blieben, wo sie nicht ist und ‚wir‘ nicht sind.³⁴

Die in den Fotografien aufgehobene Besessenheit gegenüber Blicken oder ins Bild gerückter Paradoxien evozieren und indizieren einen manifesten Zweifel: Leute, die auf der Ausstellung „als indigènes“ beschäftigt waren, verrichten hier möglicherweise gar nicht einfach Dinge, die sie ohnehin tun würden und sind daher womöglich keine „unwitting objects of a voyeuristic gaze“. Sie hätten womöglich weniger getanz, Kunsthandwerk fabriziert oder verkauft, sondern innerhalb des kolonialen Ausstellungsdisplays, das sie platzierte, eher eine *Repräsentation* dieser Arbeiten und Tätigkeiten produziert. Auch wenn die Fotografien nicht *darstellen*, dass oder wie sich „indigènes“-Beschäftigte selbstreflexiv im geforderten Exhibitionismus subjektivierten, wie sie mit dem „specular display“³⁵ und ihrer Positionierung als Attraktionen arbeiteten, so räumen sie dennoch die *Möglichkeit* einer Widerrede oder Widerspenstigkeit ein. Etwa indem die Kamera potenziellen „indigène-acteurs“ folgt und damit die widersprüchliche Anrufung, einerseits Teil der „Plus Grande France“ zu werden und andererseits ihr „Anderes“ zu repräsen-

34 Ebenda, 133.

35 T. Bennett, *The Birth of the Museum* (Anm. 11).

tieren, in einer Art Animationsarbeit am Publikum verhandelt. Bezeichnet diese Sicht den Punkt, an dem die koloniale Macht sich angesichts der Hybridität ihrer Objekte als etwas anderes herausstellt als das, was ihre Erkenntnisregeln glauben machen wollen, wie Homi Bhabha bemerkt?³⁶ Um den Blick tiefer in diese *Möglichkeit* zu versenken, deren Geschichte *tatsächlich* dokumentiert wurde, so dass sie sich heute erzählen lässt, müssen wir allerdings den Rahmen der Annahmen einer kulturellen Politik und die Betrachtung innerhalb des gouvernementalen Diskurses um den „*exhibitionary complex*“ nochmals erweitern und uns einem Blickwinkel zuwenden, der zu dieser Zeit ebenso wenig wie die Blicke der „*indigènes*“ Teil des Repräsentierbaren war, sondern als ein staatliches Geheimnis sorgsam gehütet wurde.

4. Einblicke in ein geheimes Archiv

Im Archiv des ehemaligen Kolonialministeriums in Aix-en-Provence liegen 81,8 Laufmeter Akten mit Berichten des „Verbindungsdienstes mit den in den französischen Überseegebieten Beheimateten“ (S. L. O. T. F. O. M.).³⁷ Enthalten sind darin auch die Akten der Vorläuferorganisation C.A.I.,³⁸ einer kleinen, der Militärdirektion unterstellten und vom Generalinspektor der „indochinesischen“ Truppen angeführten geheimen Spezialpolizei, die 1923 zur „Bevormundung und zur Überwachung aller Subjekte oder französischen Schützlinge aus den Überseebesitzungen“ eingerichtet wurde. Sie trat die Nachfolge eines Dienstes an, der, 1916 vom Kriegsministerium eingesetzt, die „kolonialen Arbeiter in Frankreich überwachen und organisieren sollte“.³⁹ Der C.A.I. verfügte über „agents provocateurs“, bzw. Undercover-Informanten aus den verschiedensten Milieus, überwachte einzelne „*indigènes anti-français*“ sowie deren Zeitschriften und Zusammenschlüsse und arbeitete eng mit dem Innenministerium wie mit der französischen Polizei zusammen.⁴⁰ Seine Akten sind rare Zeugnisse der politischen Aktivitäten der „*sujets*“ und ein Fundus für die Organisierungsgeschichte der aufkommenden kulturevolutionären, nationalistischen und kommunistischen Bewegungen in den Kolonien wie in Frankreich,⁴¹ die 1931 zerstreut, marginal, weitgehend im Untergrund und manchmal

36 H. K. Bhabha, Die Verortung der Kultur (Anm. 28), 166.

37 „Service de liaison avec les originaires des territoires français d'outre-mer“.

38 „Service de contrôle et d'assistance des indigènes des colonies françaises“.

39 Der Direktion der kolonialen Truppen unterstellt, war dieser Dienst für das Verhältnis der unterschiedlichen Arbeitgeber mit den Kolonien sowie für die Bedarfsabklärung von „*indigène-Arbeitskräften*“ und Kolonialsoldaten zuständig. 1917 wechselte er vom Kriegs- zum Kolonialministerium über. Vgl. dazu J. E. Genova, Colonial Ambivalence (Anm. 22), 58.

40 Ab 1939 beschränkten sich die Aktivitäten des C.A.I. darauf, bestimmte Individuen zu überwachen und Identitätskarten auszustellen, die Personen aus Übersee die Zirkulation in der Metropole erlaubten. 1941 wurde er umbenannt in „Service coloniale de contrôle des indigènes“, 1946 in „S.L.O.T.F.O.M.“. Nach dem Zweiten Weltkrieg verlor er seine Bedeutung zunehmend, 1952 wurde er der Direktion der sozialen Überseeangelegenheiten angeschlossen.

41 Vgl. H. Lebovics, True France (Anm. 1); J. E. Genova, Colonial Ambivalence (Anm. 22); P. Dewitte, Les mouvements nègres (Anm. 7).

sogar gegeneinander operierten. Die Menge an polizeilichen Akten im Zusammenhang mit der „Exposition Coloniale Internationale“ markiert einen historischen Zeitpunkt, zu dem sie sich jedoch zu einer klaren und für das französische koloniale Establishment bedrohlichen Aktivität bündelten. Für die „cité indigène“ der „indochinesischen“ Sektion der Ausstellung zeichnet sich das dichteste Überwachungsnetz ab. Die so genannten Länderpavillons dienten auch als Unterkünfte, welche ohne eine Spezialerlaubnis nicht verlassen werden durften.⁴² Kontaktaufnahmen mit Übersee-MigrantInnen in Paris, viele davon StudentInnen, sollten auf diese Weise möglichst unterbunden werden. Besonders beaufsichtigt vom C.A.I. war auch das nahe am Ausstellungsgelände gelegene Quartier Latin, in dem sich migrantisch-studentische und -intellektuelle Communities angesiedelt hatten. Am 19. April wurden dreiunddreißig „Annamiten“, davon zwei, die keine Studenten waren, beim Verlassen einer Veranstaltung der „Indochinesischen kommunistischen Partei“, bei der zu Widerstandsakten gegen die Ausstellung aufgerufen worden sei, im Keller eines Restaurants im Quartier Latin verhaftet. Überliefert ist auch, dass dem Polizeibeauftragten für die Ausstellungssektion „Indochine“ ein Bericht über ein Organisierungstreffen zugespielt wurde, bei dem Flugblätter und Aktionspläne für den Vorabend der Ausstellungseröffnung vorgestellt und weitere Aktionen geplant wurden: Man wollte „antiimperialistische Sticker“ auf dem Gelände streuen und „Ballons mit roten Fahnen“ in die Luft lassen.

Die C.A.I.-Denunziations-Dokumente, alle mit dem Stempel „secret“ versehen, sind die fast einzige Quelle für antikoloniale Aktivitäten im Umfeld der Kolonialausstellung, denn die meisten Aktionen wurden durch repressive Maßnahmen verhindert. Mancher Organisierungs- und Aktionsversuch scheiterte aber wohl auch an seiner politischen Konzeption, wie etwa jener vom 12. April: Am Marseiller Hafen kamen zehn „indochinesische“ Aktivisten an Bord eines gerade eingelaufenen Schiffes und versuchten, die „indigènes“ auf dem Weg zum Job bei der Pariser Kolonialausstellung zu agitieren und zu einem Streik anzustiften, wobei ihnen die Unterstützung der kommunistischen Partei zugesichert wurde. Die Ankömmlinge wiesen die Ideen ab und berichteten ihren Vorgesetzten von dem Zwischenfall. Auf dem Gelände der Kolonialausstellung reißen die vom C.A.I. verzeichneten Bewegungen dennoch nicht ab. Eine Akte berichtet vom Treffen zwischen Mitgliedern der „Étoile nord-africaine“⁴³ und Musikern der Ausstellung am 9. Mai. Auch über eine Kündigungswelle im „restaurant indochinois“ existiert ein Rapport: Die Frau von Sai Van Hoa, einem Führer der radikalen Studentengruppe „Association d'Enseignement mutuel“, die in der Garderobe jobbte, wurde entlassen, weil sie antikoloniale Propaganda ins Gelände eingeschleust haben soll; ebenso der dortige Koch. Ein weiterer Bericht stellt die plötzliche und mutmaßlich politisch motivierte Abreise von 23

42 E. Ezra, *The colonial unconscious* (Anm. 4), 24.

43 „Étoile nord-africaine“, „Ligue de la défense de la race nègre“ und der „Parti annamite de l'indépendance“ standen in einem konfliktreichen, aber koordinierten Kontakt zur „Union inter-coloniale“, deren Aufgabe in der Organisierung der kolonialen Bevölkerung in Frankreich bestand, und zum für Theorie und Propaganda zuständigen „Comité d'études coloniales“ der französischen Kommunistischen Partei. Vgl. dazu P. Dewitte, *Les mouvements nègres* (Anm. 7).

Musikern (von insgesamt 42) einer angeheuertem nordafrikanischen Band fest. Im Zuge der Organisationsversuche gegen die Ausstellung wurde eine Flut von Abschiebungen eingeleitet, die am 22. Mai Nguyen Van Tao, den Herman Lebovics den Helden der C.A.I.-Akte nennt, ergriff. Am 1. August kam es zur Verhaftung zahlreicher StudentInnen, als diese gerade mit einer Demonstration vor der Rekonstruktion des Tempels von Angkor Wat beginnen wollten.

Die C.A.I.-Akte enthält auch Flugblätter, Plakate und ähnliches Protestmaterial. So ist etwa ein von der „Ligue de défense de la race nègre“ produziertes Poster, das an den Außenwänden einer Schule nahe der Kolonialausstellung aufgefunden wurde, überliefert. Es klagt die gerade erfolgten Inhaftierungen und Erschießungen von Kamerunerinnen an, die gegen hohe Steuerabgaben protestiert hatten. Oder ein in „quoc ngu“, der lateinischen Schreibweise des Vietnamesischen, verfasster Cartoon.⁴⁴ Eine der erfolgreichen Interventionen der „annamitischen“ AktivistInnen bestand in der Weigerung der „indigènes on display“ der Sektion „Indochine“, den riesigen Drachen auf dem Ausstellungsgelände herumzutragen. In der Folge sah sich die Ausstellungsorganisation dazu gezwungen, Afrikaner mit dieser Aufgabe zu betrauen. Dass Koordinierungen und Kontakte aber nicht nur zwischen den „indigènes on display“ und ihren bereits länger in Frankreich wohnhaften, meist studentischen Landesbrüdern und -schwestern bestanden, belegt ein Bericht vom 25. April, der ein Treffen zwischen „zwei Indochinesen, einem Japaner, einem Koreaner und einem Neger“ aufdeckte. Die Agenten „Joe“, „Désirée“ und „Guillaume“ denunzierten im September den Plan der „Ligue de Défense de la Race Nègre“, das Standbild des franzosenfreundlichen Kaisers Khai Dinh vor dem Annamitischen Pavillon niederzureißen. Eher an die Arbeiterklasse der weißen Mehrheitsbevölkerung richteten sich wohl die Aufrufe des „Parti communiste français“, sich als Verbündete der Kolonisierten im Kampf gegen die Nationalbourgeoisien zu begreifen. Flyers mit Slogans wie: „Die kolonialen Bevölkerungen wollen keine sozialistisch-faschistischen Regierungen. Sie fordern Unabhängigkeit“ oder der „Véritable Guide de l'Exposition Coloniale: L'oeuvre civilisatrice de la France magnifiée en quelques pages“ wiesen in eine ähnliche Richtung. Die auf Initiative von Willy Münzenberg von der „Ligue anti-impérialiste“⁴⁵ unter der Leitung von André Thirion realisierte Gegenexposition mit dem Titel „La vérité sur les colonies“⁴⁶ war zudem von einer Art avantgardistischer ‚Negrophilie‘ geprägt. Einer für den Surrealismus typischen anti-rationalistischen, anti-logozentrischen „Primitivismus“-Ästhetik folgend, präsentierten Louis Aragon und Yves Tanguy dort „art

44 Abgebildet in P. A. Morton, *Hybrid Modernities* (Anm. 10).

45 Die kommunistische „Ligue anti-impérialiste“ wurde 1927 als eine internationale Gruppe mit Sitz in Berlin gegründet.

46 Mitgearbeitet an „la vérité sur les colonies“ haben auch die französische Rote Hilfe sowie die „Ligue de défense la race nègre“. Vgl. J. E. Genova, *Colonial Ambivalence* (22), 137 ff. Dem C.A.I. zufolge war die Ausstellung harmlos, selbst zur Eröffnung seien nur 14 Personen gekommen und insgesamt gab es bloß ca. 4200 BesucherInnen, wurde rapportiert.

indigène“, „afrikanische, ozeanische und amerikanische Skulpturen“ neben so genannten „fétiches européens“⁴⁷, etwa Madonnenfiguren.

Der Einblick in die C.A.I. Akte verdeutlicht die zeitgleich zum erfolgreichen Großereignis der Kolonialausstellung veröffentlichten Argumente, Protestpraxen und Zusammenhänge, die eine frühe und grundsätzliche „fracture coloniale“⁴⁸ sichtbar werden lassen. – Die Kolonie, bislang in einem „Anderswo“ verortet, manifestiert sich durch die Sicht auf das Panorama der unterschiedlichen Proteste rund um das Projekt von 1931 als auch innerhalb der Metropole angekommen. Was für einen nachträglichen Reflex hinterlässt dieses Wissen um antikoloniale Proteste aber auf dem Display der Ausstellung und auf den Abbildungen, die in ihrem Zusammenhang entstanden sind?

5. A new war-machine

Die Kolonialausstellung von 1931 gilt Ezra als Beispiel für den „french colonialism“, ein von der französischen „Kolonisation“ als „politische und ökonomische Herrschaft“ unterschiedenes kulturelles Bilderrepertoire, das, wie sie zeigt, zu dieser Zeit auch Bereiche zu durchdringen begann, die bislang nicht mit dem Kolonialismus in Verbindung gebracht worden waren.⁴⁹ Sie bezieht die „colonial culture“ dabei auf Homi Bhabhas Überlegungen zur „kolonialen Mimikry“ – „das Begehren nach einem reformierten, erkennbaren Anderen als dem Subjekt einer Differenz, das fast, aber doch nicht ganz dasselbe ist“⁵⁰ – und damit vor allem auf seine Fragestellung, inwiefern die „koloniale Ambivalenz“ als diskursive Bedingung der Dominanz in ein Motiv der Einmischung und des rebellischen Gegen-Einspruchs umzuwenden wäre. Ezra weist dies allerdings zurück, mit dem Argument, dass die Zweideutigkeit („doubleness“) des kolonialen Diskurses der „Plus Grande France“ eine Art „reverse *doublure*“ bereitstelle. Dieses umgestülpte Futteral unterlaufe den kolonialen Diskurs nicht, sondern beschütze und bestärke ihn vielmehr von außen. Koloniale Ambivalenz, so stellt sie heraus, habe Widerstand weder ermöglicht noch verhindert, das französische Empire habe sich nicht selbst zerstört, sondern es sei überwunden worden. Die Möglichkeit der Subversion *innerhalb* des kolonialen Diskurses zu verorten, entspreche einem unbewusst imperialistischen Gestus, der den Widerstand kolonisiere. Koloniale Ambivalenz vermittele somit die Unterminierung der aktiven Rolle jener Subjekte, die tatsächlich Widerstand geleistet haben.

Ich möchte dieser Sichtweise widersprechen, da sie nicht mit dem *konstitutiven* Aspekt der Ambivalenz rechnet, sondern in einer beinahe manichäischen Auffassung der bipo-

47 Louis Aragon in „L'An 31 et l'œuvre du Temps“, zit. nach C. Hodeir/M. Pierre, L'Exposition Coloniale (Anm. 10), 126.

48 Der Reader *La fracture coloniale* gilt als erste Publikation, die sich einen französischen postkolonialen Diskurs etabliert. Pascal Blanchard, Nicolas Bancel, Sandrine Lemaire, Olivier Barlet, *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*, 2005.

49 E. Ezra, *The colonial unconscious* (Anm. 4), 2 f.

50 H. K. Bhabha, *Die Verortung der Kultur* (Anm. 28), 126.

laren Systematik des Kolonialismus gefangen bleibt. Einsprüche gegenüber der ‚kolonialen Kultur‘ und Widerstände können so zwar nominell hoch bewertet werden, kontingente Umschläge des Kolonialen vermag man so aber nicht zu fassen und muss sie vollständig ausklammern.⁵¹ Über die Figur, die Betrachtung des Ausstellungsdisplays sowohl um den Blick auf die damaligen Fotografien als auch auf die C.A.I. Akte als Display zu erweitern, habe ich dagegen für eine Untrennbarkeit des kulturellen kolonialen Diskurses von politischer und ökonomischer kolonialer Bemächtigung plädiert. Die veränderte Sicht auf die Ambivalenzen der Anrufung der „Plus Grande France“ in der „scopic reciprocity“, die ich vorschlage, versucht anzuerkennen, dass es zu Ereignissen kommt, die die kulturell konstruierte Opposition zwischen aktiven BesucherInnen / Blicken / ‚zivilisierten‘ citoyens und passiven Objekten / Betrachteten / ‚wilden‘ sujets überschreiten oder aussetzen. Dass die Ausstellung als Austragungsort von Protesten gewählt wurde, deren Implikationen weit über sie selbst hinausreichten, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, wie sehr zu jener Zeit von der Autorität ihrer metonymischen Macht auszugehen war. Das von ihr aufgebrachte Bilderrepertoire und das historische Blickregime setzen dabei nicht nur den Rahmen für die Produktion von kolonialer Evidenz als Kultur, sondern sie eröffneten und begrenzten zugleich den Raum, in dem sich Sinn generieren lässt, um gegen und um die Bedeutung von Lebensweisen in der „Plus Grande France“ zu ringen.

Damit folge ich Bhabhas Konzeption der Ambivalenz der Mimikry als einem Ort der kolonialen Autorität und gleichzeitig ihrer Verunsicherung. Sie ist eine „doppelte Artikulation“, so Bhabha,

eine komplexe Strategie der Reform, Regulierung und Disziplin, die sich den Anderen ‚aneignet‘ (‚appropriates‘), indem sie die Macht visualisiert. Die Mimikry ist jedoch auch das Zeichen des Un(an)geeigneten (inappropriate), eine Differenz oder Widerspenstigkeit, die die dominante strategische Funktion der kolonialen Macht auf sich konzentriert, die Überwachung intensiviert und für ‚normalisierte‘ Arten des Wissens und disziplinäre Mächte eine immanente Bedrohung darstellt.⁵²

Gegenüber der Anrufung der „Plus Grande France“, die auf der Binarität von „citoyens“ und „sujets“ mit abgestuften Rechten und Konzepten gesellschaftlicher Teilhabe⁵³ grün-

51 Vgl. E. Ezra, The colonial unconscious (Anm. 4), 8.

52 H. K. Bhabha, Die Verortung der Kultur (Anm. 28), 126 f.

53 Für „indigènes“ und „indigènes-travailleurs immigrés“ galt der „Code de l'indigénat“ von 1887, der andere Regierungsinstanzen vorsah als für Kolonialisten bzw. „citoyens français“. Ebenso differierte die Rechtssprechung. Der Code beschränkte die Freiheitsrechte und gewährte keine politischen Rechte. Nur in den „alten Kolonien“ unterstand die einheimische Bevölkerung dem „Code civil“ und besaß das Wahlrecht. Im Jahr 1925 stehen den 11.107 an „Ausländer“ verliehenen französischen Staatsbürgerschaften 36 Naturalisierungen von „indigènes“ gegenüber. Konzepte, die, etwa für „indigènes d'élite“, einen Status zwischen „citoyen“ und „sujet“ erwägen, standen v. a. während des Zweiten Weltkriegs zur Debatte. Nominell abgeschafft wurde der „Code de l'indigénat“ 1946. Vgl.: E. Saada, Citoyens et sujets de l'Empire français. Les usages du droit en situation coloniale, in: Genèses, Nr. 53, 2003/04.

det, hat der Protest zum einen Einsprachen erhoben, die mittels Gegeninformation operierten. Diese Strategie ließe sich als eine Entschleierung der Verleugnung lesen, die

*den chaotischen Charakter [des] Eingreifens [der kolonialen Beherrschung] als Verwerfungen hervorrufende Präsenz negiert, um die Autorität ihrer Identität in den teleologischen Narrativen des historischen und politischen Evolutionismus zu bewahren.*⁵⁴

Sachverhalte und Ereignisse in den Kolonien, die der Öffentlichkeit mittels der Displays verschwiegen wurden, sollten manifest oder der „Blick zurück“ auf die Phantasien exotischer und als submissiv platzierter „indigènes on display“ dingfest gemacht werden. Nicht selten wurde dabei eine Bestimmung im Namen der Klasse (seltener auch der ‚Rasse‘) artikuliert – eine Anrufung, die mit einem ebenso teleologischen Narrativ antrat, eine angestrebte Realität zu repräsentieren und dabei manifeste Verwerfungen unterminierte. Interessanter scheint mir deswegen der Blick auf das in sich selbst widersprüchlich, ja ambivalent bleibende Ensemble strategisch und taktisch heterogener Widerstände, die gleichwohl vom Standpunkt der Autorität aus allesamt als „anti-französisch“ begriffen und im Archiv zusammengefasst wurden. Dort zeigen sich die „partiell autorisierten Repräsentationen der Andersheit“ als miteinander in Verbindung stehend – Verbindungen, die offensichtlich angestrebt waren, aber, um es mit Bhabha zu sagen, oft von den Erkenntnisregeln der dominanten Diskurse, die „Zeichen der kulturellen Differenz artikulieren und sie in die verschobenen Beziehungen der Kolonialmacht – Hierarchie, Normalisierung, Marginalisierung usw. – wieder einbringen“,⁵⁵ erfasst wurden. Dieses Ensemble präsentiert sich als ein Kurzschluss von autorisierten Versionen von Andersheit, der die Ambivalenzen des kolonialen Diskurses sowohl aufruft wie konterkariert. Es durchquert in mehrfacher Weise die Barrieren zwischen Modernismus und „indigénat“, durchkreuzt die teilenden Praxen, die den kolonialen Raum konstruieren und gesellschaftlich segregierte Sektoren und diskursive Gültigkeiten hervorbringen. Separat und in unterschiedlicher Weise regierte und fixierte Plätze in der „Plus Grande France“ werden über neue Koalitionen artikuliert. Das Quartier Latin ‚spricht‘ mit dem Ausstellungsgelände, die Kolonie mit der Metropole, die Politik mit der Kultur, der objektivierte Platz von „indigènes“ mit der ‚Negrophilie‘, mit der Schwarzen Revolution, mit Intellektualismus und Kommunismus. Dabei erachte ich die Verbindungen zwischen „sujets“ in der Migration und dem „indigénat“ im temporären Arbeitsaufenthalt in der Ausstellung als ein besonders zentrales Scharnier, das die Grenzziehung *zwischen* dem „Metropolitanen“ und der „Kolonie“ zeitweilig außer Kraft setzt. Die Gesamtheit all dieser Übertretungen zeigt, wie ich meine, eine Praxis des „droit à la cité“, die aus den kolonisierten Räumen heraus agiert. Sie ist weder der diskursiven Ambivalenz vollständig inhärent, noch ihr paradoxer, ‚authentischer‘ Außeneffekt. Sondern sie beginnt sich

54 H. K. Bhabha, Die Verortung der Kultur (Anm. 28), 163 f.

55 Ebenda, 163.

genau dort als eine ‚Kriegsmaschine‘ zu formieren, wo Lyauteys groß angelegtes Projekt Frieden schließen wollte.

Wenn ich dieses Versprechen des Widerstandsensembles gegenüber seiner manifesten Marginalität so stark betone, dann nicht, weil ich im Nachhinein behaupten will, die koloniale Hierarchisierung hätte zu diesem Zeitpunkt zerschlagen werden können, sondern weil ich herausstellen will, dass ihr ambivalenter Diskurs von Formen des Sehens überlagert wurde, die sie in einer Weise erschütterten, die, wie ich meine noch heute nachhallen. Verunsichernd und erschreckend zugleich ist, wie ‚gut‘ das von den Abbildungen aufgebrachte Spektakel der Differenz zwischen Kolonisierern und Kolonisierten, die hier beide in Frage stehen sollen, lesbar ist, wie zugänglich und evident dem schauenden Auge der Fundus ihres Bilderrepertoires heute scheint. Die Frage nach der kolonialen Ambivalenz stellt sich offenbar nicht nur gegenüber dem, was ‚in historischen Texten‘ enthalten ist, sondern auch gegenüber dem, was durch das überlieferte Bildmaterial hindurch zieht als ein (historisch kontingentes, kontextgebundenes und historisch spezifisches) Verhältnis der aktuellen Unentscheidbarkeit zwischen dem Blickregime, dem Dargestellten und der Lesart der dargebotenen Bilder. Was dabei in Frage steht, ist die eigene (eingenommene) Subjektposition. Auch wenn ich den Fotografen dieser Bilder die Intentionalität einer ‚weißen‘ Besorgnis um einen nicht über Differenz markierten, unbeobachteten Platz unterstelle und mich von ihm distanzieren, erübrigt sich damit noch nicht die Suche nach der Verortung meines Blickes gegenüber den Blickverhältnissen innerhalb der Bilder. Die Indeterminiertheit zwischen zwei möglichen, aber widersprüchlichen Identifikationen mit den Plätzen „sujets“ / „citoyen“ durch einen „produktiven Blick“ neu zu bestimmen, den Kaja Silverman als ein Engagement mit der Erinnerung konzipiert, das darum ringt, das „Given-to-Be-Seen“ zu deplatzen und neu zu sehen,⁵⁶ bleibt Aufruf zu einem Projekt, das sich nicht allein durch ‚gute Absicht‘ bewerkstelligen lässt. Statt eine möglichst ‚vollständige‘ Erinnerung anzustreben, die implizieren würde, in derselben kulturellen Ordnung zu verbleiben, geht es darum, die Erinnerungen anderer zu erinnern und dabei jemand anderer zu werden.

„Auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs“.

Zur europäischen Ideologie der „Erschließung“ im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert

Dirk van Laak

ABSTRACT

Several generations of geopolitically influenced experts were overwhelmed by the infrastructural achievements of the late 19th century. The whole world appeared to be partitioned into spheres of influence by means of technology. The power of opening up and developing foreign territories seemed to demonstrate a superior historical position of the 'white race'. The Europeans felt reconfirmed in assuming the prevailing position being entitled to the principles of efficiency. Consequently the indigenous people as antipodes were often described in terms of laziness or with the need to be awakened to productive labour. However, the ideology of 'development', understood as a 'civilizing mission' that was based in an almost religious belief in the supremacy of European technology, did not merely spark competition among the colonial countries, its advancement also contributed to the imagination of a possible European 'decline' in the future. This article seeks to assess the 'technocratic approach' within the history of globalisation and its interrelation to images of European 'progressive technology' as mirrored in the colonial 'other'.

Wie die meisten seiner europäischen Zeitgenossen um die Wende ins 20. Jahrhundert stand der deutsche Publizist Arthur Dix (1875–1935) ganz im Bann der neuen Verkehrs- und Kommunikationsträger. Vom Weltbild des Imperialismus geprägt, reflektierte er in seinen Publikationen immer wieder die außen- und geopolitische Qualität solcher „Technologien der Erschließung“.¹ 1901 veröffentlichte der damals 26jährige Dix eine

1 Unter „Erschließung“, einem Begriff, der in der „weltpolitischen“ und geostrategischen Literatur dieser Zeit des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zunehmend Verwendung fand, verbarg sich, wie in diesem Beitrag zu zeigen sein wird, der euphemistische Terminus technicus eines ganzen Programms, das teils gegen, teils mit den betroffenen „kolonialen Subjekten“ eine produktive „Inwertsetzung“ (frz. „mise en valeur“, engl. „colonial development“) ins Werk zu setzen versuchte. Wie zu zeigen sein wird, setzte dies zunächst eine machtgestützte „Eichung“ lokaler Faktoren auf die vermeintlichen Bedürfnisse der europäisch dominierten

Monographie mit dem Titel „Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs“, dessen zentrale These in folgender Gleichung eingefangen war:

Die Weltmachtspolitik ist eng gebunden an die Beherrschung der weltwirtschaftlichen Hochstraßen. [...] Eisenbahn und Telegraph, Dampfschiff und Kabel sind die Werkzeuge, durch die der moderne ‚homo sapiens‘ sich alle Teile der Erde erschlossen und unterworfen hat – sie sind zugleich hervorragende Werkzeuge politischer Macht und die besten Waffen eines neuzeitlichen Staates im Kampfe um die Teilung der Welt. [...] Wer sie am besten zu benutzen weiß, dem fällt auf der neuen Weltkarte der günstigste Platz zu.²

Das Buch von Dix war deutlich inspiriert von den jüngeren „Großtaten“ der Verkehrstechnik, etwa dem Bau des Suezkanals, der deutschen Kriegsflotte, der Transsibirischen Eisenbahn und der Verlegung von Unterseekabeln. Auch verwies es darauf, dass man als Nation expandieren und Kolonialpolitik betreiben müsse, wenn man nicht durch qualifizierte Auswanderer als „Völkerdünger“³ dienen wolle. Denn die ersten Vorbedingungen einer Weltmacht seien: „Größe an räumlicher Ausdehnung und Volkszahl, verbunden mit dem kraftvollen Streben nach Erweiterung.“⁴

Ähnlich wie Dix hatte schon 1879 der wirtschaftspolitische Publizist Paul Dehn (1848–1938) die infrastrukturelle Integration durch Verkehrs- und Nachrichtenträger zu einem „Weltmarkt“ vorausgesehen:

Ueber die Sonderinteressen einzelner Classen und Stände, über engherzige wirtschaftliche Ideen und Bestrebungen, über fanatische Schutzzöllner und Agrarier schreitet der sich heranbildende Organismus einer Weltwirtschaft mit seinen Vorböten und Motoren, mit Handel und Schifffahrt, mit Eisenbahnen, Posten und Telegraphen unbekümmert und unberührt hinweg.⁵

Und der einflussreiche deutsche Journalist und Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) meinte 1883:

Die Rodung der Wildnis und die Scheidung von Stadt und Land vereinzelt ursprünglich Länder und Völker; das Erschließen der neuen großen Verkehrswege und Verkehrsmittel, diese moderne Kolonisierung im großen Stile nicht der Länder, sondern der Erde, faßt wieder mit eherner Hand zusammen, was durch jene Gegensätze auseinandergetrieben war.⁶

Weltwirtschaft und Weltzivilisation voraus – ein Prozess, der zahllose Opfer forderte und dies gegenüber einer behaupteten historischen Notwendigkeit auch billigend in Kauf nahm.

2 A. Dix, Auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs, Berlin 1901, 4, 7.

3 Ebenda, 27.

4 Ebd., 26 f. Ausführlich zu Dix vgl. D. van Laak, Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960, Paderborn u. a. 2004, 257-264.

5 P. Dehn, Wirtschaftspolitische Aphorismen, Berlin 1879, 26.

6 W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, 1. Bd.: Land und Leute, Stuttgart/Berlin 1925, 66 (zuerst 1854, Hervorhebung im Original, D. v. L.).

Der Nationalökonom Rudolf Jannasch schließlich schwärmte sogar von der „gewaltigsten aller bisherigen Revolutionen“, womit er nicht nur die Industrielle Revolution meinte, sondern auch das technologische Ausgreifen der Europäer in alle Welt.⁷

1. Die hier zitierten Stellungnahmen aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert sind einer Periode zuzuordnen, in der man in Europa und Nordamerika von der unbedingten Notwendigkeit einer weltweiten Erschließung von Raum und Ressourcen überzeugt war; ihnen ließen sich zahlreiche weitere hinzufügen. Mehr noch als die Missionierung zum Christentum wurde das Vorrücken der „Erschließungsgrenzen“ (in den USA als *frontier* bezeichnet) aus dieser Warte als ein irreversibler Prozess begriffen. Die begleitende „Erschließungs-Ideologie“ ist bislang jedoch wenig beschrieben worden und taucht allenfalls im Zusammenhang mit dem Imperialismus oder als dessen Begleiterscheinung auf. Sie basierte auf einem Bündel von sozialökonomischen, nationalideologischen, sozialdarwinistischen und kulturmissionarisch-sendungsideologischen Argumenten: Die Aufteilung der Welt schien nicht nur unvermeidlich, sondern im Sinne der gesamten Menschheit auch geboten. Zivilisatorisch führende Länder schienen dabei voranzuschreiten und so den „erschlossenen“ bzw. eroberten Gebieten ihre Prägung aufzudrücken. Der Auftrag zur Neuordnung der Welt schien sogar ein göttlicher zu sein, und er erging an die vermeintlich Tüchtigen und Leistungsstarken unter den Völkern. Die Ideologie der „Erschließung“ nimmt dabei eine spezifische Mittlerstellung zwischen der frühneuzeitlichen Mission und Landnahme auf der einen, der postmodernen „Globalisierung“ auf der anderen Seite ein, die alles in eine ökonomische Terminologie überführte und die Welt als einheitlichen Markt definierte. Zugleich spiegelt sie in der Hochphase des technologischen Ausbaus der europäischen und US-amerikanischen Industriegesellschaften das selbstgewisse Bild des „rational-produktiven“ Teils der Erde im Anderen, der ausdrücklich dazu „erweckt“ werden sollte, den gleichen historischen Entwicklungsweg zu nehmen. Erst die Konfrontation mit dem technologisch und produktiv „Zurückgebliebenen“ ließ dabei die vermeintliche Fortschrittlichkeit des eigenen Weges in vollem Licht erstrahlen.

Der dynamisierte Erfahrungsraum seit dem frühen 19. Jahrhundert hatte in der Phase des Hochimperialismus gewaltige Erwartungshorizonte freigesetzt. Sie waren von geschichtlichen Vorerfahrungen ebenso befeuert wie von geschichtsphilosophischen Verlaufs- und Zukunftsprognosen. Auf den „mental maps“ vieler Zeitgenossen besaß das globale Ausgreifen den Charakter einer drängenden und letztgültigen Aufteilung der Welt.⁸ Diese Perspektive ließ eine aktive Rolle in der Raumordnung der Zukunft angeraten sein, vor allem durch die Schaffung von dauerhaften Einrichtungen des Wirt-

7 W. Roscher/R. Jannasch, *Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung*, 3. Aufl. Leipzig 1885, 358. Vgl. auch N. P. Petersson, *Das Kaiserreich in Prozessen ökonomischer Globalisierung*, in: S. Conrad/J. Osterhammel (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004, 49–67. S. Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006.

8 Vgl. W. Böge, *Die Einteilung der Erde in Großräume. Zum Weltbild der deutschsprachigen Geographie seit 1871*, Hamburg 1997. H.-D. Schultz, *Die ‚Ordnung der Dinge‘ in der deutschen Geographie des 19. Jahrhunderts (mit Ausblick ins 20. Jh.)*, in: *Die Erde*, 131. Jg. (2000), 221–240.

schafts- und Kulturtransfers. Dabei bildeten sich ein nationaler Leistungswettbewerb sowie eine weltweite Rivalität um Ressourcen heraus, die für ein stetiges Wachstum der „jungen“ und „kräftigen“ Nationen notwendig schienen.⁹ So hatte etwa der Franzose Paul Leroy-Beaulieu 1874 in „De la colonisation chez les peuples modernes“ nur „reife“ und „hochzivilisierte“ Völker als „kolonisationsfähig“ bezeichnet.¹⁰ Der modernen Technik kam dabei eine zentrale Funktion zu. Denn sie bestätigte dem Augenschein nach die Überlegenheit der „entwickelten“ Völker und Nationen immer wieder. Auch im Spektrum der Missionsideen nahm sie einen beherrschenden Platz ein. Die „Sendung“ Europas schien es zu sein, die „Segnungen“ der Technik in die Welt zu tragen, die zuhause, zumal nach dem um 1875 beginnenden technikhistorischen „Zeitalter der Synergie“, als so grundstürzend, lebenserleichternd, wohlstands- und chancenvermehrend erlebt wurden.¹¹ Der wissenschaftlich-technische „Fortschritt“ wurde zu einer Erfolgsideologie, die durch fortgesetzte Triumphe immer wieder bestätigt wurde, die ihre Argumente aber auch aus der Wissenschaft bezog.

So war es eine der großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, dass Materielles und Energetisches potentiell ineinander transformierbar waren. Auch die Rhetorik der Räume anschließenden und Territorien integrierenden Erschließung drehte sich um die Kategorien der „Kraft“ und der „Leistung“. Ähnlich wie Riehl, Dehn und Jannasch argumentierte etwa der Verkehrsgeograph Max Haushofer (1840–1907):

Der Verkehr entspricht als nothwendige Ergänzung der Arbeittheilung. Er ist die Wiedervereinigung der getheilten Arbeit im Großen. [...] Die ganze Natur lebt in einem beständigen Austausch von Stoffen und Kräften, von Wärme und Bewegung.¹²

Und der Geograph Ferdinand von Richthofen meinte, der Verkehr bezwecke eine Vermehrung der Kraft des Einzelnen:

Im Verkehr sehen wir die Energie der Bewegung im Gegensatz zu der Energie der Ruhe, welche in der Aufspeicherung von Vorräten und Kapital in den Siedelungen hervortritt.¹³

Die Technik der Erschließung wurde auch sprachlich an das Organische rückgebunden: Der Begriff „Vernetzung“ erinnerte seit dem frühen 19. Jahrhundert an Venen oder

9 Hierzu allgemein H. Gollwitzer, Geschichte des weltpolitischen Denkens. 2 Bde., Göttingen 1972–1982.

10 Nach F.-J. Schulte-Althoff, Studien zur politischen Wissenschaftsgeschichte der deutschen Geographie im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn 1971, 105.

11 V. Smil, Creating the Twentieth Century. Technical Innovations of 1867–1914 and Their Lasting Impact. Oxford/New York 2005.

12 M. Haushofer, Eisenbahngeographie. Eine Darstellung des modernen Weltverkehrs, mit besonderer Berücksichtigung der Eisenbahnen, Stuttgart 1875, 3 f.

13 F. von Richthofen, Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie, bearb. und hg. von O. Schlüter, Berlin 1908, 207 (Hervorhebung im Original, D. v. L.). Vgl. auch K. Hassert, Allgemeine Verkehrsgeographie, Berlin/Leipzig 1913, 2.

Arterien eines Körpers. Schon 1863 hatte Hermann Helmholtz die Telegrafie mit dem menschlichen Nervensystem verglichen.¹⁴ Und Robert Seeley schrieb 1883:

*Science has given to the political organism a new circulation, which is steam, and a new nervous system, which is electricity. These new conditions make it necessary to reconsider the whole colonial problem.*¹⁵

Die neuen Verkehrs- und Kommunikationsnetze entfalteten eine hochsymbolische Wirkung. Sie wurden zu Sinnbildern des Ausgreifens und der Integration peripherer Räume: „Der Zug ist meine rechte Hand und der Telegraph meine Stimme“, hatte der als „Kolonialpionier“ bezeichnete Brite Cecil Rhodes (1853–1902) formuliert, dessen ambitionierter Plan einer durchgehenden afrikanischen Eisenbahnverbindung vom Kap bis nach Kairo die Vorstellungskraft aller „Weltmächte“ beflügelte, aber auch deren Nervosität erregte.¹⁶ Die Lokomotive wurde vom britischen Premierminister Lord Robert Cecil Salisbury als das Hauptwerkzeug des Imperialismus bezeichnet. Von Europa aus zog man transkontinentale Linien auf Karten und grenzte Einflussphären ab. Schon Gerüchte über ein neues Verkehrsprojekt konnten internationale Verwicklungen heraufbeschwören.¹⁷

Die Kontrolle über die großen Weltverkehrsstraßen wurde schließlich zu einer Obsession der europäischen Geopolitik. Sie wurde in umso plastischere Bilder gebracht, je schwerer gegen die Vorherrschaft von nationalen Konkurrenten anzukommen war. So meinte etwa der Historiker Gustav Adolf Rein (1885–1979):

*Ich vergleiche England mit einer Spinne, die ein Netz feiner politischer Fäden über die Welt ausgespannt hat. Die Spinne selbst sitzt nicht in dem Mittelpunkte ihres Netzes, sondern liegt abseits an dem Ausläufer des Hauptfadens, der alles zusammenhält, auf der Lauer, jederzeit bereit, da einzugreifen, wo das Netz gestört wird oder eine Beute winkt.*¹⁸

2. Ähnlich hatten es schon im 19. Jahrhundert Karl Marx und die linke Imperialismuskritik gesehen, politisch freilich diametral entgegengesetzte Schlüsse daraus gezogen. Einerseits galten die Anslussttechnologien des Verkehrs und der Kommunikation

14 E. Schenkel, Liebe und Tod im viktorianischen Internet, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 109 vom 11. Mai 2000, 56.

15 R. Seeley, *The Expansion of England*, Chicago/London 1971 (zuerst 1883), 61.

16 Nach F. Sonnenberger, „Kolonisieren heißt transportieren!“ – Europa und der Beginn des Eisenbahnzeitalters in Afrika, in: *Zug der Zeit – Zeit der Züge. Deutsche Eisenbahn 1835–1985*, Bd. 1, Berlin 1985, 228–231. Zur Nervosität als Zeiterscheinung seit der Jahrhundertwende und ihren Zusammenhang mit der Elektrizität vgl. J. Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München 2000.

17 C. B. Davis/K. E. Wilburn, with R. E. Robinson (Hg.), *Railway Imperialism*, New York/Westport, Conn./London 1991, 1 f.

18 A. Rein, Grundzüge der Weltpolitik der letzten hundert Jahre, in: *Zeitschrift für Geopolitik*, 1. Jg. (1924), Heft 10, 605–612, Heft 11, 671–678, hier 611 f. Zur Kontinuität des deutsch-britischen Gegensatzes im geostrategischen Denken vgl. D. van Laak, Von Alfred T. Mahan zu Carl Schmitt: Das Verhältnis von Land- und Seemacht, in: I. Diekmann/P. Krüger/J. H. Schoeps (Hg.), *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*, Bd. 1.1: 1890 bis 1945, Potsdam 2000, 257–282.

als Agenten der kapitalistischen Ausbeutung. Im Kommunistischen Manifest von 1848 hieß es daher:

*Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einmisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.*¹⁹

Andererseits befürwortete Marx den erschließenden Kolonialismus für agrarisch-feudale Länder wie Indien als ein notwendiges historisches Durchgangsstadium:

*Die bürgerliche Periode hat die materielle Grundlage einer neuen Welt zu schaffen: einerseits den auf der gegenseitigen Abhängigkeit der Völker beruhenden Weltverkehr und die hierfür erforderlichen Verkehrsmittel, andererseits die Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte und die Umwandlung der materiellen Produktion in wissenschaftliche Beherrschung der Naturkräfte.*²⁰

Hier äußerte sich die marxistische These von der „Doppelmission“ des Kolonialismus als gleichsam unbewusstem Werkzeug der Geschichte, das einer höheren Entwicklung der Produktivkräfte den Weg bereitet, also letztlich „modernisierend“ gewirkt habe.²¹

Wladimir I. Lenin sollte ein Menschenalter später angesichts der allgemeinen Begeisterung über die Weltverkehrswege deren Wirkungen noch einmal deutlich schärfer beurteilen:

*Der Bau von Eisenbahnen scheint ein einfaches, natürliches, demokratisches, kulturelles, zivilisatorisches Unternehmen zu sein: Ein solches ist er in den Augen der bürgerlichen Professoren, die für die Beschönigung der kapitalistischen Sklaverei bezahlt werden, und in den Augen der kleinbürgerlichen Philister. In Wirklichkeit haben die kapitalistischen Fäden, durch die diese Unternehmungen in tausendfältigen Verschlingungen mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln überhaupt verknüpft sind, diesen Bau in ein Werkzeug verwandelt zur Unterdrückung von einer Milliarde Menschen (in den Kolonien und Halbkolonien), d. h. von mehr als der Hälfte der Erdbevölkerung in den abhängigen Ländern und der Lohnsklaven des Kapitals in den ‚zivilisierten‘ Ländern.*²²

Später wurde Lenin zu einem machtvollen Advokaten der technischen Raumerschließung der kommunistischen Sowjetunion, deren Bedeutung er in einer später berühmt gewordenen Gleichung durch die Sowjetmacht plus einer Elektrifizierung des ganzen

19 H. Gründer, Kolonialismus und Marxismus. Der deutsche Kolonialismus in der Geschichtsschreibung der DDR, in: A. Fischer / G. Heydemann (Hg.), Geschichtswissenschaft in der DDR, Bd. II: Vor- und Frühgeschichte bis Neueste Geschichte, Berlin 1990, 671-709, hier 672 (mit Bezug auf MEW, Bd. 23, Berlin [Ost] 1962, 161).

20 K. Marx, Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien, in: Marx-Engels, Werke, Bd. 9, Berlin (Ost) 1960, 220-226, hier 226.

21 Gründer, Kolonialismus und Marxismus, in: Fischer / Heydemann (Hg.), Geschichtswissenschaft, Bd. II, 1990, 675.

22 W. I. Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Gemeinverständlicher Abriss, Berlin (Ost) 1970, 9.

Landes definiert sah.²³ Mit dieser – an die zaristische Eisenbahnpolitik mit ihrem Prestigeprojekt der Transsibirischen Eisenbahn – anschließenden Orientierung auf die Erschließung gewaltiger Räume sollte die Sowjetunion später zum Vorbild aller scheinbar „rückständigen“, nun aber beherzt „aufschließenden“ Nationen werden.

3. Wenn Lenin von den „Lohnsklaven des Kapitals“ in den abhängigen Ländern sprach, so spiegelte diese Formulierung bereits eine spätere Phase der Erschließung von fremden Territorien und Neuländern in Übersee, eine Stufe, die mit einer veränderten Wahrnehmung der indigenen Bevölkerung einherging. Die Hochphase des Imperialismus war nicht von ungefähr von technologischem Optimismus durchzogen.²⁴ Mit der neuen Verkehrs- und Waffentechnologie wurde das „Eindringen“ in gänzlich unbekannte Territorien – bei allen persönlichen Gefährdungen im Einzelnen – zu einem kalkulierbaren Risiko für die Kolonisatoren. Nach und nach wurden solche Unternehmungen aus Sicht der Europäer/innen gefahrloser und damit auch „billiger“. Kanonenboote und Dampfschiffe, medizinische Kenntnisse wie etwa des Chinins zur Fieberbekämpfung, die überlegene Waffentechnologie, vor allem die Repetier- und Maschinengewehre, Kommunikationstechnik wie die Telegrafie und schließlich die Eisenbahnen – sie waren die Voraussetzungen für ein rasches Vordringen in der „Wildnis“, selbst unter widrigsten Bedingungen.

Die vordem ‚demokratische‘ Welt der Muskete zerfiel nun in diejenigen, deren Regierungen sich die jeweils modernsten Waffen von Krupp und Vickers leisten konnten (die ‚Großmächte‘), und diejenigen, bei denen dies nicht der Fall war.²⁵

Hatte anfangs des 19. Jahrhunderts neben den stets vorhandenen Gewinnerwartungen noch ein ethisch-religiöser Imperialismus das Ausgreifen der Europäer/innen bestimmt, etwa in der Anti-Sklaverei-Bewegung, so übertrugen sich die Missionsbestrebungen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker auf die Artefakte der materiellen „Zivilisation“.²⁶ Schon 1833 hatte ein Bischof im indischen Kalkutta über die zu erwartenden Auswirkungen der Dampfkraft geschwärmt, sie werde „Zugang und Vorbote aller

23 Vgl. H. Haumann, Beginn der Planwirtschaft. Elektrifizierung, Wirtschaftsplanung und gesellschaftliche Entwicklung Sowjetrußlands 1917–1921, Düsseldorf 1974 sowie K. Schlögel, GOELRO. Eros der Technik, Eros der Macht, in: ders., Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne: Petersburg 1909–1921, Berlin 1988, 277–313.

24 Zur Technikeuphorie der Jahrhundertwende vgl. H.-L. Dienel (Hg.), Der Optimismus der Ingenieure. Triumph der Technik in der Krise der Moderne um 1900, Stuttgart 1998.

25 J. Osterhammel/N. P. Pettersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003, 53. Zum Symbol wurde hierbei das Maschinengewehr, vgl. P. Berz, 08/15. Ein Standard des 20. Jahrhunderts, München 1999.

26 Dabei ist aber noch weiter zu hinterfragen, inwieweit die „Christianisierung“ in einem Spannungsverhältnis zur „Zivilisierungsmission“ stand, nämlich einmal bloße „Deckideologie“ der Kolonisatoren zu sein, ein andermal durchaus als Schutz für die Kolonisierten zu dienen. Vgl. M. Adas, Machines as the Measure of Men. Science, Technology and Ideologies of Western Dominance, Ithaca, N.Y. 1994, sowie B. Barth/J. Osterhammel (Hg.), Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005.

Missionstätigkeit, Erziehung, des Handels, der Landwirtschaft, Wissenschaft, Literatur, Politik und Gesetzgebung, kurz: von allem“ sein.²⁷

Die Erforscher und „Erschließer“ Afrikas, in aller Regel männliche und oft „getrieben“ wirkende Konquistadoren-Figuren wie Henry Morton Stanley (1841–1904), Cecil Rhodes oder Carl Peters (1856–1918), wurden in Europa zu „Helden“ ihrer Zeit stilisiert, galten sie doch zugleich als Pioniere der „zivilisatorischen Sendung“. In Europa und den USA wurden sie zu multimedial verehrten „Stars“, die sich und ihre Reiseberichte umfassend vermarkteten. In einer Epoche, die Aggression im Vordringen und Gewalttätigkeit im Erschließen geradezu kultivierte, braucht nicht allzu tief gegraben zu werden, um die psychologischen Strukturen der „Penetrationen“ in vermeintlich „jungfräuliche“ Gebiete freizulegen.²⁸ Die spezifische Figur des europäischen Entdeckers und Kolonisators, der sich oft auf der Flucht vor seiner Herkunft befand und sich in der Fremde ungehinderter glaubte „ausleben“ zu können, ist bislang noch nicht überzeugend beschrieben worden.

Deutschland war im kolonialen Wettlauf zunächst nur „ungeduldiger Zuschauer“, da man gleichsam nur aus dem Sessel heraus das koloniale Ausgreifen konkurrierender Nationen beobachten konnte, sich dabei aber bereits eine besondere Befähigung zur kolonialen „Erschließung“ zusprach.²⁹ Die Reiseberichte wie die naturwissenschaftliche Neugier in den Bereichen Geologie, Geografie, Zoologie, Biologie, Botanik, Archäologie und Ethnologie umschlossen zugleich ein stolzes Entdecken, Konstatieren und Konservieren. Sie schrieben sich buchstäblich in die fremde Landschaft ein und wirkten damit als erste gleichsam rhetorische „Trassierung“ von bislang nicht verzeichneten Territorien. Die Expeditionen dieser „Pioniere“ nahmen diese schreibend und kartografisch in Besitz, waren damit ausschlaggebend für die künftigen Grenzverläufe der europäischen Einflussphären, beflügelten jedoch zugleich die europäischen Fantasiewelten.³⁰

Das „Andere“, welches man in Europa nicht selten auf Fremde und Abweichende oder aber in unbekannte Räume projiziert hatte, musste nun als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen erscheinen. Gerade bei widerständigem Verhalten wurden die Kolonisiererten gleichsam als „natürliches Hindernis“ betrachtet, denen nicht das Recht zukam, den buchstäblichen „Fortschritt“ aufzuhalten.³¹ In der Annahme der Europäer, dass man die

27 Nach J. Rosselli, Lord William Bentinck: The Making of a Liberal Imperialist 1774–1839, London 1974, 285 (zit. nach: J. M. Roberts, Der Triumph des Abendlandes. Eine neue Deutung der Weltgeschichte, Herrsching 1989, 268).

28 Vgl. P. Gay, Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter, München 2000 (zuerst 1993). Vgl. auch D. van Laak, „Das wahre innere Afrika“. Der ferne Kontinent als europäischer Spiegel und als Erschließungsraum, in: B. Strauß/M. Geyer (Hg.), Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung, Göttingen 2006, 220–239.

29 H. Fenske, Ungeduldige Zuschauer. Die Deutschen und die europäische Expansion 1815–1880, in: W. Reinhard (Hg.), Imperialistische Kontinuität und nationale Ungeduld im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991, 87–123, hier 87; S. Zantop, Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770–1870, Durham, NC 1997, 99.

30 Vgl. A. Honold/O. Simons (Hg.), Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden, Tübingen 2002. R. A. Butlin, Geographies of Empire. European Empires and Colonies c. 1880–1960, Cambridge u. a. 2009.

31 D. R. Headrick, The Tools of Empire: Technology and European Imperialism in the Nineteenth Century, New

höchste der historischen Entwicklungsstufen selbst erklommen habe, entwickelten sich gegenüber den historisch vermeintlich Zurückliegenden unterschiedliche Haltungen, die vom paternalistischen „Erziehen“ zur „Zivilisation“ über die massenhafte Versklavung bis zum kalt mordenden Hinwegschreiten über die vermeintlich „barbarischen“ und oft als besonders „grausam“ dargestellten Völker reichten.³² Gerade diese Haltung eignete sich zur Legitimation einer forcierten militärischen Inbesitznahme. Ihren Kerngedanken fasste der Geograf Alfred Kirchhoff (1838–1907) so zusammen: „Über die Gräber der Naturvölker [...] rast unbarmherzig der Strom der Geschichte weiter.“³³ Sein Kollege Alfred Hettner (1859–1941) assistierte: Es sei zwar eine gemeinsame europäische Aufgabe, den Eingeborenen vom „Naturzwang“ zu befreien. Wo dieser jedoch dabei untergehe, sei dies zwar ein trauriges Schicksal. In der Entwicklung der Menschheit jedoch sei es unvermeidlich, dass „der Niedrigere, Schlechtere weichen muß, weil er dem Fortschritt der ganzen Menschheit im Wege steht“.³⁴ Der schwedische Publizist Sven Lindquist wies vor einigen Jahren darauf hin, wie stark das 19. Jahrhundert „geprägt war von der Idee, es gebe Rassen, Völker, Nationen und Stämme auf der Erde, die im Begriff seien auszustarben,“ und er skizzierte Vorstellungen, dass niedere Rassen – wie im 19. Jahrhundert etwa die Tasmanier – dem Fortschritt geopfert, ja um seinetwillen „vernichtet“ werden müssten.³⁵

Nicht ganz so weit ging der deutsche Geograph Siegfried Passarge (1867–1958), der, von einer Kamerun-Expedition zurückkehrend, 1895 in charakteristischer Weise feststellte:

Eine merkwürdige Rasse, diese Neger. Ohne aktive Energie, ohne positive Schaffenskraft, von allen Völkern, mit denen sie zusammentreffen, geknechtet und zu Sklaven gemacht, rächen sie sich an ihren Unterdrückern durch ihre unglaubliche körperliche und geistige Passivität. Wehe dem Volke, das sich mit den Negern vermischt. Sobald das Blut dieser dominiert, geht es rettungslos unter in dem trägen, unfruchtbaren Morast, welcher Ne-

York/Oxford 1981. Ders., *The Tentacles of Progress: Technology Transfer in the Age of Imperialism, 1850–1940*, New York/Oxford 1988.

- 32 U. Bitterli, *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München 1976. Über die Tradition der manichäischen Gegenüberstellung von Gesellschaften vgl. R. Koselleck, *Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe*, in ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989, 211–259.
- 33 K.-G. Faber, *Zur Vorgeschichte der Geopolitik. Staat, Nation und Lebensraum im Denken deutscher Geographen vor 1914*, in: H. Dollinger/H. Gründer/A. Hanschmidt (Hg.), *Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag*, Münster 1982, 389–406, hier 398. Natürlich war weiterhin auch die seit Rousseau gepflegte Haltung möglich, im Naturmenschen den „edlen Wilden“ zu sehen und ihn als Folie zu nutzen für eine Kritik der zahlreichen Irrwege der modernen Zivilisation.
- 34 A. Hettner, *Der Wert unserer Kolonien* (1907), zit. bei H.-D. Schultz, *Die deutsche Geographie im 19. Jahrhundert und die Lehre Friedrich Ratzels*, in: I. Diekmann/P. Krüger/J. H. Schoeps (Hg.), *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*, Bd. 1.1: 1890 bis 1945, Potsdam 2000, 39–84, hier 61 f.
- 35 S. Lindquist, *Durch das Herz der Finsternis. Ein Afrika-Reisender auf den Spuren des europäischen Völkermords*, Frankfurt a. M./New York 1999, 187. Lindquist stellt solch genozidale Vorstellungen als stufenweise sich entwickelnde Denkgewohnheit europäischer Eroberer dar, die von Georges Cuvier, Charles Lyell, Charles Darwin und ihren Nachfolgern wissenschaftlich begleitet und als unvermeidliche Notwendigkeit – es gebe die „Lebenden“ und die „Sterbenden“ – legitimiert worden sei.

*gerasse heißt. [...] Dieser seit Jahrtausenden sich vollziehende Prozeß bildet den wesentlichen Inhalt der Geschichte des tropischen Afrika.*³⁶

In solchen Aussagen schrieben sich Annahmen fort, die seit Charles de Montesquieu (1689–1755) vermeintliche „Rassenunterschiede“ auf klimatische und natürliche Faktoren zurückführten und Afrikanerinnen und Afrikanern in aller Regel eine passive Lebenseinstellung zugeschrieben hatten, die hier aber bereits eine verhängnisvolle Biologisierung im Zuge des völkischen Rassismus annahm.³⁷ Aus der scheinbaren Überlegenheit ihrer Mittel zogen viele Kolonisatoren, aber auch das deutende koloniale Milieu in den Heimatländern, den Schluss, zu den Pionieren des unaufhaltsamen Vordringens der „technischen Rasse“ zu gehören.

Die Ambivalenz zwischen einer vermeintlich humanistischen Zivilisierungsmission einerseits und nackter Raffgier, Prestigebedürfnissen und Ausbeutungslust andererseits sollte das gesamte Zeitalter des europäischen Kolonialismus bestimmen. Dabei half zusätzlich die „Arbeitsfiktion des leeren Raumes“, der kulturgeographisch gegliedert und bemeistert werden müsse.³⁸ Da die Europäer zunächst so gut wie nichts über das Innere etwa des afrikanischen Kontinents wussten, gingen sie auch in ihren Planungen überwiegend von der Fiktion einer *terra nullis* aus.³⁹ Zu einer ersten Verständigung zwischen den Europäern kam es auf der 1876 in Brüssel abgehaltenen „Internationalen Konferenz zur Berathung der Mittel für die Erforschung und Erschließung von Central-Afrika“, zu welcher der belgische König Leopold II. (1865–1909) eingeladen hatte. Dessen Plan war es, Brüssel zum Hauptquartier einer „civilisatorischen Bewegung“ zu machen, um „den einzigen Theil der Erde zu eröffnen, in den sie noch nicht gedungen sei, und den Schleier zu lüften, welcher dort noch ganze Völkerschaften und Länder decke“.⁴⁰ Tatsächlich diente die Veranstaltung der Verschleierung der nackten kolonialen Ambitionen Leopolds. Sie legte jedoch den Grundstein zu dem später von Leopold durch eine publizistische Begleit-Kampagne aufwändig genährten Mythos, die von ihm betriebene

36 Zit. bei A. Eckert, Afrika, in: Museum für Völkerkunde Hamburg (Hg.), Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte, München 1999, 187–192, hier 191.

37 Vgl. den Überblick zu Völkerstereotypen bei F. Böckelmann, Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen, Frankfurt a. M. 1998. Zum Umschlag der Rassenstereotypen in die rassistische Matrix der Eugenik vgl. P. Grosse, Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918, Frankfurt a. M./New York 2000.

38 A. Honold, Flüsse, Berge, Eisenbahnen: Szenarien geographischer Bemächtigung, in: ders./K. R. Scherpe (Hg.), Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen, Bern 2000, 149–174, hier 151. Lindquist weist darauf hin, dass auch Friedrich Ratzel in seiner „Politischen Geographie“ von 1897 den Gedanken übernommen habe, dass Land erobert werden müsse, „Boden, der durch Tötung und Wegführung seiner Bewohner in den Zustand von Neuland versetzt ist.“ (ders., Herz [Anm. 35] 193).

39 Auch örtlich halbwegs Bewanderte wie Henry Morton Stanley sahen Afrika als ein im Grunde unbewohntes Gebiet, vgl. A. Hochschild, Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechens, Stuttgart 2000, 47, vgl. auch 145.

40 Bericht des Vorsitzenden, Freiherrn von Richthofen, über die unter dem Vorsitz Seiner Majestät des Königs der Belgier vom 12. bis 14. September in Brüssel abgehaltene Internationale Konferenz zur Berathung der Mittel für die Erforschung und Erschließung von Central-Afrika, hg. von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Berlin 1876, 7.

Kolonisierung des Kongo sei ein überwiegend altruistisches Unternehmen, ein – wie er sich in der Begrüßungsansprache ausdrückte – „Kreuzzug“ der „Zivilisation“.⁴¹

Zunächst war eine Kette von Stationen, Stützpunkten und Schiffsrouten zur Verpflegung und Kommunikation im Gespräch, die vornehmlich der Zurückdrängung des arabischen Sklavenhandels dienen sollte. Der deutsche Delegierte Ferdinand von Richthofen vertrat die verbreitete Erwartung, dass es dabei besonderer Gewalttätigkeit gar nicht bedürfe:

*Denn es sei nicht die dem Europäer anhaftende Macht, welche ihm Ansehen und Sicherheit verschaffen, wenn er allein unter den Stämmen Inner-Afrika's reist, sondern die geistige Ueberlegenheit und das Prestige seiner höheren Cultur bewirken es, dass ihm die Eingeborenen ergeben sind und sich um ihn schaaren.*⁴²

Diese optimistische Auffassung vom Vorbildcharakter des Europäers wurde sogar von Personen geteilt, die Afrika – im Gegensatz zu Richthofen – aus eigener Anschauung kannten. In ihren Äußerungen spiegelt sich das ganze selbstherrliche Bewusstsein der europäischen Kolonisatoren wider, das sich jedoch zugleich immer wieder durch Gefährdungen herausgefordert sah, die man als „das Andere“ empfand – arabische Sklavenhändler, der Islam, später auch der Kommunismus, die Inder oder die Chinesen.

Auf der von Bismarck einberufenen sogenannten „Kongo-Konferenz“, die von November 1884 bis Februar 1885 in Berlin tagte, wurden die bis dahin als „Erwerbungen“ deklarierten Annexionen auf dem Kontinent bestätigt und Einflussphären für die übrigen Gebiete skizziert. Vor allem aber wurden die „Effektivität“ der Erwerbungen und deren Bekanntmachung an die anderen Unterzeichner der Kongo-Akte festgeschrieben. Mit der „Effektivität“ war die Fähigkeit gemeint, in den okkupierten Gebieten koloniale Ordnung und Rechtsprechung, vor allem zugunsten des Handels, zu installieren oder aufrecht zu erhalten, was auch hieß, diese Gebiete zuvor für die Verwaltung und den Markt zu „öffnen“ und infrastrukturell zu erschließen.⁴³

Die Position der indigenen Bevölkerung wurde dabei nicht berücksichtigt. Die Bewohner und Bewohnerinnen der entsprechenden Territorien wurden zunächst, wenn sie nicht Vertreibungen, Vernichtungsfeldzügen oder eingeschleppten Krankheiten zum Opfer fielen, bestenfalls geduldet. Erst um die Jahrhundertwende wandelte sich die Haltung gegenüber der lokalen Bevölkerung. Nun wurde diese zunehmend als potentieller Marktteilnehmer gesehen, die durch ein Mindestmaß an Erziehung und Bildung und durch eine allmähliche Gewöhnung an abendländische Wirtschaftsformen zu „erhaltenswerten Subjekten“, ja zum vermeintlich wertvollsten „Aktivum“ in den Kolonien mutierten. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurde dieser Wandel im Theorem vom

41 Hochschild, Schatten (Anm. 39), v. a. 62-68.

42 Bericht des Vorsitzenden, Freiherrn von Richthofen, 1876, 11.

43 W. Reinhard, Kleine Geschichte des Kolonialismus, Stuttgart 1996, 252. Vgl. auch S. Förster/W. J. Mommsen/R. E. Robinson (Hg.), Bismarck, Europe, and Africa. The Berlin Conference and the Onset of Partition, Oxford 1988. J. Schildknecht: Bismarck, Südwestafrika und die Kongokonferenz. Die völkerrechtlichen Grundlagen der effektiven Okkupation und ihre Nebenpflichten am Beispiel des Erwerbs der ersten deutschen Kolonie, Münster 1999, sowie H. Krieger, Das Effektivitätsprinzip im Völkerrecht, Berlin 2000.

„doppelten Mandat“ festgeschrieben. Der britische Gouverneur Nigerias, Lord Frederick Lugard (1858–1945), meinte 1922, die Europäer besäßen nicht nur eine Verantwortung für die „zivilisatorische Entwicklung“ der Welt, sondern auch die moralische Pflicht, für die „Erschließung“ des Landes und „brachliegender“ Kräfte zugunsten der ganzen Menschheit zu sorgen.⁴⁴ „Die Tropen“, so Lugard wörtlich, „sind ein Erbe der Menschheit, und [...] die eingeborenen Rassen haben kein Recht, ihre Früchte denen zu versagen, die sie benötigen.“⁴⁵

Hiermit wurden utilitaristische und kapitalistische Prinzipien der Nutzenorientierung, Ausbeutung und Gewinnmaximierung globalisiert und die nachhaltige Lebensweise vieler indigener Bevölkerungsgruppen grundsätzlich in Frage gestellt. Da im 19. Jahrhundert produktive Arbeit im Selbstverständnis der Europäer zu einer geradezu „heiligen“ Pflicht erklärt worden war, wurden die scheinbar so genügsamen Afrikaner fast notwendig als „faul“ angesehen. Zu offensichtlich waren sie nicht wie die Kolonisatoren auf Produktion von Überschüssen, Wertschöpfung und Vorsorge eingerichtet, sodass Boden und Menschenkraft von den eindringenden Europäern als brachliegende Potentiale wahrgenommen wurden, die im Sinne der „kultivierten“ Menschheit genutzt werden müssten, ja bloß freigesetzt werden sollten.⁴⁶ Der Forschungsreisende Henry Morton Stanley meinte daher 1885:

*In jedem freundlich blickenden Eingeborenen lese ich das gegebene Versprechen, daß er mir helfen will, ihn aus dem Zustande der Unproductivität, in welchem er jetzt lebt, zu befreien.*⁴⁷

Von näherem Angesicht wurde das Bild des Eigenen im „Anderen“ kaum jemals beschrieben!

Doch gelang den Kolonisatoren die – freiwillige wie unfreiwillige – Rekrutierung von Arbeitskräften nur sehr bedingt, wodurch die „Erschließungspolitik“ oft rasch an ihre ökonomischen und sozialen Grenzen stieß.⁴⁸ Die Geschichte des Kolonialismus lässt sich von dieser Warte aus als Versuch beschreiben, die nach europäisch-amerikanischem Verständnis definierten Prinzipien der Leistung, der Arbeitsteilung und der Verkehrswirtschaft auf möglichst viele Gebiete der Welt zu übertragen, sie infrastrukturell anzuschließen

44 Reinhard, Kolonialismus (Anm. 43), 267.

45 Nach F. Anspenger, Auflösung der Kolonialreiche, München 1966, 9, der hierin ein angemessenes „Naturrecht“ des Handels und des Verkehrs sieht (ebd., 10). Auch bemerkte Lugard: „The material development of Africa may be summed up in one word – transport“ (nach A. M. Kamarck, The Development of the Economic Infrastructure, in: M. J. Herskovits / M. Harwitz [Hg.], Economic Transition in Africa, Evanston 1964, 263-275, hier 270). Zum „Erbe der Menschheit“ vgl. M. Rössler, Weltkulturerbe und Globalisierung. Vom Weltwunder zum Erbe der Menschheit, in: I. Schröder / S. Höhler (Hg.), Welt-Räume. Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900, Frankfurt a. M. / New York 2005, 235-257.

46 Vgl. S. H. Alatas, The Myth of the Lazy Native. A Study of the Image of the Malays, Filipinos and Javanese from the 16th to the 20th Century and its Function in the Ideology of Colonial Capitalism, London 1977.

47 H. M. Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaates, Bd. 2, Leipzig 1885, 95.

48 Dies stellte schon fest M. J. Bonn, Die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben. Festrede, gehalten bei der Akademischen Feier der Handelshochschule München anlässlich des 90. Geburtstages Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern am Dienstag den 7. März 1911, Tübingen 1911, 10.

ßen und letztlich im Sinne einer von Europa und den USA dominierten Weltwirtschaft, vorerst jedoch zum Nutzen der eigenen Nation zu integrieren.

4. In dieser Orientierung auf eine umfassende Welt- oder Erdkreispolitik äußerte sich nicht lediglich der Wille zur Macht, sondern auch eine Reaktion auf das Erscheinen neuer globaler Raumbilder. Sie waren in fundamentaler Weise von dem Gedanken gekennzeichnet, dass es im historischen Moment des ausgehenden 19. Jahrhunderts um die letztendliche Verteilung von Lebenschancen für Völker ging, die sich – wie das Deutsche Reich oder Italien – als „jung“ und „kräftig“ einstufen. Den emphatischen Erschließungs-Visionen aus Sicht der Technik entsprach daher eine Torschlusspanik der Politik, zumal wenn man, wie etwa Paul Dehn, im „Kampf ums Dasein“ „doch nun einmal den Inhalt der Weltgeschichte“ sah.⁴⁹ Dehn oder Dix partizipierten an einer geradezu ausufernden weltpolitischen Prognostik, deren Konfigurationsanalysen die Koordinaten „Geschichte“, ökonomische und politische „Größe“ und geographische Faktoren auf imaginären Weltkarten hin- und herschoben, um Spielräume und Möglichkeiten der nahen Zukunft weitläufig auszuloten. Politische Geographen und weltpolitische Denker wie Friedrich Ratzel, der Brite Halford Mackinder, der Franzose Paul Vidal de la Blache, aber auch der Amerikaner Alfred T. Mahan oder der Russe Vladimir Solov'ev rückten die „Raumbewältigung“ folglich in den Mittelpunkt menschlicher Geschichte.⁵⁰

Neben Deutschland standen sich bei solchen Spekulationen vornehmlich drei Konkurrenten gegenüber: das britische Empire, der unter der Führung der USA stehende amerikanische Kontinent und Russland. Zu den „Weltreichen“ der Zukunft aufzuschließen galt vielen Beobachtern um die Jahrhundertwende als die primäre Aufgabe, die man als „junge“ und „aufstrebende“ Nation im kommenden Jahrhundert zu bewältigen habe.⁵¹ Eine geradezu notwendige Folge dieser geostrategischen Spekulationen war es freilich, dass die Grenzen des eigenen Territoriums nicht mehr als heilig galten. Hier wirkte die Annahme eines „Gesetzes der wachsenden Räume“, wie es etwa der politische Geograph Friedrich Ratzel aufgestellt hatte, ein Gesetz, das dem Kampf ums Dasein im Tier- und Pflanzenreich entspreche. Angesichts der „Unvermehrbarkeit“ des Raumes strebe ein Staat naturgemäß nach Ausbreitung bzw. Eroberung, was auch auf das Missverhältnis zwischen der „Tragfähigkeit des Bodens“ und dem Bevölkerungswachstum zurückzuführen sei.⁵² Hier machte sich ein Neo-Malthusianismus bemerkbar, der die politökonomischen und sozialpolitischen Debatten des 19. Jahrhunderts nachhaltig prägte. Er äußerte sich auch in einer weiteren populären Begründung für die Erschließung fremder Gebiete: der Forderung nach einem Export der „sozialen Frage“ bzw. der Einrichtung von Exil-

49 Dehn, *Weltpolitische Neubildungen*, Berlin 1905, 166.

50 Vgl. K. Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.

51 Vgl. S. Netzel, *Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus*, Paderborn u.a. 2000.

52 K.-G. Faber, *Zur Vorgeschichte der Geopolitik. Staat, Nation und Lebensraum im Denken deutscher Geographen vor 1914*, in: H. Dollinger/H. Gründer/A. Hanschmidt (Hg.), *Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag*, Münster 1982, 389-406, hier 391. Im Alldeutschen Verband sprach man von „Ellbogenraum“, Paul Rohrbach später vom „Schicksalsraum“ (ebd., 400).

Territorien, in welche man unliebsame Teile der eigenen Bevölkerung – seien es Juden, Sozialdemokraten oder Kriminelle – deportieren könne.⁵³

Aus der „Erschließungslogik“ ließen sich in Politik und Publizistik um die Jahrhundertwende unterschiedliche historisch-politische Schlussfolgerungen ableiten. Sie traten idealtypisch in vier Positionen auf:

- Der im 19. Jahrhundert eingeschlagene Weg wird in gemeinsamer Arbeit schließlich eine „europäische“, d. h. vornehmlich industriell geprägte „Weltzivilisation“ erschaffen, in der die Nationalstaaten sich lediglich als Durchgangsstationen erweisen werden. Dieser Ansicht waren aufgrund ihrer Vorerfahrungen mit international parallelen oder sogar abgestimmten Entwicklungen oft die primär *technisch Denkenden*.
- Der Prozess der europäischen Expansion schreitet gleichsam marktwirtschaftlich voran und konkurriert dabei von Gebiet zu Gebiet um die besten und tauglichsten Anlagen, um Märkte und Rohstoffe in friedlichem Wettbewerb. Diese Ansicht war bei *Ökonomen* verbreitet, die, falls sie zur Freihandels-Fraktion gehörten, Kolonien oft schon für einen Anachronismus oder gar Atavismus hielten.⁵⁴
- Man geht den Weg weiter und verbindet damit die Austragung eines darwinistischen „Behauptungskampfes“ der „besten und tauglichsten Völker“ um Ressourcen und um Lebensraum.⁵⁵ Diese bellizistische Ansicht fand sich in erster Linie bei *Politikern*, verstärkt bei „Weltpolitikern“, die zunächst geradezu notorisch eine politische und wirtschaftliche „Gleichberechtigung“ des eigenen Landes einforderten, die seinen tatsächlichen Potentialen entspräche.⁵⁶
- Es werden Großräume entstehen, die – ähnlich der Situation, wie sie jahrhundertlang in Europa zwischen den Völkern, Herrschern und Nationen galt – nun im globalen Maßstab ein Gleichgewicht der Großmächte herstellen. Die Großräume selbst werden hierarchisch von den jeweils politisch, wirtschaftlich und kulturell dominanten Völkern und Staaten beherrscht und stehen zwar miteinander in vielfältigem Austausch, streben aber tendenziell nach Autonomie und Autarkie. Dieser Gedanke, der sich schon 1869 findet, wurde oft von *Geographen* vertreten.⁵⁷

Diese Konzepte konnten durchaus nebeneinander existieren, auch waren Mischformen zwischen den „reinen“ Orientierungen auf Nationalismus und Internationalismus, Natio-

53 Vgl. schon J. J. Weidenkeller, Kolonien als die besten Armenbeschäftigungs- und Versorgungs-Anstalten für alle Staaten Europas. Ein Ruf zur gegenwärtigen Zeit an alle, welchen das Wohl, die Ruhe, Ordnung und Sicherheit ihres Vaterlandes, sowie ihrer Mitmenschen, am Herzen liegt, Nürnberg 1848.

54 So ausdrücklich etwa Josef Schumpeter, vgl. W. J. Mommsen, Imperialismustheorien. 3. erw. Aufl. Göttingen 1987, 21-26.

55 So hatte der spätere Kolonialfunktionär Franz Ritter von Epp 1904 in sein Tagebuch geschrieben: „Die Welt ist verteilt. Raum müssen wir mit der Zeit unweigerlich mehr haben; nur mit dem Schwert bekommen wir ihn“ (zit. nach H. Kühne, Faschistische Kolonialideologie und Zweiter Weltkrieg, Berlin [Ost] 1961, 16).

56 So etwa beispielhaft Dehn, Weltpolitische Neubildungen (Anm. 49), 167 f.

57 Faber, Vorgeschichte der Geopolitik, in: Dollinger/Gründer/Hanschmidt (Hg.), Weltpolitik, 1982, 392 mit Verweis auf den Österreicher Karl Theodor von Inama-Sternegg: „Die Tendenz der Großstaaten-Bildung in der Gegenwart“ von 1869. Vgl. auch H. Gollwitzer, Geschichte (Anm. 9), Bd. II, 1982, 235, sowie H.-D. Schultz, Pax Geographica. Räumliche Konzepte für Krieg und Frieden in der geographischen Tradition, in: Geographische Zeitschrift, 75 (1987) 1, 1-22.

nalwirtschaft und Weltwirtschaft, innerer und äußerer Kolonisation möglich. Sie wurden in anderen europäischen Ländern zur gleichen Zeit parallel, allenfalls etwas zeitversetzt, diskutiert. Die Evidenzen und Suggestivkräfte der Kartografie markierten dabei für Deutschland die weiteren Expansionsrichtungen, die sich jeweils auf eine scheinbar „wissenschaftliche“ Ermittlung beriefen:⁵⁸

- Den historisch erprobten, von einem scheinbar natürlichen „Drang nach Osten“ begleiteten Weg Richtung Polen und Russland.⁵⁹
- Den von „Mitteleuropa“ aus ebenfalls traditionsreichen Weg die Donau entlang südostwärts auf den Balkan, nach Konstantinopel oder sogar bis nach Bagdad. Schon Friedrich List hatte von einem deutschen Mitteleuropa mit Kolonisation im Donaubecken geträumt, und vor allem die „türkische Lobby“ unter Führung Kaiser Wilhelms II. machte später einen deutschen Einfluss im Osmanischen Reich geradezu zu einem Prüffeld für die deutsche Weltmachtposition.⁶⁰
- Den „exotischen“ und von Deutschen immer wieder beschrifteten, nun aber weit über Italien hinausführenden Weg nach Süden, in die Kolonien Afrikas und in die Südsee, also den von Staatssekretär Bernhard von Bülow 1897 effektiv beschriebenen „Platz an der Sonne“.

In nahezu jedem der am imperialen Wettlauf beteiligten Länder Europas (also vornehmlich England, Frankreich, Deutschland, Belgien, die Niederlande, Spanien und Portugal, hinzu kamen außerdem Italien, die USA und Russland) wurden solche geopolitischen „Richtungsdebatten“ geführt. Die Spekulationen über mögliche „Ergänzungsräume“ erwachsen dabei je nach Gelegenheit und machtpolitischer Möglichkeit. In zahllosen Metamorphosen sollten sie Wissenschaft und Öffentlichkeit noch mindestens die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts über weiter beschäftigen. Dabei wurde mal aggressiv, mal defensiv, mal national-chauvinistisch, mal europäisch-kooperativ argumentiert. Dabei konnten die Projektionsräume einander abwechseln, so löste um die Wende ins 20. Jahrhundert „Schwarzafrika“ den Orient als Projektionsfläche für das „andere“ Europa und als romantischen Traum des kollektiven Unterbewusstes immer stärker ab.⁶¹ Ähnlich erging es fernöstlichen Kulturen (China, Japan, Indien), Lateinamerika oder Australien. Ob ein verkehrstechnisch erschlossenes Gebiet formal in Besitz genommen werden müsse oder nicht, wurde dabei oft als nachrangig diskutiert. Die Tatsache der technischen Durchdringung selbst schien als Voraussetzung für alles weitere zunächst zu genügen. Am ausdrücklichsten wurden solche Erwartungen in Deutschland an die Bagdad-Bahn

58 Zum politischen Charakter des „mapping“ vgl. J. Black, *Maps and History: Constructing Images of the Past*, New Haven/London 1997. Ders., *Maps and Politics*, Chicago 1998.

59 H. C. Meyer, „Drang nach Osten“. Fortunes of a Slogan-Concept in German-Slavic Relations, 1849–1990, Bern u. a. 1996. W. Wippermann, *Der „deutsche Drang nach Osten“. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes*, Darmstadt 1981.

60 Vgl. Gollwitzer, *Geschichte* (Anm. 9), Bd. II, 1982, 244, der hierzu Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Kurt Wiedenfeld zählt und als Vorläufer neben Friedrich List auch Karl Rodbertus, Wilhelm Roscher und den älteren Helmuth von Moltke anführt.

61 So die These des Buches von I. Albers / A. Pagni / U. Winter (Hg.), *Blicke auf Afrika nach 1900. Französische Moderne im Zeitalter des Kolonialismus*, Tübingen 2002.

geknüpft, in England an die Kap-Kairo-Bahn, in Frankreich an die Transsahara-Bahn und in Russland an die Transsibirische Eisenbahn. Die „eisernen Pferde“, so schien es, würden mit ihrer Technologie gleichsam ihren Zweck als „trojanische Pferde“ der jeweiligen Nationalkultur erfüllen. Dass es „vor Ort“ oft anders kam und sich beim Technologie-Transfer trotz des gleichsam „genetischen Codes“ westlicher Technik kein reines Oktroi, sondern im Erfolgsfall in aller Regel europäisch-indigene Mischformen herausbildeten, diese Erfahrung machten die „men on the spot“ oft unmittelbar.⁶² Kurzfristige Rückwirkungen solcher Einsichten auf die europäische Erschließungsideologie sind aber nicht nachweisbar.

Dabei war die Stoßrichtung der Erschließung stets auch auf eine Ausweitung der eigenen Exportmärkte gerichtet, um den Gefahren einer industriellen und landwirtschaftlichen Überproduktion zu entgehen. Auch waren die Industrieländer mit ihrer sich ständig beschleunigenden Forschung und Entwicklung durch den wachsenden Ressourcenbedarf nach und nach in eine Abhängigkeit von überseeischen Rohstoffen geraten. Fallende Transportkosten hatten den Erwerb tropischer Güter risikoarm und erschwinglich gemacht. Schon bald waren viele der europäischen Produktionsverfahren darauf angewiesen gewesen – etwa Kupfer für elektrische und Telefonleitungen, Palmöl als Schmiermittel, Baumwolle und Indigo für die Bekleidung etc. –, hatte sich der Geschmack der europäischen Konsumentinnen und Konsumenten auf „Kolonialwaren“ wie Tee, Kaffee, Zucker oder Kakao längst eingerichtet.⁶³

Auch Deutschland war in diese Abhängigkeiten vom Weltmarkt geraten. Von 1907–1913 entfielen bereits 59 % der deutschen Importe auf Rohstoffe und Halbfabrikate, 1880 waren es kaum 39 % gewesen. Begrenzt eingeführt wurden Eisenerze, Harze, Fette und Phosphate, in erheblichem Maße eingeführt werden mussten dagegen Edel- und Nicht-eisenmetalle, Grafit, Asbest, Salpeter und Spinnstoffe. Kaum in Deutschland vorhanden waren Erdöl, Schwefel, Kautschuk und Baumwolle. Die Abhängigkeit und Blockadefähigkeit von Infrastrukturen und dem internationalen Warenfluss im Kriegsfall war eines der überragenden Themen der zeitgenössischen deutschen Publizistik.⁶⁴ Gerade Neuentwicklungen im Verkehrs- und Nachrichtenwesen stellten geopolitische Strategien vor bisher unbekannte Herausforderungen, so etwa die drahtlose Telegrafie, die ganz neue strategische Überlegungen freisetzte.⁶⁵ Mit jeder verkehrs- und kommunikationstechnologischen Innovation verändern sich auch Raumkonzepte und -aufteilungen.

62 Vgl. A. K. N. Reddy, *Le Cheval de Troie*, in: *Revue CERES* (FAO), März/April 1976, 40 ff.; I. J. Kerr, *Colonialism and Technological Choice. The Case of the Railways of India*, in: *Itinerario*, Bd. 19, Heft 2/1995, 91-111.

63 D. R. Headrick, *The Tentacles of Progress: Technology Transfer in the Age of Imperialism, 1850–1940*, New York/Oxford 1988 sowie das Sonderheft des Jahrbuchs für Wirtschaftsgeschichte, Heft 1/1994: *Kolonialwaren für Europa*, hg. von Peter Kriedte.

64 M. Szöllösi-Janze, *Fritz Haber. 1868–1934. Eine Biographie*, München 1998, 265 f.

65 P. M. Kennedy, *Imperial Cable Communications and Strategy, 1870–1914*, in: *English Historical Review*, Bd. 86 (1971), 728-752. D. R. Headrick, *The Invisible Weapon. Telecommunications and International Politics 1851–1945*, New York/Oxford 1991. C. Neutsch/H.-J. Teuteberg (Hg.), *Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation*, Stuttgart 1998.

5. Auch Arthur Dix erkannte früh, dass imperiale Infrastrukturen schon in Friedenszeiten aggressive Medien im Dienste einer Sicherung von Einflussphären, im Konfliktfall jedoch empfindliche „Achillesfersen“ darstellen würden. Der Erste Weltkrieg war für ihn die Fortsetzung des weltwirtschaftlichen Wettbewerbs mit anderen Mitteln. Als dieser im August 1914 ausbrach, hatte Dix sogleich eine Deutung parat:

Wir finden auf dem ganzen europäischen Kontinent keine ausreichende Erklärung für den Ausbruch eines so ungeheuren Krieges, wenn wir uns an die wirtschafts- und verkehrsgeographischen Interessen der Völker halten. Dieser Mangel [...] beleuchtet [...] daß der Krieg eingefädelt ist als ein letzter Entscheidungskrieg um die Suprematie der englischen Kriegs- und Handelsflotte auf dem Weltmeer. [...] Deutschland [sollte] durch eine Welt voll Waffen hinweggefegt werden von den Meeren, aus den Kolonien und von den Schauplätzen überseeischen Wettbewerbes, indem es in Europa eingekeilt, der Auslandsverbindungen beraubt und auf den Platz einer bescheidenen Kontinentalmacht zurückgedrängt würde.⁶⁶

Dix sah bereits einen modernen „Weltwirtschaftskrieg“ heraufziehen, der über die Verkehrsträger bzw. deren Blockade ausgetragen werden würde, um etwa die Rohstoff- und die Nahrungsmittelzufuhr zu verhindern, aber auch die Nachrichtenübertragung zu boykottieren oder zu manipulieren.

Tatsächlich wurden im August 1914 die Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs sämtlich umcodiert und von Tentakeln der europäischen „Erschließung“ zu Fangnetzen eines Krieges, der nun fast notwendig einen globalen Charakter annahm. Der Geographiehistoriker Hans-Dietrich Schultz bilanzierte das Ergebnis deutscher Bemühungen um machtvolle Teilhabe an der „Weltpolitik“ wie folgt: „Was sich so hoffnungsvoll als kontinentale Hochstraße von der Nordsee bis zum Persischen Golf zu entwickeln schien, war zum Canossagang – erst nach Compiègne, dann nach Versailles – geworden.“⁶⁷ Aufgrund der Enteignung deutscher Kolonien durch europäische Mächte im Versailler Vertrag wurde fortan – besonders in Deutschland – die gemeinsame europäische „Erschließung“ Afrikas zu einer Parole insbesondere der deutsch-französischen Wiederannäherung, die im Bewusstsein ihrer Propagandisten gleichsam auf dem Umweg über Afrika stattfinden sollte.⁶⁸

Selbst die boniertesten Nationalisten unter den deutschen Imperialisten hatten noch während des Ersten Weltkrieges versucht, die Gemeinsamkeit des europäischen Erschließungsprojekts zu beschwören. So stellte Carl Peters 1917 fest:

66 A. Dix, Reibungsflächen, Kriegsstörungen und Kriegsziele unter wirtschaftlichen und verkehrsgeographischen Gesichtspunkten, in: Geographische Zeitschrift, 20 (1914) 11, 615-628, hier 620 f.

67 H.-D. Schultz, Deutschlands „natürliche“ Grenzen, in: A. Demandt (Hg.), Deutschlands Grenzen in der Geschichte, München 1990, 33-88, hier 60.

68 Hierzu ausführlicher D. van Laak, Detours Around Africa. The connection between developing colonies and integrating Europe, in: A. Badenoch/A. Fickers (Hg.), Europe Materializing. Transnational Infrastructures and the Project of Europe, Houndmills 2010..

Selbst mit daran zu arbeiten, diesen Planeten wohnlich zu gestalten [...] Eisenbahnen und Städte bauen, Verkehrslinien schaffen über See und auf dem Lande! Den Acker anpflanzen und die Schätze unter der Erde gewinnen! Jeden Angehörigen fremder Staaten willkommen heißen, welcher irgendwie teilnehmen will an solcher lohnenden Arbeit! Dieser Geist stempelt die geschäftlichen Völker der Menschheit ab und gibt ihnen ihre Stellung in der Gemeinschaft der Staaten.⁶⁹

Und 1919 fragte der Kolonialgeograf Karl Dove (1863–1922) in Bezug auf Afrika:

Warum soll dieser Erdteil, an dessen gleichmäßiger Entwicklung die europäischen Industrievölker sämtlich in gleichem Grade interessiert sind, nicht in das gemeinsame Eigentum aller übergehen?

Schließlich sei jede Nation für sich allein mit der Aufgabe überfordert.⁷⁰

Wie sehr die dieser Frage zugrunde liegende Prognose zutraf, wurde freilich erst nach dem Zweiten Weltkrieg allgemein sichtbar. Aus dieser Warte müssen rückblickend manche der in den 1920er Jahren bereits vorgebrachten Argumente durchaus erstaunen. So wurden bereits Vorformen des späteren Marshall-Plans diskutiert: Der Direktor der Bank of England, Sir Josiah Stamp (1880–1941), schlug schon Mitte der 1920er Jahre die Schaffung eines Reparationstopfs vor, aus dem Auswanderungs- und Erschließungsmittel freigegeben werden sollten. Ähnlich argumentierte der deutsche Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht (1877–1970), der am 24. März 1926 der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin den Plan vortrug, mit Dawesplan-Geldern *Chartered Companies* zu gründen, die in geeigneten Territorien der deutschen Industrie und Technik ein koloniales Betätigungsfeld böten, damit über den kolonialen Rohstoff- und Nahrungsmittelexport die deutschen Reparationen beglichen werden könnten.⁷¹

Solche Planungen schienen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise noch einmal verstärkt Sinn zu machen. So schlug 1930 der Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium, Oskar Karstedt, eine internationale Anstrengung zur verkehrswirtschaftlichen „Erschließung“ Afrikas vor, um der europäischen Arbeitslosigkeit ein Ende zu bereiten. Die Pläne hierzu lägen vielfach bereits in den Schubladen der europäischen Regierungen: „So wie in Deutschland zur Beschäftigung von Arbeitslosen Ödland erschlossen wurde, so gebe ich der europäischen Notgemeinschaft in Afrika das Ziel.“⁷² Denn, wie es der Autor des ambitioniertesten dieser Pläne, Herman Sörgel, formulierte: „Die Jahrhunderte haben

69 C. Peters, Kolonialpolitik und Kriegsursache (1917), in ders., Gesammelte Schriften, 1. Bd., München/Berlin 1943, 474–476, hier 476.

70 So etwa K. Dove, Der Völkerbund und die Kolonialpolitik, in: ders./E. Zimmermann, Völkerbund und Kolonialpolitik, Brandenburg 1919, 13–25, hier 23.

71 Zu beidem R. von Zanthier, Neue Kolonisationspolitik. Die Lösung der Erwerbslosenfrage, Berlin 1927, 31f.

72 O. Karstedt, Ein Vorschlag zur internationalen Linderung der Arbeitslosigkeit, in: Der Kolonialfreund. Zeitschrift für Kolonisation, 8. Jg., Heft 12, 5. Dez. 1930, 177–180, hier 179. Ders., Internationale Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Erschließung überseeischer Gebiete. Zugleich ein Beitrag zum Problem der Vergrößerung des Welthandelsvolumens, Berlin 1931.

uns und unserer Technik Afrika gleichsam wie eine gefüllte, unangetastete Sparkasse aufgehoben.“⁷³

Hier deutete sich an, was zeitgleich in der Kolonialpolitik Englands, Frankreichs, der Niederlande, Belgiens oder der USA tatsächlich vollzogen wurde, nämlich der Versuch, über eine „Inwertsetzung“ vornehmlich der eigenen Wirtschaft Perspektiven zu geben. Schon 1921 hatte der französische Kolonialminister Albert Sarraut (1872–1962) entsprechende Vorhaben für einen Gesetzentwurf aufgelistet, die „vom Ausbau der Häfen und Flüsse, der Eisenbahnen und Straßen, der Verbesserung von Trinkwasserversorgung und medizinischer Vorsorge bis zum Ausbau des Bildungswesens und der Errichtung von Verwaltungsgebäuden“ reichten.⁷⁴ War vor dem Krieg unter einer „mise en valeur“ noch die Nutzbarmachung und Ausbeutung der Kolonien sowie ihre wirtschaftlich-technische „Entwicklung“ verstanden worden, wurde nun – zumindest rhetorisch – eine wirtschaftliche Autonomisierung damit verbunden. Auch in England fand der „koloniale Aufbau“ 1929 erstmals Eingang in Wahlprogramme und wurde im selben Jahr ein „Colonial Development Act“ verabschiedet, dessen Etat von jährlich einer Million Pfund nicht in die Verwaltung gehen, sondern für Gesundheitsprogramme und „produktive Werke“ zur Verfügung stehen sollte.⁷⁵

Deutschland freilich blieb hierbei ausgeschlossen, und obwohl eine wachsende Zahl von Beobachtern durchaus die Vorteile darin erkennen konnte, auch und vor allem materieller Art, fiel es den im Zeitalter der „Erschließung“ Sozialisiererten schwer, den eigenen Aktivitätsraum derart beschnitten zu sehen. Gerade in Deutschland bildeten sich daher in der Zwischenkriegszeit besonders ausgeprägte geopolitische wie ethnopolitische Spekulationen heraus. Sie waren vom „Revisions-Syndrom“ der Weimarer Zeit durchdrungen, rekurrten jedoch vornehmlich auf den Problemhorizont eines Zeitalters, das den eigenen Wert an der möglichst weitreichenden Ausdehnung eigener Leistungskraft und der Ausbeutung und Beherrschung anderer maß. „Gegen das Naturgesetz, daß nur der Tüchtige und der Sparsame ein Anrecht auf Erhaltung seiner Art und aufs Leben hat, gibt es ungestraft kein dauerndes Auflehnen“, meinte etwa der Regierungsbaumeister im preußischen Eisenbahndienst, Alfred Andreas Schubert (1877–1967), der in nichts weniger als Afrika die „Rettung Europas“ sah.

*Und Völker, die da glauben, sich durch Versicherung gegen Arbeitslosigkeit oder gegen Betriebsstilllegung schützen zu können, verkennen, daß es eine Grenze gibt, von der ab die Erde keinen Raum und Stoff mehr hat für die Untätigen.*⁷⁶

73 H. Sörgel/B. Siegwart, Erschließung Afrikas durch Binnenmeere. Saharabewässerung durch Mittelmeerabsenkung, in: Beilage zum Baumeister, 33. Jg., Heft 3/März 1935, 37-39, hier 39.

74 L. Harding, Geschichte Afrikas im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, 45. Sarrauts Programm wurde 1931 für die Kolonien durch Programme für öffentliche Arbeiten präzisiert und durch staatliche Anleihen gefördert. Vgl. auch Reinhard, Kolonialismus (Anm. 43), 271.

75 H. Sieberg, Colonial Development. Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien, 1919–1949, Stuttgart 1985, hier 653. Vgl. auch die umfangreiche Darstellung in D. J. Morgan, The Official History of Colonial Development, 5 Bde., London/Basingstoke 1980.

76 A. A. Schubert, Afrika, die Rettung Europas. Deutscher Kolonialbesitz – eine Lebensfrage für Industrie und Wirtschaft Europas, Berlin 1929, 15.

Auch für den ehemaligen Kolonialisten Hans Zache sollte sich die Weltwirtschaft streng nach einem gnadenlosen Leistungs- und mörderischen Ausbeutungsprinzip organisieren. So sah man sich getragen von einer wirtschaftlichen und kulturellen Mission, mit deren Hilfe sich Europäer als Friedens- und Heilsbringer inszenierten – „mußten auch bei der Durchsetzung seiner Herrschaft zehntausend Widerpenstige geopfert werden!“⁷⁷ Denn aus ökonomischer Perspektive, so Zache weiter, gebe es durchaus *wertvolle* und *wertlose* „Rassen“. Daraus folgerte er:

*Rein weltwirtschaftlich betrachtet, ist die Ausrottung der letzteren zweckmäßig. Dazu gehören die Ureinwohner Amerikas und der Südsee. Unter diesem Gesichtswinkel waren die Spanier, Portugiesen und Engländer durchaus auf dem richtigen Wege, als sie die Roten beseitigten und durch Schwarze ersetzten. Weltwirtschaftlich brauchbar sind nur Weiße, Gelbe und Schwarze.*⁷⁸

Deutlicher und zynischer wurde das vor dem Beginn des „Dritten Reiches“ kaum einmal formuliert.

6. Der imperialistische Stolz der europäischen Eroberer gründete nicht nur in einem gemeinsamen „imperialistischen Denkstil“, sondern auch auf der Überzeugung, über die bei weitem überlegenen technologischen Mittel zu verfügen und diese vermeintliche „Überlegenheit“ gleichsam zu anthropologisieren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das technologische Niveau für die Europäer zum augenscheinlichsten Gradmesser der „Kulturhöhe“ eines Volkes – ein Maßstab, der die Unsicherheiten von ansonsten schwer oder unsichtbaren Merkmalen umging, wie Anthropologie und Ethnologie sie auf vielen Gebieten suchten und meist doch nur in der Tönung der Haut fanden.

Doch darf nicht vergessen werden, dass die Ideologie der Expansion aus Perspektive der Europäer nicht nur von fortgesetzten „Erfolgen“ getragen war, sondern ebenso sehr von Selbstzweifeln und der Befürchtung eines beginnenden Niedergangs. Die Großmachtfantasien gingen fast stets einher mit Degenerationsängsten und neuen Untergangsvisionen. Das welthistorische Denken der Europäer belebte auch die Zirkulation von bestimmten Erklärungsmustern vom Aufstieg und Fall großer Reiche, die – selbst wenn sie noch so dauerhaft und „großartig“ waren wie etwa das Römische Reich – irgendwann dem Untergang entgegenstrebten. Besonders am führenden Großbritannien lässt sich die nagende Angst vor einem beginnenden Machtverfall schon im ausgehenden 19. Jahrhundert nachweisen, das Leitmotiv des „decline“ erhob sich am Horizont und durchzog das ganze folgende Jahrhundert.⁷⁹ Eine Geschichte dieser periodisch wiederkehrenden Furcht vor dem Aufstieg der „Anderen“, bei der sich die Europäer oft wie „Zauberlehrlinge“ vorkamen, muss freilich erst noch geschrieben werden.⁸⁰

77 H. Zache, Weltwirtschaft und Kolonialpolitik, in: Koloniale Studien, Hans Meyer zu Ehren, Berlin 1928, 1-36, hier 7, 25.

78 Ebenda, 31. Die Franzosen seien durch ihre Politik der Rassenmischung daher als „weltwirtschaftliche Schädlinge“ anzusehen, ebd., 32.

79 G. Niedhart, Geschichte Englands im 19. und 20. Jahrhundert, München 1987, 117 f.

80 Vgl. etwa Oswald Spengler, der es für einen der größten Fehler der „weißen Rasse“ hielt, ihr technisches Wis-

Die Zeitspanne, in der die „Erschließung“ kolonialer Territorien in Deutschland und anderen europäischen Nationen als ein „nationales Projekt“ verstanden wurde, lässt sich schwerpunktmäßig auf die Jahre zwischen 1880 und 1960 datieren. Ging die Erkundung und „Erschließung“ der Welt zunächst oft auf individuelle Initiative oder die wenigen großen Kolonialländer zurück, verbreiterte sich dieses Projekt nach 1880 auf die letzten noch „unerschlossenen“ bzw. auf historisch oder geographisch vermeintlich „naheliegende“ Gebiete. Spätestens um 1900 war der Systemcharakter des „Weltverkehrs“ unübersehbar geworden. Er erschien als ein irreversibler, autopoietischer Prozess, der die zukünftigen Lebenschancen maßgeblich zu prägen und zu dem man sich nicht einfach passiv verhalten zu können schien. Der Gedanke der Erschließung besaß nun fast alle Elemente einer *Ideologie*, also Welterklärungspotential, eine geschichtsphilosophische Grundierung, aber auch eine fortgesetzte Bestätigung durch Erfolge. Zahlreiche Stellungnahmen dieser Jahre belegen, wie stark man sich an dem Vorgang des rapiden Ineinandergreifens von Verkehrs- und Kommunikationsträgern, an der Vernetzung der technischen Subsysteme berauschte.

Talcott Parsons hat das europäisch-atlantische Wertemuster der erschließenden Arbeit einmal als „instrumentellen Aktivismus“ bezeichnet, das zum einen die umgebende Welt als „instrumentell“ für den Erhalt der eigenen Gesellschaft wahrnahm, zum anderen einen Aktivismus pflegte, der jedes Individuum auf das Streben nach dem Erhalt dieser Gesellschaft verpflichtete.⁸¹ Doch besaß der moderne Imperialismus neben dieser utilitaristischen Dimension noch zwei weitere Voraussetzungen (die als europäische Spezifika gelten können):

1. Einen eurozentrischen Begriff von „Welt“, der den gesamten Erdkreis und nicht mehr nur den eigenen Horizont umfasste. Er bezog das Fremde auch dort ein, wo es noch unbekannt war, weil es zu abschließenden wissenschaftlichen Bestandsaufnahmen strebte. Schon die aufklärerische Universalgeschichtsschreibung stand unter diesem Vorzeichen, doch ihr von göttlichen Universalien ausgehender Ansatz entwickelte sich zu einer dynamischen Weltgeschichte fort, die die Völker nach den europäischen Kriterien der industriellen und kulturellen *Leistungsfähigkeit* hierarchisierte.⁸²
2. Die Erwartung einer naturalisierten, unter der Flagge des unaufhaltsamen Fortschritts segelnden „Europäisierung“ des gesamten Erdballs. Die für europäische Nationalstaaten unabdingbaren Voraussetzungen wurden weltweit hochgerechnet, und es schien lediglich eine Frage der Zeit zu sein, wann es eine einheitliche Währung, Post oder Sprache, vernetzte Verkehrs- und Kommunikationssysteme, aber auch Rechts- und Verwaltungsstrukturen, technische Normen sowie Raum- und Zeitmaße geben werde. Die Durchsetzung dieser Standardisierung in kommunikativer und verwaltungstechnischer Hinsicht vollzog sich zwar ebenfalls in nationaler Konkurrenz, ver-

sen den „farbigen Völkern“ gegenüber nicht geheim gehalten, sondern prahlerisch zur Schau gestellt zu haben (ders., *Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens*, München 1931, 45).

81 Vgl. R. Stichweh, *Zur Genese der Weltgesellschaft. Innovationen und Mechanismen*, in: ders., *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt a. M. 2000, 245-267, hier 250.

82 W. H. McNeill, *The Rise of the West. A History of the Human Community*, Chicago 1963.

stand sich aber dennoch als „internationalistischer“ Prozess, der den institutionellen Mustern von Europäern zu globaler Geltung verhalf.⁸³

Weiterführende Fragen an eine Globalgeschichte, die sich mit dem Erbe der Epoche forciert „Erschließung“ beschäftigt, scheinen mindestens folgende fünf zu sein:

1. Fragen nach den Übertragungen früherer „Zivilisierungsmissionen“ in andere Terminologien und Bezüge, man denke hier etwa an die sogenannte „Entwicklungshilfe“.⁸⁴
2. Fragen nach dem erstaunlichen Umstand, warum die Sogkräfte des westlichen Modells heute sehr viel kraftvoller zu sein scheinen als deren Schubkräfte.
3. Fragen, warum weit über den „Westen“ hinaus die Überzeugung anhält, dass technische Infrastrukturen und westliche Wissenschaft etwas unhinterfragbar Wünschenswertes sind. Das gilt zum einen für den Umstand, dass bis heute von den meisten Instanzen der „Entwicklungshilfe“ „Armut“ in der sogenannten „Dritten“ und „Vierten Welt“ als die Abwesenheit eines Mindestmaßes an Infrastruktur und westlicher „Bildung“ definiert wird. Zum anderen zeigen die zahllosen „Groß-“ und „Erschließungsprojekte“ der „Dritten Welt“ und besonders von Schwellenländern wie Brasilien, Indien oder China die ungebrochene Kraft der technokratischen Hintergrundideologie. Sie geht nach wie vor davon aus, dass sich mit gewaltigen Erschließungsprojekten und Bauvorhaben wirtschaftliche, technische und soziale Problemlagen auf einen Schlag lösen lassen.
4. Fragen nach den tatsächlichen Folgen des Einbruchs westlicher Technologien in Gesellschaften, die darauf religiös, kulturell und mental nicht vorbereitet waren, also nach Aneignungs- und wechselseitigen Akkulturationsprozessen.⁸⁵ Die vielen gescheiterten Projekte eines naiven Technologietransfers von Europa nach Übersee bieten hierfür Untersuchungsstoff genug.
5. Fragen nach der Binnenlogik „größtechnischer Systeme“ und ihrer Agenten, die auf fortgesetztes Wachstum, auf umfassenden Anschluss und effiziente Nutzung setzen und dies in aller Regel mit Argumenten tun, deren heimliche Lehrpläne sich in aller Regel hinter einem vermeintlichen „Sachzwang“ verbergen.

Erst um die Wende in die 1960er Jahre kam diese imperiale Ausgreifbewegung nach der Maßgabe abgrenzbarer Einflusssphären, abgelöst vom Kalten Krieg, langsam an ihr Ende. Dazu trugen die – etwa in der Kuba-Krise – sehr real gewordenen Drohungen globaler Vernichtungspotentiale bei, die gegenüber den Verteilungsfantasien der imperialistischen Epoche die *Einheit* der Welt schubartig ins Bewusstsein hoben.⁸⁶ Auch stellte sich

83 M. H. Geyer/J. Paulmann (Hg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War*, London 2001.

84 Vgl. u. a. H. Büschel/D. Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a. M. u. a. 2009.

85 Vgl. etwa C. Reichart-Burikukiye, *Gari la moshi – Modernität und Mobilität. Das Leben mit der Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika*, Münster 2005.

86 S. Höhler, „Raumschiff Erde“. Lebensraumphantasien im Umweltzeitalter, in: I. Schröder/dies. (Hg.), *Welt-Räume. Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900*, Frankfurt a. M./New York 2005, S. 258-281.

jetzt heraus, dass viele der Umweltfolgen eines technisierten Zugriffs auf die weltweiten Ressourcen lediglich räumlich und zeitlich verlagert worden waren. Wegen des nahezu vollständig „erschlossenen“ Erdrums war es kaum mehr möglich, diese zu verdrängen. Im hier eingegrenzten Zeitraum jedoch war dies noch kaum von Bedeutung, sahen sich die Pioniere an der *frontier* der euroamerikanischen „Zivilisation“ als Erfüllungsgehilfen der Geschichte, deren Verlauf sich in der Expansion bzw. Zurückdrängung von Einflussphären zu äußern schien. Räume wurden dynamisch wahrgenommen und schienen sich nach einem vorhersagbaren Plan zu „entwickeln“. Lediglich die Arktis, die Weltmeere und schließlich der Weltraum wurden im 20. Jahrhundert noch als potenzielle Lebensräume und Ressourcenlager durchgemustert, aber nicht mehr wirklich „erschlossen“.

Die stärkste „Erschließungsdynamik“ geht bis heute weiterhin von technischen Netzwerken und Verbänden aus. Sie wirkten oft als Vorläufer von Großraumstrukturen, die sich dann auch wirtschaftlich, politisch und kulturell festigten.⁸⁷ Solche Absprachen über im Einzelnen noch unbekannte Einflussphären waren etwa in der Geschichte der internationalen Informationsindustrie, in denen Märkte und Räume geopolitisch verteilt worden waren, durchaus üblich.⁸⁸ Die globale „Erschließung“ durch Infrastrukturen des Verkehrs und der Kommunikation war mit den 1960er Jahren zwar nicht beendet, sie wurde jedoch seitdem nicht mehr vornehmlich als ein „nationales“ Projekt aufgefasst und zielte nicht mehr in erster Linie auf eine räumlich abgrenzbare Durchdringung im Sinne offener Kolonisation. Stattdessen wurden nun stärker die unterschiedlichen *zeitlichen* „Entwicklungsniveaus“ im Sinne einer stärkeren Angleichung an *internationale* Standards diskutiert.

Ein wesentliches Ergebnis dieser Epoche der „Erschließung“ war weniger die Etablierung neuer, fester Grenzverläufe, sondern vielmehr einer Vielzahl sich überlagernder politischer, wirtschaftlicher und kultureller „Einzugsbereiche“ und Netzwerke. An einer egalitären „Techno-Zivilisation“, die vorgibt, die Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Menschen zu erleichtern und der globalen Verständigung zu dienen, berauschen sich bis heute viele ihrer Protagonisten und Propagandisten. Noch immer werden die „Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs“, etwa das Internet, mit weitreichenden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Erwartungen aufgeladen. Anders als um die Wende ins 20. Jahrhundert kann jedoch an die dadurch gesteigerte Begegnung zwischen dem Eigenen und dem Anderen die Erwartung geknüpft werden, dass das Verbindende nach und nach über das Trennende gestellt wird.

87 Vgl. etwa die von der European Science Foundation geförderten internationalen Forschungsprojekte „Tensions of Europe. Technology in the Making of Twentieth Century Europe“ sowie „Transnational Infrastructures and the Rise of Contemporary Europe“.

88 A. Mattelart, *Networking the World 1794–2000*, Minneapolis/London 2000, S. 23-25.

FORUM

Zwischen „Erinnerungen“ und „dem Vergessen“ Ernest Renan Reloaded

Miroslav Hroch zum 75. Geburtstag

Stefan Troebst

ABSTRACT

The founding father of comparative research on nationalism, Ernest Renan, has recently been re-discovered by a culturalist mainstream dealing with identity and memory. And indeed can his famous Sorbonne lecture of 1882 “What is a nation?” be read as an answer to the question of “What is memory?” The article exemplifies Renan’s influence as a theoretician of ‘memories’ (souvenirs) and ‘oblivion’ (l’oubli) by three recent texts. These are the revised and extended edition of 1991 of Benedict Anderson’s *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, an essay by Jakob Tanner on Renan in the context of on ‘nation’, ‘communication’ and ‘memory’, published in 2001, as well as Aleida Assmann’s book of 2006 on cultures of remembrance and politics of history. As in the case of the ‘nation’ also concerning ‘memory’ Renan turns out to be an original though not systematic thinker well ahead of his time.

Im Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der 1823 geborene und 1892 gestorbene französische Schriftsteller, Philosoph, Orientalist, Historiker und Religionswissenschaftler Ernest Renan ein viel gelesener Autor.¹ Die deutsche Übersetzung seines 1863 veröffentlichten Bestsellers *La vie de Jésus* erschien noch im selben Jahr.² Und nach der Reichsgründung 1871 wurde Renan in Deutschland als einer der promi-

1 Zu Leben und Werk vgl. Hans-Otto Binder, RENAN, Ernest, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. VIII: Rembrandt bis Scharbel. Herzberg 1994, Sp. 23-27; André Cresson, Ernest Renan. Sa vie, son œuvre avec un exposé des sa philosophie. Paris 1949; Harold William Wardman, Ernest Renan. A Critical Biography. London 1964; und David C. J. Lee, Ernest Renan, in the Shadow of Faith. London 1996.

2 Ernest Renan, Das Leben Jesu. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von L. Eichler. Berlin 1863; dass. Zürich 2003. S. dazu Victor Conzemius, Ernest Renan (1823–1892): Histoire des origines du christianisme, in: Volker Reinhardt (Hrsg.), Hauptwerke der Geschichtsschreibung. Stuttgart 1997, S. 513-516.

nenntesten Intellektuellen des gegnerischen Frankreich wahrgenommen. Als Theoretiker der Nation, als der er heute gilt, gewann er hier wie andernorts indes erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bedeutung.³ Nach der politischen „Wende“ in Zentral- und Osteuropa von 1989 wurde Renan weltweit mit neuem Interesse rezipiert – durch Eric Hobsbawm, Walker Connor, Ernest Gellner und viele andere⁴ –, und seit einigen Jahren erlebt vor allem der deutschsprachige Raum eine neuerliche Renan-Renaissance im Zeichen der Erinnerung. Das hat natürlich nicht zuletzt damit zu tun, dass seit Maurice Halbwachs Buch von 1950 und zumal seit dem Epochenjahr 1989 auch und gerade im Forschungsparadigma des „kollektiven Gedächtnisses“ die Nation eine, wenn nicht gar *die* zentrale Rolle spielt.⁵ Es scheint also, als würde Renan immer wieder von neuem „erfunden“, in ständig wechselnden Kontexten neu rezipiert – gleichsam als stürbe er nie. Entsprechend werden in einer aktuellen deutschsprachigen Einführung in den Themenbereich Nation und Nationalismus „[d]ie Anfänge der modernen Nationalismusforschung bei Ernest Renan 1882“ verortet⁶, in einem vergleichbaren Band zu Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa wird Renan als Autor des „wohl berühmtesten Text[es] zu Nation und Nationalismus“ vorgestellt⁷ und in einer weiteren, 2007 erschienenen Einführung in das semantische Feld „Nation – Nationalität – Nationalismus“ wird lakonisch von „der berühmten Formel von Ernest Renan“ gesprochen.⁸ Gemeint ist natürlich Renans Metapher von der Nation als *plébiscite de tous les jours* („ein Plebiszit Tag für Tag“) in seiner ebenso konzisen wie meinungsfreudigen Vorlesung „Qu'est-ce qu'une nation?“ („Was ist eine Nation?“), die er am 11. März 1882 vor heimischem Publikum in der Sorbonne hielt und die – was man ihr heute nicht mehr anmerkt – in ihrer politischen Stoßrichtung eine Reaktion auf die Angliederung Elsass-Lothringens an

3 Vgl. pars pro toto Hans Kohn, *The Idea of Nationalism. A Study in Its Origins and Background*. New York, NY, 1944, S. 103 und 581-582.

4 E. J. Hobsbawm, *Nations and Nationalism Since 1780. Programme, Myth, Reality*. Cambridge 1990; Walker Connor, *Ethnonationalism. The Quest for Understanding*. Princeton, NJ, 1994; Ernest Gellner, *Encounters with Nationalism*. Oxford 1994; Ders.: *Nationalism*. New York, NY, 1997.

5 Vgl. dazu Árpád von Klimó, *Das Ende der Nationalismusforschung? Bemerkungen zu einigen Neuerscheinungen über „Politische Religion“, „Feste“ und „Erinnerung“*, in: *neue politische literatur* 48 (2003), S. 271-291; Josep R. Llobera, *Foundations of National Identity. From Catalonia to Europe*. New York, NY/Oxford 2004, hier Kapitel 7, „Distant Splendors, Latter-Day Miseries: The Role of Historical Memory“, S. 116-138; Friedrich Lenger, *Geschichte und Erinnerung im Zeichen der Nation. Einige Beobachtungen zur jüngsten Entwicklung*, in: Günter Oesterle (Hrsg.), *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Göttingen 2005, S. 521-535; Larry Wolff, *Revising Eastern Europe: Memory and the Nation in Recent Historiography*, in: *Journal of Modern History* 78 (2006), S. 93-118; und Siegfried Weichlein, *Nationalismus und Nationalstaat in Deutschland und Europa. Ein Forschungsüberblick*, in: *neue politische literatur* 51 (2006), S. 265-351, hier Abschnitt „3. Erinnerung, Gedächtnis, Totenkult und Mythen der Nation“, S. 293-300. S. bereits zuvor Alon Confino, *Collective Memory and Cultural History: Problems of Method*, in: *American Historical Review* 102 (1997), S. 1386-1403; und Graf, Friedrich Wilhelm: *Die Nation – von Gott „erfunden“? Kritische Randnotizen zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung*, in: Gerd Krumeich/Hartmut Lehmann (Hrsg.): „Gott mit uns“. *Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Göttingen 2000, S. 285-317.

6 So die Überschrift von Abschnitt II.3 bei Rolf-Ulrich Kunze, *Nation und Nationalismus*. Darmstadt 2005, S. 10-13.

7 Siegfried Weichlein, *Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa*. Darmstadt 2006, S. 23.

8 Christian Jansen/Henning Borggräfe: *Nation – Nationalität – Nationalismus*. Frankfurt a. M./New York, NY, 2007, S. 120.

das Deutsche Reich war.⁹ Nicht zuletzt dieser Umstand sichert Renans Text international des Status eines „classical statement“¹⁰ mit Solitärcharakter sowie nachhaltiges Interesse auch in der bundesdeutschen Nationalismusforschung. Hierzulande gilt Renans Vorlesung „als Beginn der modernen, kritischen, den künstlichen Charakter der Nation betonenden Sichtweise“, wie Christian Geulen hervorgehoben hat¹¹, und 2003 wurde die Vorlesung gleich zweimal eingehender Exegese unterzogen, nämlich in einem Artikel Dieter Langewiesches in der *Historischen Zeitschrift* zum Thema „Was heißt ‚Erfindung der Nation?‘“¹² sowie in Ulrich Bielefelds ideengeschichtlicher Monographie *Nation und Gesellschaft*.¹³

In seiner Vorlesung¹⁴ listet Renan in einem didaktischem Kunstgriff zunächst auf, was die Nation *nicht* ist – nämlich weder das Produkt von Sprache, Rasse, Ethnizität, Religion,

- 9 Vgl. dazu Dieter Langewiesche, Menschen in Kabinen. Ernest Renan will die Nation Europa, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 235 vom 10. Oktober 1995, S. L 28; Markus Völkel, Geschichte als Vergeltung. Zur Grundlegung des Revanchegedankens in der deutsch-französischen Historikerdiskussion von 1870/71, in: *Historische Zeitschrift* 257 (1993), S. 63-107, hier S. 65-78; Otto Kallscheuer/Claus Leggewie, Deutsche Kulturturnung und französische Staatsnation? Eine ideengeschichtliche Stichprobe, in: Helmut Berding (Hrsg.), Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 2. Frankfurt a. M. 1994, S. 112-162; sowie grundlegend zum historischen Kontext Michael Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1992. S. auch zur Verortung von Renans Vorlesung im Kontext der zeitgenössischen internationalen und deutschen statistischen Debatte über „Was heißt national?“ bzw. über „Qu'est-ce qu la nationalité“ sowie zur Vorbildfunktion des Völkerpsychologen Moritz Lazarus für Renan vgl. Siegfried Weichlein, „Qu'est-ce qu'une nation?“ Stationen der deutschen statistischen Debatte um Nation und Nationalität in der Reichsgründungszeit, in: Wolther von Kieseritzky/Klaus-Peter Sick (Hrsg.), Demokratie in Deutschland. Chancen und Gefährdungen im 19. und 20. Jahrhundert. Historische Essays. München 1999, S. 71-90, hier S. 84-86.
- 10 In einer autoritativen englischsprachigen Anthologie zum Nationalismus firmiert Renans Vorlesung als einziger Text in der Rubrik „I. A Classical Statement“: Geoff Eley/Ronal Grigor Suny (Hg.), *Becoming National. A Reader*. New York, NY, Oxford 1996, S. 39-55.
- 11 Christian Geulen, Nationalismus als kulturwissenschaftliches Forschungsfeld, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar 2004, S. 439-457, hier S. 441.
- 12 Dieter Langewiesche, Was heißt „Erfindung der Nation“? Nationalgeschichte als Artefakt – oder Geschichtsdeutung als Machtkampf, in: *Historische Zeitschrift* 277 (2003), S. 593-617, hier S. 602-609. Vgl. auch als Kurzfassung ders.: Was heißt „Erfindung der Nation“?, in: Mathias Beer (Hrsg.), *Auf dem Wege zum ethnisch reinen Nationalstaat*. Tübingen 2004, S. 19-39.
- 13 Ulrich Bielefeld, *Nation und Gesellschaft*. Selbstthematizierungen in Frankreich und Deutschland. Hamburg 2003, hier bes. S. 145-157.
- 14 Die Vorlesung erschien wohl erstmals 1967 in Auszügen in einer deutschen Übersetzung in einer Anthologie zum Nationalismus: Ernest Renan (1823–1892), in: Hannah Vogt (Hrsg. u. Übers.); *Nationalismus gestern und heute*: Texte und Dokumente. Opladen 1967, S. 137-143. Auf diese Übersetzung stützen sich die Herausgeber mehrerer weiterer Anthologien – siehe etwa Ernest Renan, Was ist eine Nation? 1882, in: Dorothea Weidinger (Hrsg.), *Nation – Nationalismus – Nationale Identität*. Bonn 2002, S. 15 (stark gekürzt), oder Ernest Renan, Was ist eine Nation?, in: Hagen Schulze/Ina Ulrike Paul (Hrsg.), *Europäische Geschichte. Quellen und Materialien*. München 1994, Dok. 9/50, S. 1173-1176 (gekürzt) –, desgleichen der Autor eines Einführungsbandes zu Nationalbewegungen und Nationalismen in Europa, der einen kurzen Auszug wiedergibt (Siegfried Weichlein, *Nationalbewegungen und Nationalismus*, S. 22-23). Die am 27. März 1993 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung enthaltene Mitteilung, dass sich „von einer deutschen Übersetzung des gesamten Textes [...] keinerlei Spuren gefunden haben“, ist somit halb richtig und halb falsch (Henning Ritter, Einleitung zu: Ernest Renan, Das Plebiszit der Vergesslichen. Über Nationen und den Dämon des Nationalismus – Ein Vortrag aus dem Jahre 1882, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 73 vom 27. März 1993, Beilage „Bilder und Zeiten“). Die wohl erste integrale Übersetzung der Vorlesung ins Deutsche erstellte der Journalist und Geisteswissenschaftler Henning Ritter, damals wie heute im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung tätig. Sie erschien 1993 in einer

Kultur, Staatsangehörigkeit, ökonomische Interessen, Militärstrategie oder Geographie, geschweige denn Dynastie, um dann - in den Fußtapfen Wilhelm von Humboldts¹⁵ - als Klimax seine eigene Deutung von der Nation als Willens- und Schicksalsgemeinschaft zu offerieren. Diese neue Gattung von Gemeinschaft sah Renan gestiftet einerseits durch gemeinsame historische Erfahrungen, vor allem durch Opfer und Leid, andererseits durch trennende historische Erfahrungen, wie Pogrome, Bürgerkriege, Massaker, Vertreibungen u. a., die gezielt verdrängt worden seien.¹⁶ „Renan schlug vor“, so 1998 Geulen resümierend,

*die Nation als einen prinzipiell inhaltslosen ‚Willen‘ zu betrachten, der sich täglich neu setzt und so die Existenz der Nation garantiert. [...] In Renans Augen ist die Nation ein Partikularismus ohne Partikulares.*¹⁷

Gleich einer ganzen Reihe von Autoren nach ihm hat Geulen daran die Beobachtung geknüpft, „[w]as Ernest Renan 1882 den ‚Willen‘ zur Nation nannte, kehrt also in der heutigen Nationalismusforschung als ‚Erfindung‘ wieder“.¹⁸

Unbestritten wäre es nun eine lohnende Aufgabe, eine Wirkungsgeschichte Renan'schen Denkens innerhalb des Forschungsfeldes „Nation, Nationalismus, Nationalstaat“ von 1945 bis 1989 zu schreiben.¹⁹ Dazu wäre allerdings das Format der Dissertation, wenn

von ihm und einem FAZ-Kollegen herausgegebenen Anthologie: Ernest Renan, Was ist eine Nation? Vortrag in der Sorbonne am 11. März 1882. Aus dem Französischen von Henning Ritter, in: Michael Jeismann/Henning Ritter (Hrsg.), Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus. Leipzig 1993, S. 290-311 (= Reclam Bibliothek, 1466). Diese Fassung findet sich auch im Internet: Was ist eine Nation? Vortrag in der Sorbonne am 11. März 1882 von Ernest Renan (URL http://www.dir-info.de/dokumente/def_nation_renan.html). Die Textgrundlage dieser Übersetzung ist Ernest Renan, Qu'est-ce qu'une nation? et autres essais politiques. Ed. Joël Roman. Paris 1992, die wiederum auf Ernest Renan, Discours et Conférences. Paris 1887, S. 277-310, basiert. Die Ritter'sche Integralübersetzung ist auch in einer 1995 veröffentlichten deutschen Übersetzung eben dieser französischen Renan-Anthologie enthalten (Ernest Renan, Was ist eine Nation? Vortrag an der Sorbonne, gehalten am 11. März 1882. Aus dem Französischen übersetzt von Henning Ritter, in: Ernest Renan, „Was ist eine Nation?“ Und andere politische Schriften. Mit einem einleitenden Essay von Walter Euchner und einem Nachwort von Silvio Lanaro. Aus dem Französischen und Italienischen von Maria Fehringer. Wien/Bozen 1995, S. 41-58) sowie in einer 1996 erschienenen monographischen Version der Vorlesung wiedergegeben (Ernest Renan, Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 in der Sorbonne. Aus dem Französischen übersetzt von Henning Ritter, in: Ernest Renan, Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 in der Sorbonne. Mit einem Essay von Walter Euchner. Hamburg 1996, S. 7-37). Im folgenden wird nach dieser Fassung der Ritter-Übersetzung zitiert als Renan: Was ist eine Nation?.

15 In seiner Studie Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues hatte V. v. Humboldt 1827 geurteilt, „[e]ine Nation wird erst wahrhaft zu einer, wann der Gedanke, es zu wollen, in ihr reift, das Gefühl sie beseelt, eine solche und solche zu sein.“ Hier zit. nach Reinhart Koselleck, Einleitung, in: Ders. u. a., Volk, Nation, Nationalismus, Masse, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7: Verw–Z. Stuttgart 1978, S. 141-431, hier S. 141-151, bes. S. 144, Fn. 4.

16 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 35.

17 Christian Geulen, Die Metamorphose der Identität. Zur „Langlebigkeit“ des Nationalismus, in: Aleida Assmann/Heidrun Friese (Hrsg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3. Frankfurt a. M. 1998, S. 346-373, hier S. 348-349.

18 Ebd., S. 357.

19 Gute Voraussetzungen dazu bieten die Lexikonartikel, Bibliographien sowie Forschungs- und Literaturberichte von Hans Mommsen/Albrecht Martiny, Nationalismus, Nationalitätenfrage, in: Claus D. Kernig u. a. (Hrsg.), So-

nicht gar der Habilitationsschrift erforderlich. Daher soll im Folgenden der Schwerpunkt auf Renans Rezeption in der neueren Identitäts- und Erinnerungskulturforschung gelegt werden, wobei das Adjektiv *reloaded* sowohl eine Autopsie des Renan'schen Textes als auch einen kritischen Blick auf einige zentrale Untersuchungen mit explizitem Renan-Bezug meint. Aus der Fülle der Fachliteratur zu „Erinnerung“, „Gedächtnis“ und „Identität“ seien dabei drei Titel herausgegriffen, deren Autoren Renan gleichsam in einem zweiten Durchgang – nach demjenigen zur „Nation“ – neu gelesen haben. Dies sind erstens Benedict Anderson mit der „revised and extended edition“ seines Bestsellers *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, die 1991, sieben Jahre nach der Erstausgabe von 1983, erschien²⁰; zweitens, Jakob Tanner mit seinem einschlägigen Aufsatz „Nation, Kommunikation und Gedächtnis: Die Produktivkraft des Imaginären und die Aktualität Ernest Renans“ von 2001²¹; und drittens, Aleida Assmann mit ihrem letzten Buch *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, erschienen 2006.²²

I

Gleichsam im Vorgriff auf die Schwerpunktverlagerung von „Geschichte“ zu „Gedächtnis“ spielt für Renans Definition der Nation als „große Solidargemeinschaft“ (*grand solidarité*)²³ mit einem „Gemeingeist“ (*esprit général*)²⁴ nicht die Vergangenheit an sich, sondern die Rückbesinnung auf sie in der Gegenwart die zentrale Rolle. Renan nennt dies „Erinnerungen“ (*souvenirs*) – im Plural²⁵ – und benutzt dafür, lange vor Bourdieu, die Analysekategorie des „sozialen“ bzw. besser: „gesellschaftlichen Kapitals“ (*capital social*).²⁶ Wirksam wird dieses ihm zufolge allerdings nur, wenn die regelmäßige revo-

wjssystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie. Bd. 4. Freiburg 1971, S. 623-695; Koselleck u. a.: Volk, Nation, Nationalismus, Masse (Anm. 16); Heinrich August Winkler/Thomas Schnabel: Bibliographie zum Nationalismus. Göttingen 1979; Dieter Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: neue politische literatur 40 (1995), S. 190-236; und Weichlein, Nationalismus und Nationalstaat (Anm. 5).

20 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. Revised and extended edition*. London/New York, NY, 1991. Vgl. auch die in zweiter Auflage vorliegende deutsche Übersetzung dieser Ausgabe – Ders.: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Aus dem Englischen von Christoph Münz und Benedikt Burkard. Frankfurt a. M. 2005, samt dem instruktiven Postskriptum von Thomas Mergel, Benedict Andersons *Imagined Communities: Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Nachwort zur Neuauflage 2005 (S. 281-306).

21 Jakob Tanner, Nation, Kommunikation und Gedächtnis: Die Produktivkraft des Imaginären und die Aktualität Ernest Renans, in: Ulrike Jureit (Hrsg.), *Politische Kollektive. Die Konstruktion nationaler, russischer und ethnischer Gemeinschaften*. Münster 2001, S. 46-67.

22 Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006.

23 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 35.

24 Ebd., S. 16.

25 Ebd., S. 15 und 34.

26 Ebd., S. 34. Bezüglich des französischen Originals der Vorlesung stütze ich mich auf Ernest Renan, „Qu'est-ce qu'une nation?“ Conférence prononcée à la Sorbonne, le 11 mars 1882 (URL <http://www.2ac-lyon.fr/enseigne/secj/renan.html>).

zierten „Erinnerungen“ einen konsolidierten Kanon darstellen, der nationskompatibel und damit zukunftstauglich ist. Dies bedingt aber, dass bestimmte Phänomene und Prozesse der Vergangenheit eben nicht erinnert werden dürfen. Renan bezeichnet dies als „das Vergessen“ (*l’oubli*)²⁷ – eine Perspektive, die ein Jahrzehnt vor ihm bereits Friedrich Nietzsche angelegt hatte, der bei der Abwägung des Einflusses von „Unhistorischem“ und „Historischem“ auf die „Gesundheit eines einzelnen, eines Volkes und einer Kultur“ konstatiert hatte, „zu allem Handeln gehört Vergessen“, denn „durch die Kraft, das Vergangene zum Leben zu gebrauchen und aus dem Geschehenen wieder Geschichte zu machen, wird der Mensch zum Menschen: aber in einem Übermaße von Historie hört der Mensch wieder auf.“²⁸

Renans zentrale Formulierung zur Bedeutung von „Erinnerungen“ für das Funktionieren einer Nation lautet:

*Eine Nation ist eine Seele, eine geistiges Prinzip. Zwei Dinge, die in Wahrheit nur eins sind, machen diese Seele, dieses geistige Prinzip aus. Eines davon gehört der Vergangenheit an, das andere der Gegenwart. Das eine ist der gemeinsame Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen, das andere das gegenwärtige Einvernehmen, der Wunsch zusammenzuleben, der Wille, das Erbe hochzuhalten, welches man ungeteilt empfangen hat.*²⁹

Dieses „reiche Erbe an Erinnerungen“ spezifiziert Renan in positive und negative Komponenten, nämlich in „Ruhm und Reue“ bzw. „Triumph“ und „Leiden“:

*Wie der einzelne, so ist die Nation der Endpunkt einer langen Vergangenheit von Anstrengungen, Opfern und Hingabe. Der Kult der Ahnen ist von allem am legitimsten; die Ahnen haben uns zu dem gemacht, was wir sind. Eine heroische Vergangenheit, große Männer, Ruhm (ich meine den wahren) – das ist das soziale Kapital, auf das man eine nationale Idee gründet.*³⁰

Und weiter:

*[D]as gemeinsame Leiden eint mehr als die Freude. In den nationalen Erinnerungen zählt die Trauer mehr als die Triumphe, denn sie erlegt Pflichten auf; sie gebietet gemeinsame Anstrengungen.*³¹

Unmittelbar anschließend folgt dann die meistzitierte Passage aus Renans Vorlesung:

27 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 14-15.

28 Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Hrsg. v. Michael Landmann. Zürich 1984, S. 10-13 (Erstveröffentlichung 1874). S. auch Lucien Hölscher, Geschichte und Vergessen, in: Historische Zeitschrift 249 (1989), S. 1-17; Heinz Kittsteiner, Vom Nutzen und Nachteil des Vergessens für die Geschichte, in: Gary Smith/Hinderk M. Emrich (Hrsg.), Vom Nutzen des Vergessens. Berlin 1996, S. 113-137; und Harald Weinrich, Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens. München 1997.

29 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 34.

30 Ebd., S. 35.

31 Ebd.

Eine Nation ist also eine große Solidargemeinschaft, getragen vom Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch bringen will. Sie setzt eine Vergangenheit voraus und lässt sie in der Gegenwart in eine handfeste Tatsache münden: in die Übereinkunft, den deutlich geäußerten Wunsch, das gemeinsame Leben fortzusetzen. Das Dasein einer Nation ist – erlauben Sie mir dieses Bild – ein Plebiszit Tag für Tag, wie das Dasein des einzelnen eine dauerhafte Behauptung des Lebens ist.³²

Renans Formulierung zum „Vergessen“ bezieht sich entsprechend auf die Formierung von Nationen und die Gründung von Nationalstaaten:

Das Vergessen – ich möchte fast sagen: der historische Irrtum – spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle, und daher ist der Fortschritt der historischen Erkenntnis oft für die Nation eine Gefahr. Die historische Forschung bringt in der Tat die gewaltsamen Vorgänge ans Licht, die sich am Ursprung aller politischen Institutionen, selbst jener mit den wohlthätigsten Folgen, ereignet haben. Die Vereinigung vollzieht sich immer auf brutale Weise.³³

Als Beispiel führt Renan dafür die Reichs- und Nationsbildungsgeschichte Frankreichs an:

Die Vereinigung von Nord- und Südfrankreich war das Ergebnis von fast einem Jahrhundert Ausrottung und Terror. Der König von Frankreich, der, wenn ich das sagen darf, der Idealtypus eines weltlichen Kristallisationskern ist, der König von Frankreich, der die vollkommenste nationale Einheit geschaffen hat, die es überhaupt gibt, verlor von nahem besehen seinen Nimbus. Die von ihm geformte Nation verfluchte ihn, und heute wissen nur noch wenige Gebildete, welches Ansehen er einmal genoß.³⁴

Renan zufolge ist es eben das „Vergessen“, welches die Voraussetzung erfolgreicher Staats- und Nationsbildung ist:

Es macht jedoch das Wesen einer Nation aus, dass alle Individuen vieles miteinander gemein haben; aber auch, dass alle manche Dinge vergessen haben. Kein Franzose weiß, ob er Burgunder, Alane, Wisigote ist, und jeder Franzose muß die Bartholomäusnacht und die Massaker des dreizehnten Jahrhunderts im Süden vergessen haben. Es gibt in Frankreich keine zehn Familien, die ihre fränkische Herkunft beweisen können [...].³⁵

Gemeinschaften und Gemeinwesen, die *nicht* vergessen können, haben Renan zufolge keine Aussicht auf eine Transformation in modernen Nationalstaaten, und als Beispiele nennt er – dreieinhalb Jahrzehnte vor ihrem Zerfall – prognostisch treffend die Habsburger Monarchie und das Osmanische Reich:

32 Ebd.

33 Ebd., S. 14.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 15.

Unter der Stephanskrone sind Ungarn und Slawen so verschieden geblieben, wie sie es vor achthundert Jahren waren. Anstatt die verschiedenen Elemente seiner Herrschaft zu verschmelzen, hat das Haus Habsburg sie getrennt gehalten und genug zueinander in Gegensatz gebracht. In Böhmen liegen das tschechische und das deutsche Element wie Öl und Wasser in einem Gefäß übereinander. Die türkische Politik der Trennung der Nationalitäten nach der Religion hatte noch gravierendere Folgen: Sie führte zum Niedergang des Orients. In einer Stadt wie Saloniki oder Smyrna findet man fünf oder sechs Gemeinden, deren jede ihre eigenen Erinnerungen hat und die so gut wie nichts miteinander verbindet. Es macht jedoch das Wesen einer Nation aus, dass alle Individuen vieles miteinander gemein haben; aber auch, dass alle manche Dinge vergessen haben.³⁶

Izmir und Thessaloniki gehören heute zu den Nationalstaaten Türkei und Griechenland, und ihre zahlreichen ethnokulturellen „Gemeinden“ samt multiplen „Erinnerungen“ sind in der Tat verschwunden, haben im Zuge von Kriegen, Bürgerkriegen, „ethnischen Säuberungen“ u. a. dem nationalen Monopolgedächtnis von Türken und Griechen Platz gemacht.³⁷ Renans Weitblick bezüglich des Osmanischen Reiches schlug sich überdies in dem *caveat* nieder, dass das Imperium der drei Kontinente als solches zwar „[k]eine Nation“ sei, „von Kleinasien abgesehen“ allerdings³⁸ - was dem Territorialbestand der heutigen Türkei entspricht.

II.

In seinem Erfolgsbuch von 1983 nannte Benedict Anderson Renan lediglich an zwei Stellen, darunter an einer mit einem kurzen Zitat. Der zweiten Auflage von *Imagined Communities* fügte er dann aber ein zusätzliches Kapitel zu „Memory and Forgetting“ an³⁹, das, wie er im Vorwort ausführt, ganz ursächlich auf Renan zurückgeht:

The origin [...] was the humiliating recognition that in 1983 I had quoted Renan without the slightest understanding of what he had actually said: I had taken as something easily ironical what was in fact utterly bizarre.⁴⁰

Er meint damit Renans oben zitierte Aussage, dass es „das Wesen einer Nation aus[macht], dass alle Individuen vieles miteinander gemein haben; aber auch, dass alle manche Dinge vergessen haben“⁴¹, vor allem aber den Nachsatz:

36 Ebd.

37 Siehe aber etwa zur nordgriechischen Industrie- und Hafenstadt als türkischem, slavischem und jüdisch-sephardischem diasporischen lieu de mémoire namens „Selânik“, „Solun“ und „Salónica“: Mark Mazower, *Salonica – City of Ghosts. Christians, Muslims and Jews, 1430–1950*. London 2004, sowie Stefan Troebst, *Sehnsuchtsort Saloniki*, in: Bernd Henningsen/Hendriette Kliemann-Geisinger/Stefan Troebst (Hrsg.), *Transnationale Erinnerungsorte. Nord- und südeuropäische Perspektiven*. Berlin 2009, S. 175–184.

38 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 16.

39 Anderson: *Imagined Communities*, S. 187–206.

40 Ebd., S. xiv. Ähnlich auch S. 199, in Andersons auf „Juli 1996“ datierten „Nachwort zur deutschen Neuauflage“ ist diese Passage nicht enthalten (Anderson: *Die Erfindung der Nation*, S. 209–216).

41 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 15.

*[J]eder Franzose muß die Bartholomäusnacht und die Massaker des dreizehnten Jahrhunderts im Süden vergessen haben. Es gibt in Frankreich keine zehn Familien, die ihre fränkische Herkunft beweisen können [...].*⁴²

In einem eigenen Abschnitt mit der Überschrift „The Reassurance of Fratricide“ erläuterte Anderson dann seine frühere Fehlinterpretation: Aus dem Umstand, dass Renan weder den Begriff „Bartholomäusnacht“ noch die Bezeichnung „die Massaker des dreizehnten Jahrhunderts im Süden“ erklärt habe, sei zu schließen, dass Renans Zuhörerschaft 1882 diese beiden Ereignisse, also den Pogrom gegen die Hugenotten vom 24. August 1572 und die Vernichtung der Albigenser zwischen Alpen und Pyrenäen, eben *nicht* vergessen hätte⁴³ – das meint er mit „bizarrr“ (wohl im Sinne von „paradox“). Anderson zufolge bringt Renan hier eine implizite Kritik am Identitätsmanagement des französischen Kaiserreiches an, das ein „Vergessen“ fratrizider, d. h. innerfranzösischer Gewalt in der Vergangenheit – oder doch zumindest deren Charakters von Brudermord – obrigkeitstaatlich „angeordnet“ habe.

Der in China geborene und in Indonesien ausgebildete US-amerikanische Politikwissenschaftler irischer Herkunft schloss daran zwei Gedankengänge an: Zum einen den, dass das zielstrebige Verdrängen von Binnengewalt Kernbestandteil der Geschichtspolitik von Nationalstaaten sei – vor allem von solchen, die aus einem Bürgerkrieg hervorgegangen sind oder die einen solchen durchlaufen haben, wie etwa die USA, die Sowjetunion oder Spanien. Zum anderen äußerte er selbstkritisch:

*I had offered no intelligible explanation of exactly how and why, new-emerging nations imagined themselves antique. What appeared in most of the scholarly writings as Machiavellian hocus-pocus, or as bourgeois fantasy, or as disinterred historical truth, struck me now as deeper and more interesting. Supposing ‘antiquity’ were, at a certain historical juncture, the necessary consequence of ‘novelty’? If nationalism was, as I supposed it, the expression of a radically changed form of consciousness, should not awareness of that break, and the necessary forgetting of the older consciousness, create its own narrative? Seen from this perspective, the atavistic fantasizing characteristic of most nationalist thought after the 1820s appears an epiphenomenon; what is really important is the structural alignment of post-1820s nationalist ‘memory’ with the inner premises and conventions of modern biography and autobiography [Hervorhebung im Original – S. T].*⁴⁴

Der 2008 einem neuen Höhepunkt zustrebende griechisch-makedonische Namensstreit etwa, der im Kern ein Kampf um Dignität und Anciennität ist, stützt Andersons Sichtweise. Denn dabei geht es erkennbar nicht nur um Gegenwärtiges, sondern auch und gerade um „Antikes“, um den im 19. Jahrhundert hergestellten Rückbezug des griechischen Nationalstaats auf das Makedonien Philipps II. und Alexanders des Großen

42 Ebd.

43 Anderson: *Imagined Communities*, S. 199-203, hier S. 200.

44 Ebd., S. xiv.

im 4. Jahrhundert v. Chr. sowie auf den an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert vorgenommenen Bezug der neuen Republik Makedonien auf denselben antiken Referenzrahmen.⁴⁵ Insofern ist Renan hier zu korrigieren, der – seinerzeit noch völlig zurecht – feststellte, „[k]eine Nation führt ihren Ursprung auf das kolossale Abenteuer Alexanders zurück, so folgenreich es für die Geschichte der Zivilisation auch gewesen ist.“⁴⁶ Heute tun dies mindestens zwei europäische Nationen, nämlich Griechen und Makedonier, und auch albanische Archäologen haben bereits mit Grabungen begonnen ...

III.

Jakob Tanners Aufsatz „Nation, Kommunikation und Gedächtnis: Die Produktivkraft des Imaginären und die Aktualität Ernest Renans“ enthält einen Abschnitt „Die Nation im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen“, in welchem der Schweizer Wirtschafts- und Wissenschaftshistoriker Renans Vorlesung auf dem Hintergrund dessen Gesamtœuvres analysiert.⁴⁷ Tanner hält Renans Verweis auf die Notwendigkeit des „Vergessens“ für den Ausdruck einer bezeichnenden Ambivalenz: Aus wissenschaftlicher Sicht, so Tanner, stellt Renan zum einen nationale Mythen in Frage, erkennt zum anderen aber „das Vergessen als unabdingbaren Vorgang für die Konstitution eines nationalen Geschichtsbewusstseins“ an, was wiederum den „apodiktische[n] Wahrheitsanspruch des Nationalstaates“ relativiere.⁴⁸ Tanners nur auf den ersten Blick tautologische Schlussfolgerung daraus lautet:

*Wenn man schon nicht auf das Vergessen verzichten kann, so soll man doch – so lautete Renans Vorschlag – nicht vergessen, wie viel Vergessen nötig war, um zum eigenen nationalen Glauben zu gelangen.*⁴⁹

Das Renan'sche Postulat von „Vergesslichkeit als Voraussetzung für Gedächtnisleistungen“ fasst Tanner dabei in den Satz:

Das veröffentlichte Selbstverständnis eines nationalen Gemeinwesens und die verdrängten Dimensionen seiner Existenz bedingen und stützen sich gegenseitig; das eine kann nur deshalb ins Heroisch-Affirmative überhöht werden, weil das andere, das Unverträgliche,

45 Vgl. zum Hintergrund Loring Danforth, *The Macedonian Conflict. Ethnic Nationalism in a Transnational World*. Princeton, NJ, 1995, sowie zum aktuellen Stand Michael Martens, *Neurosen aus Athen, in den Tiefen der historischen Pathologie: Der Streit um den Namen Mazedoniens*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 57 vom 7. März 2008, S. 12; und ders.: *Wem gehört Mazedonien?* Vor dem Nato-Gipfel in Bukarest droht Athen mit einem Veto gegen die Aufnahme seines Nachbarn – wenn der seinen Namen behält In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 13 vom 30. März 2008, S. 12.

46 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 10.

47 Tanner: Nation, Kommunikation und Gedächtnis (Anm. 21), S. 48-51.

48 Ebd., S. 49.

49 Ebd.

*dem gesellschaftlich organisierten Schweigen anheim fällt und in ein kollektiv produziertes Unterbewusstsein zurücksinkt.*⁵⁰

Und auf dem Hintergrund der Renan'schen Formulierung „vom Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch bringen will“⁵¹, erhält seine Erfolgsmetapher des *plébiscite de tous les jours* Tanner zufolge „einen Einschlag ins Morbide“, stellt doch den „wahren Kern der Gemeinschaft [...] der vaterländische Totenkult“⁵² bzw. ein „agonale[r] Memorialkult, der Kriegsoffer ehrenvoll in Erinnerung hält und diese Toten mythisch verklärt“, dar.⁵³ Tanner spezifiziert dabei zwischen einem „intentionalen' Pol“ der auf Loyalitätssteigerung zielenden „Erinnerungspolitik“ nationaler Eliten auf der einen und einem „unbewussten' Pol“ des „kollektiven Gedächtnisses“ auf der anderen Seite – eines Gedächtnisses, „das die Last des Erinnerns durch Vergessen sowie Verdrängen mindert“.⁵⁴ Damit ist der Spannungsbogen dessen nachgezeichnet, was mittlerweile handelsüblich als „Geschichtspolitik“ und „Erinnerungskultur“ bezeichnet wird.

IV.

Eben diese beiden Begriffe *Erinnerungskultur* und *Geschichtspolitik* bilden den Untertitel von Aleida Assmanns Buch *Der lange Schatten der Vergangenheit* aus dem Jahr 2006. Im Unterschied zum Mainstream kulturwissenschaftlicher Gedächtnisforschung, der Renan bislang selten rezipiert⁵⁵, gibt diese Autorin dem französischen Multitalent breiten Raum, rekurriert ständig auf ihn – sei es im Kontext von „Opfer und Täter“, „Sieger und Verlierer“, „Geschichte und Gedächtnis“, „Leid und Schuld“, sei es bezüglich Themen wie „Vergessen“, „Trauer“, „Mythos“ oder „Europa“ –, ja widmet ihm einen eigenen Abschnitt, programmatisch überschrieben mit „Renan als Theoretiker des nationalen Gedächtnisses“.⁵⁶ Renan, das kann getrost konstatiert werden, ist (neben Nietzsche und Koselleck) mittlerweile ein Hausgott der Konstanzer Anglistin – was vor Erscheinen ihres Buches von 2006 übrigens nicht der Fall war.⁵⁷ Insonderheit hebt Assmann auf die zahlreichen Vorwegnahmen ab, die in ihrer Sicht Renan ungeachtet seiner zeitgenös-

50 Ebd.

51 Renan: Was ist eine Nation? (Anm. 14), S. 35.

52 Tanner: Nation, Kommunikation und Gedächtnis (Anm. 21), S. 50. Ähnlich auch Reinhart Koselleck, Einleitung, in: Ders./Michael Jeismann (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*. München 1994, S. 9-20.

53 Tanner: Nation, Kommunikation und Gedächtnis (Anm. 21), S. 51.

54 Ebd.

55 So findet sich keine Erwähnung Renans in der grundlegenden aktuellen Übersichtsdarstellung von Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2005.

56 Assmann: *Der lange Schatten* (Anm. 22), S. 37-40.

57 In einer auf ihre Habilitationsschrift zurückgehenden Monographie aus dem Jahr 1999 zitiert die Autorin Renan nur an einer einzelnen Stelle, und zwar nach der Erstauflage von Benedict Andersons *Imagined Communities*: „Ernest Renan hat die Nation bekanntlich als eine Ansammlung von Individuen definiert, die vieles gemeinsam haben und gemeinsam vieles vergessen haben.“ Vgl. Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, S. 62-63, Fn. 3.

sischen Begrifflichkeit – „Seele“, „Wesen“, „Leib“ u. a. – zuzuschreiben sind, so etwa „die aktuelle ‚anti-essentialistische‘ Theorie von der Nation als einer ‚vorgestellten Gemeinschaft‘ [...], die sich auf eine imaginative Konstruktion [...] gründet.“⁵⁸ Jakob Tanner hat Renan diesbezüglich sogar „einen Dekonstruktivismus ein Jahrhundert *avant la lettre*“ attestiert.⁵⁹

Aleida Assmanns intensive Renan-Rezeption gipfelt in einer Liste von vier Gründen, „die es rechtfertigen, Renan als einen wichtigen Vordenker der nationalen Gedächtnistheorie zu würdigen“⁶⁰:

- *er hat die Bedeutung des Vergangenheitsbezugs als zentrales affektives Band für den Zusammenhalt der Nation betont,*
- *er hat die Bindungskraft von Leid und Trauer noch über die von Triumph und Erfolg gestellt,*
- *er hat auf die konstitutive Bedeutung des Vergessens für die nationale Gedächtniskonstruktion aufmerksam gemacht, und*
- *er hat hellsichtig den Zwiespalt zwischen Geschichtsforschung und kollektiven Gedächtniskonstruktionen angesprochen.*⁶¹

Eindrücklicher kann eine Hommage an den *homme de lettres* des 19. Jahrhunderts fast 125 Jahre nach der Vorlesung in der Sorbonne wohl kaum ausfallen. Damit hat Assmann Renan nachhaltig in den aktuellen Erinnerungsdiskurs reintroduziert, wie im Übrigen auch die – mehrheitlich durchwachsenen – Rezensionen zu ihrem Buch belegen.⁶² Auf die weitere Karriere der Renan'schen Ausführungen zu „Erinnerungen“ und „Vergessen“ darf man daher gespannt sein.

V.

Was Ernest Renan 1882 im Kontext seiner Vorstellung von der „Willensnation“ zu „*souvenirs*“ und „*l'oubli*“ gesagt hat, war, wenn nicht gänzlich neu, so doch unbestritten originell, von analytischer Schärfe und sprachlicher Präzision. Dass drei so profilierte Autoren, wie die hier vorgestellten, ihn ausführlich präsentieren, rezipieren und analysieren, ist dabei Beleg für seine Aktualität und Zeitlosigkeit. So wie sich die neue Nationalismus-Literatur der 1980er und 1990er Jahre nach dem Neulesen von Renans

58 Assmann, *Der lange Schatten* (Anm. 22), S. 43. Vgl. auch die oben zitiert Aussage Christian Geulens.

59 Tanner, *Nation, Kommunikation und Gedächtnis* (Anm. 21), S. 52.

60 Assmann, *Der lange Schatten* (Anm. 22), S. 43.

61 Ebd..

62 Vgl. exemplarisch Norbert Frei, *Ich erinnere mich*. Aleida Assmanns Gedächtnisdiskurs gefällt sich in seinen eigenen Konstruktionen, in: *Die Zeit* Nr. 40 vom 28. September 2006 (URL <http://www.zeit.de/2006/40/P-Assmann>); Ackermann, Ulrike: „Nie wieder Gulag“ hört man bis heute kaum, in: *Das politische Buch*. Deutschlandradio Kultur. vom 24. November 2006; Jahr, Christoph: *Das Leiden an der Erinnerung*. Aleida Assmann über Trauma, Gedächtnis und Politik, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 6. Dezember 2006 (URL <http://www.nzz.ch/2006/12/06/fe/articleEK221.html>); und Andrew James Johnston, *Gedächtniskultur nach Wunsch*. Aleida Assmann skizziert eine gemeinsame europäische Geschichtspolitik, in: *tageszeitung* (taz) Nr. 8159 vom 23. Dezember 2006.

Vorlesung stellenweise wie eine Neuverfindung des Rades, partiell gar als banal ausnimmt, so zahlreich sind die Déjà-vu-Erlebnisse bei der Renan-Lektüre bezüglich des Publikationsbooms zu Gedächtnis und Identität, zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Und so wie sich andere, ursprünglich ebenfalls als monothematisch geltende Klassiker des ausgehenden „langen“ 19. Jahrhunderts in der Retrospektive als frappierend vielfältig ausnehmen – Leopold von Ranke, Karl Marx oder Georg Simmel etwa –, so stellt sich der lange Zeit als ausschließlich auf die „Nation“ abonniert geltende Renan als facettenreicher Denker und als beschlagener Diskussionspartner im Memorialdiskurs dar. Diese Entwicklung beinhaltet insofern ein Element ausgleichender Gerechtigkeit, als der französische „Prophet in a Scientific Age“⁶³ seinerzeit ein in Umfang und Bandbreite gewaltiges Werk geschaffen hat, in dem es auch künftig etliches wiederzuentdecken gilt, etwa Renans Auseinandersetzung mit dem Islam.⁶⁴

63 Matthias Dörries, Ernest Renan, a Prophet in a Scientific age. Berlin 2000 (= Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 133).

64 Siehe hierzu eine weitere Vorlesung Renans an der Sorbonne, diesmal über den Islam und die Wissenschaft, am 29. März 1883, die zu einem Disput mit dem muslimischen Intellektuellen Jamal al-Din al-Afghani führte. Vgl. Der Islam und die Wissenschaft. Der Disput zwischen Ernest Renan und Jamal al-Din al-Afghani 1883, in: Themenportal Europäische Geschichte (2007) (URL <http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=275>) und Birgit Schäßler, Religion, Rasse und Wissenschaft. Ernest Renan im Disput mit Jamal al-Din al-Afghani, in: Themenportal Europäische Geschichte (2007) (URL <http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=274>), sowie Kurt Weinberg, „Race“ et „races“ dans l'oeuvre d'Ernest Renan, in: Zeitschrift für Französische Sprache und Literatur 68 (1958), S. 129-164; Wolfgang Geiger, Ernest Renan und der Ursprung des modernen Rassismus, in: Ders.: Geschichte und Weltbild. Plädoyer für eine interkulturelle Hermeneutik. Frankfurt/M. 2002, S. 307-333; und Christian Geulen, Wahlverwandte: Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert. Hamburg 2004.

BUCHBESPRECHUNGEN

**Kenneth F. Kiple: A Movable Feast.
Ten Millennia of Food Globalization,
New York: Cambridge University
Press, 2007, 368 S.**

Rezensiert von
Jeffrey M. Pilcher, Minneapolis

Kenneth F. Kiple, Distinguished University Professor emeritus at Bowling Green State University, is one of the leading authorities on the social history of human nutrition. In three innovative monographs, published in the 1970s and 1980s, he laid out a „biological history” of African slaves in the Americas. Using archival materials from Brazil, the Caribbean, and the United States, he combined data on plantation rations and contemporary medical accounts of slave maladies with the findings of modern nutritional science to quantify the awful toll of malnutrition on slaves. Kiple followed this original research by organizing two invaluable, encyclopedic projects, „The Cambridge World History of Human Disease” (1993), and „The Cambridge World History of Food” (2000). The latter work was a monumental two-volume opus co-edited with Kriem-

hild C. Ornelas (and in the interests of full disclosure, this reviewer was one of forty members of the editorial board). The current book provides a brief narrative history based on its scholarly foundations, and thus reflects both the strengths and weaknesses of the larger project.

In both works, Kiple displays mastery of a tremendous volume of interdisciplinary scholarship, much of it originating in the 1920s. The most direct source for this synthesis is the *Annales* tradition of „total history,” which sought to represent the sum of human existence with painstaking attention to material conditions, particularly foods. This historical project, in turn, has benefited from the confluence of biological and archaeological research on the domestication and diffusion of plants and animals, a field pioneered by the Russian botanist Nikolai I. Vavilov, who is affectionately eulogized here. A third prominent lineage running through these pages is the work of social anthropologists offering nutritional and environmental explanations for cultural practices such as the alkali treatment of maize, which provided essential vitamin enrichment for diverse foods including tortillas, tamales, and hominy. Standing behind all of these intellectual traditions is the Reverend Thomas Malthus, whose shadow of generalized peasant malnutrition in the past and untold future famines

also haunts Kiple's book. – Globalization provides the very flexible framework for making sense of the incredible diversity of human eating habits developed over ten-thousand years of history. The first third of the book locates the origins of globalization with the invention of agriculture and the subsequent spread of a few select plants and animals outward from their hearths of domestication. Following the trend for food „biographies,” Kiple outlines the individual trajectories of species, punctuated by more general chapters about hunter-gatherers, agrarian empires, and food and religion. The Columbian Exchange beginning in 1492 marks a second age of globalization, in which the entire world finally becomes connected, in large part through the movement of foods. As in the work of Alfred Crosby, who coined the phrase, the emphasis is on merchant activities and demographic consequences. The final third of the book discusses the last two-hundred years, as globalization becomes a function of industrial homogenization and cultural „Americanization.” Kiple gives attention to fast food, migration, nutritional science, and agricultural modernization.

With such an ambitious agenda, much is inevitably left out of the narrative. Noticeably absent is any reference to the historiography of the last fifteen years, including a vast outpouring of research supplementing the quantitative „calorie counting” with more ethnographic attempts to understand the influence of culture, gender, and class on food selection. And like so much world history, the west dominates the analytical focus, while „the rest” provide only colorful examples, or in this case, additional foodstuffs. Thus, discussions

of agrarian empires emphasize ancient Greece and Rome and their medieval successors. Likewise, the chapter on religion elaborates on the feasts and fasts of Catholicism, describes crop diffusion in the medieval world of Islam, allots three paragraphs to Buddhist vegetarianism, and virtually ignores Hinduism. (The Cambridge History similarly combined the Middle East and South Asia in a chapter written by a specialist on Islam that devoted only two pages to the subcontinent.) Finally, the hundred pages on modern globalization focus almost entirely on the United States, except for one brief chapter on early industrialization and nineteenth-century colonialism. When foreigners do intrude, they appear as rather cardboard figures of migrants, fast food consumers, and GMO protesters. Here, in particular, Kiple could have benefited from a closer reading of recent scholarship.

This book illustrates another common problem in writing world history, the difficulty of organizing vast amounts of material to make effective comparisons. Kiple's reliance on encyclopedia entries lends itself to lists of foodstuffs, enlivened by an interesting anecdote about each. For example, the discussion of livestock lumps together cattle, sheep, goats, and pigs, domesticated thousands of years ago, with reindeer, brought under human control a mere five centuries ago, in very different historical circumstances, with little attempt at analysis. Jarring chronological jumps are common in the text, along with some glaring mistakes, such as the claim that Roman navigators discovered the monsoon routes across the Indian Ocean. And although Cambridge University Press produced a very attractive and nicely illustrated vol-

ume, the actual editing was less effective. Repetitious arguments and retold stories abound, and the conqueror of Mexico's name, Hernando Cortés, is spelled in at least four different ways.

To be fair, this work is merely a popularized abridgement of a grand opus, and serious readers will want to consult the Cambridge History. In fact, they will have to consult it, because about half of the footnotes refer to articles from the larger collection. The most valuable contribution of this brief synthesis may be revisiting the scholarship in the original two volumes, of which perhaps only the co-editors have made it all the way through. This short book highlights important findings and fascinating tales that may have been overlooked by experts, while also making them accessible to a general audience. If Kiple does not incorporate the latest historiography, he does provide a fitting capstone not only to his own distinguished career, but to generations of social science research on the history of food and society.

Daniel Maul: Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation.

Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen: Klartext Verlag, 2007, 447 S.

Rezensiert von
Isabella Löhr, Heidelberg

Internationale Organisationen haben Konjunktur in der geschichtswissenschaftlichen Forschung. Studien, die sich mit sozialen, wirtschaftlichen, politischen oder

kulturellen Prozessen in globaler Perspektive auseinandersetzen, entdecken internationale Organisationen zunehmend als historische Triebkräfte, die entweder aktiv zur Gestaltung globaler Politikprozesse beitragen oder in deren institutionellen Rahmen die kontroverse Aushandlung von sozialen und politischen Normen, ihre Umsetzung in die politische Praxis sowie die daraus resultierende Verschiebung von Machtverhältnissen stattfand. Genau diesen Ansatz verfolgt Daniel Maul mit seiner Studie über die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) und ihrer Rolle bei der Ausarbeitung und Durchsetzung menschenrechtlicher und entwicklungspolitischer Standards im Dekolonisationsprozess.

In drei Teilen analysiert Maul die wachsende Bedeutung der IAO beim Übergang von einer partikularistischen Kolonialpolitik zur Einführung universaler sozialer Rechte, die 1944 auf einer Konferenz der IAO in Philadelphia erstmals formuliert wurden. Die Aufmerksamkeit der Studie liegt auf der politischen Reichweite dieser Rechte und auf den Schwierigkeiten bei der Durchsetzung dieser Standards in den kolonialen bzw. ab 1945 so genannten ‚abhängigen Gebieten‘. Sehr detailliert beschreibt Maul den Weg aus der politischen Zwickmühle, in der die IAO sich in den ersten Nachkriegsjahren verstrickte. Auf der einen Seite vertrat sie die neue Norm universaler sozialer Rechte, die Vertreter der abhängigen und noch kolonialen Gebiete auf den Konferenzen der IAO in ungewöhnlicher Offenheit einzuklagen begannen. Auf der anderen Seite konnte vor allem das Internationale Arbeitsamt (IAA), das ständige Büro der IAO, nur insoweit eigenständig agieren und diese

neuen menschenrechtlichen Standards in die Tat umsetzen, wie es wichtige Mitgliedsstaaten der IAO, darunter die Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien, zuließen. Sehr präzise analysiert Maul diesen permanenten Balanceakt des IAA zwischen einer Politik, die nicht im Widerstreit mit den Interessen seiner westlichen Mitgliedsstaaten geraten, die aber auch nicht die Glaubwürdigkeit der IAO untergraben sollte, indem die IAO nicht die von den Kolonialmächten praktizierte „Doppelnorm“ übernahm, die Geltung universaler sozialer Rechte in den Kolonien einzuschränken. Ein Ausweg aus diesem Dilemma fand die IAO mit den in den 1950er Jahren gestarteten Technischen Hilfsprogrammen, mit deren Hilfe die IAO ihren Ansatz eines integrierten Entwicklungsprogramms, das neben wirtschaftlicher Entwicklung die soziale Umstrukturierung der Gesellschaft im Sinne eines westlichen Demokratieverständnisses beinhaltete, schrittweise umsetzte.

Die Studie von Maul ist eine sehr dichte Beschreibung der IAO als internationaler Normsetzer in den Bereichen Menschenrechte und Entwicklung, als „operativ“ tätige Organisation zur Umsetzung ihres Konzeptes eines integrierten Entwicklungsansatzes in den kolonialen Territorien bzw. späteren Entwicklungsländern und als politisches Forum, in dessen Hallen westliche und nichtwestliche Staaten um die Definition von Menschenrechten und ihren Stellenwert in der politischen Praxis stritten. Die Studie profitiert maßgeblich davon, dass der Autor sich nicht nur auf die IAO konzentriert, sondern sie umfassend kontextualisiert, indem er die internen Diskussionen um sozialpolitische Normen und politische Richtungsent-

scheidungen innerhalb des IAA mit den politischen Interessen konfrontiert, die die (ehemaligen) Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich sowie die USA als neue politische Großmacht formulierten. In Kombination mit einer permanenten Reflexion der Rolle weltpolitischer Konstellationen wie dem Kalten Krieg und dem aufziehenden Nord-Süd-Konflikt gelingt Maul eine sehr vielschichtige, gut argumentierte und sprachlich teilweise brillante Darstellung, wie die IAO die sukzessive, teilweise schwierige und von Kompromissen gezeichnete Einführung von sozial- und entwicklungspolitischen Standards im Zuge der Dekolonisation vorantrieb.

Eine kritische Anmerkung bleibt dem theoretischen und methodischen Vorgehen vorbehalten. Die neue Aufmerksamkeit für internationale Organisationen als Gegenstand historischer Forschung geht einher mit einer noch sehr kontrovers geführten Diskussion über die Frage, ob internationale Organisationen eigenständige Akteure sind oder nicht. Maul streift diese Frage, ohne jedoch die aktuellen Forschungsdiskussionen in der Politik- und Geschichtswissenschaft, die eine Lanze für die Akteursdimension brechen, hinreichend zu reflektieren. Das ist insofern schade, weil Maul ausreichend Material besäße, einen substanziellen Beitrag zu dieser Theoriediskussion zu leisten, der die Ambivalenz internationaler Organisationen herausstreichen könnte, einerseits Normen zu setzen und ihre Umsetzung mit Hilfe personeller und finanzieller Ressourcen und politischer Netzwerke gezielt und auch gegen äußere Widerstände zu betreiben, andererseits aber nur soviel Handlungsspielraum zu besitzen,

wie unter spezifischen machtpolitischen Interessenskonstellationen zu erkämpfen ist. Auch wenn Maul die Dekolonisation offensichtlich stärker interessiert als der Gegenstand ‚internationale Organisationen‘, hat er an dieser Stelle eine Gelegenheit verpasst, seine materialreiche und sehr dichte historische Beschreibung stärker analytisch zu fassen, seine gänzlich auf die IAO zugeschnittene Darstellung zu öffnen und Anknüpfungspunkte für vergleichbare Studien über die Rolle internationaler Organisationen bei der Entwicklung und Implementierung universaler Normen bzw. neuer Politikfelder zu schaffen. Trotz dieses konzeptionellen Mankos ist die Studie jedoch jedem Leser ans Herz zu legen, der einen fundierten Beitrag zur Entstehung und diskursiven Verankerung menschenrechtlicher und entwicklungspolitischer Standards nach dem Zweiten Weltkrieg sucht.

Warwick Anderson: *The Cultivation of Whiteness. Science, Health, and Racial Destiny in Australia*, Durham: Duke University Press, 2006, 390 S.

Rezensiert von
Mandy Kretzschmar, Leipzig

Als biologische Kategorie zur Differenzierung von Menschengruppen wurde das Konzept von Rasse spätestens seit den 1990er Jahren vollständig aus den Naturwissenschaften verbannt und durch das der menschlichen Diversität ersetzt. Die

verheerenden sozialen Auswirkungen der Idee der Kategorisierung nach Menschenrassen, welche Grundlage des modernen Rassismus war, sind jedoch auch heute weltweit spürbar. Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dieser Thematik spiegelt sich beispielhaft in den lange überfälligen Worten des neu gewählten australischen Premierministers Kevin Rudd wieder. Im Februar 2008 entschuldigte er sich öffentlich im Namen des Staates bei der indigenen Bevölkerung Australiens für jahrzehntelanges Unrecht und Diskriminierung.¹ Dennoch werden die überholten Vorstellungen der Systematisierung von Menschen nicht nur von ultranationalistischen Gruppen für deren Zwecke weiterhin instrumentalisiert. Vielmehr ist die Popularität der Klassifizierung nach vermeintlich rassistischen Unterschieden noch immer tief im Bewusstsein großer Bevölkerungsgruppen verankert.

Diese Erfahrung machte auch Warwick Anderson, gegenwärtig Professor für Medizingeschichte an der University of Madison, Wisconsin. Wie er in der Einleitung erklärt, motivierte ihn ein Vorfall aus dem Jahr 1997 zum Schreiben seiner Studie. Damals wurde er in Melbourne im Anschluss an seinen öffentlichen Vortrag zur Rassenthematik von einem Publikumsgast wütend als Verräter an seiner Rasse beschimpft. In der Folge setzte Anderson sich zum Ziel, die Geschichte der wissenschaftlichen Konstruktion des weißen Australiens seit den kolonialen Anfängen zurück zu verfolgen. Vor dem Hintergrund der historischen Entwicklung und Adaption der Idee von „whiteness“, erörtert er, welche Aussagen medizinische Wissenschaft und öffentliches Gesundheitswesen über Identität, Umwelt und Nation trafen. Auf

diese Weise gelingt ihm ein innovativ analytischer Zugriff auf die Geschichte der medizinischen Ideen und Praktiken im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Australien. Chronologisch und geographisch strukturiert verfolgt Anderson die Genese und Formierung der Idee von „whiteness“ in Australien. Dabei ermöglicht die gewählte Gliederung in drei aufeinander folgende Teile: „The Temperate South“, „The Northern Tropics“ und „Aboriginal Australia“, denen jeweils mehrere in sich abgeschlossene Kapitel zugeordnet sind, eine flexible Lesbarkeit nach Forschungsinteresse. Kartographische Abbildungen, sowie eine mehrseitige Zusammenstellung von Fotografien veranschaulichen die im Text behandelte Thematik und werden durch eine umfassende Bibliographie sowie einen detaillierten Index ergänzt. Leider ist zu bemängeln, dass die vorliegende Neuauflage von 2006 unverändert ist. Insbesondere die Möglichkeit einer Ergänzung aktueller Literaturangaben zur Thematik seit der Erstveröffentlichung im Jahr 2003 wurde nicht wahrgenommen.

Seine Studie sieht Anderson im Gegensatz zu einer konventionellen Historiographie von Medizingeschichte, die fast ausnahmslos institutionsgeschichtlichen oder biographischen Narrativen folgen bzw. den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt fokussiert. Er weist Medizinern vielmehr eine Akteursrolle als Berater für Politik und Öffentlichkeit im Prozess der Nationsbildung zu. Ihre Aufgabe, so begründet Anderson sein Argument, bestand darin, das Nachdenken über den eigenen Körper anzuregen und Handlungsanweisungen zu geben. Auf diese Weise konnten die Menschen auf die fremde Umgebung reagieren, individuelles Verhalten ändern

und neue Interaktionen mit anderen eingehen (S. 2). Überzeugend etikettiert er dabei Labor und Klinik als Orte der Entstehung der neuen Nation. Gleichwohl bleiben Fragen nach der Umsetzung und praktischen Annahme dieser Ideen zu einem großen Teil unbeantwortet. Im Hinblick auf Verweise zu bedeutenden australischen Ärzten und Wissenschaftlern und deren Einfluss im benannten Forschungszeitraum brilliert die Studie. Jedoch wird die Perspektive anderer Akteursgruppen, wie beispielsweise des Krankenpersonals sowie der indigenen Bevölkerung, die oftmals für Experimente missbraucht und zu Messungen gezwungen wurden, vernachlässigt.

Die Studie setzt zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der frühen Kolonisation im Südosten des Fünften Kontinents ein. Ängste vor unbekanntem Krankheiten und einer möglichen Degeneration, bedingt durch das ungewohnte Klima der „Antipoden“, dominieren die Diskussionen der Wissenschaftler. Fachkundig illustriert Anderson die dynamische und reziproke Beziehung der britischen Neuankömmlinge zur Fremde. Anderson erläutert die Aufgabe der Ärzte, den Körper des Patienten zu regulieren und so eine Anpassung voranzutreiben. Bereits im ersten Kapitel offenbaren sich die Tiefgründigkeit und der wissenschaftliche Perfektionismus Andersons. Seine Forschungsergebnisse der Auswertung eines umfangreichen Korpus' von Primär- und Sekundärquellen offerieren einen weit reichenden Einblick in das komplexe Netzwerk von Akteuren, Debatten und beteiligten Institutionen.

Sodann beschreibt Anderson die Substitution von Theorien umweltbedingter Verursachung von Krankheiten (S. 42)

durch neue Annahmen sozialer Krankheitsursachen. An den neu entstandenen kolonialen Gesundheitszentren sowie medizinischen Fakultäten in Melbourne, Sydney und Adelaide bemühte man sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der Bakteriologie. Der menschliche Körper wurde als Reservoir von Krankheitserregern identifiziert. Vor diesem Hintergrund veranschaulicht Anderson überzeugend wie Mediziner die öffentliche Debatte dieser Zeit beeinflussten. Im Diskurs über eine hygienische, moralische, symbolisch „gute“ (und „weiße“) Staatsbürgerschaft wurden Mitglieder anderer Rassen, aber auch arme Weiße als Überträger von Krankheiten stigmatisiert.

Der anschließende und im Rahmen der Studie umfangreichste Teil widmet sich dem tropischen Norden Australiens zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Anderson zeigt auf, wie die vorherrschende britisch-imperiale Anschauung, dass es Weißen nicht möglich sei, dauerhaft im tropischen Klima leben zu können ohne physiologischen und anatomischen Schaden zu nehmen, entkräftet wird. Die tropische Grenze wird zu einem Ort des Rassenkampfes, an dem die entscheidende Schlacht um die Konstruktion einer robusten, zeugungskräftigen weißen Nation geführt wird (S. 76). Beispielhaft und detailliert zeigt Anderson die wissenschaftlichen Forschungen einzelner Mediziner auf und fokussiert insbesondere die Gründung des Tropeninstitutes für Medizin und Forschung in Townsville, Queensland 1913. Dennoch ist festzustellen, dass es der vorliegenden Studie an weltweiten Vergleichen ähnlicher Prozesse und medizinischen Vorgehensweisen in anderen tropischen Re-

gionen mangelt. Dieses Defizit tritt vor allem dort in Erscheinung, wo australische Institutionen und Mediziner transnational agieren, bzw. externe Akteure in Australien tätig werden. So bleibt beispielsweise die Frage offen, weshalb sich das International Health Board der Rockefeller Foundation an der Bandwurm-Kampagne in Queensland zur Erforschung und Eindämmung der Infektionskrankheit, die vor allem weiße Australier befiel, beteiligte (S. 155). Gleichwohl wird das Hinterfragen von Wissensbeständen hinsichtlich der Verwendung von Rassenordnungen durch britische und amerikanische Wissenschaftler, die die australische Forschungslandschaft beeinflussen, nur peripher erwähnt (S. 174).

Selten zeigt sich eine so unmittelbare Resonanz auf eine wissenschaftliche Publikation wie in diesem Fall. In den verbleibenden Kapiteln wendet sich Anderson den medizinischen Forschungen an der indigenen Bevölkerung in den 1930er und 1940er Jahren im Süden Australiens zu. Unverblümt zitiert er aus den Primärquellen und offenbart dem Leser einen Einblick in die Dokumentation morphologischer und physiologischer Eigenschaften der Ureinwohner. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse formten die Argumentationsgrundlage für politische Maßnahmen zur Assimilierung bestimmter Teile der indigenen Bevölkerung. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die heute als „gestohlene Generationen“ bekannten Mischlingskinder unfreiwillig ihren Familien entrissen, um sie in Heimen oder „weißen Familien“ in die weiße Gesellschaft zu integrieren. An dieser Stelle verweist Anderson im Besonderen auf die von der University of Adelaide in Auftrag

gegebene Harvard-Adelaide-Studie. Norman B. Tindale und Joseph B. Birdsell sammelten 1938–39 anthropometrische Werte von mehr als 1.200 half-caste Aborigines, um zu beantworten, inwiefern sich „Mischlinge an die europäische Zivilisation anzupassen vermögen“ (S. 235). Die Aufdeckung und Dokumentation dieser Quellen durch Anderson führte bereits im Vorfeld der Publikation im Februar 2002 zu einer öffentlichen Entschuldigung der Universität an die „gestohlenen Generationen“ für die an den Aborigines im Namen der Wissenschaft durchgeführten barbarischen Experimente.²

In historischer Perspektive, so belegt diese Studie für das Beispiel Australiens, erweist sich „whiteness“ als eine flexible Kategorie, die abhängig von medizinischen Forderungen und politischen Bedürfnissen entweder als britisch, weiß oder kaukasisch gerahmt wird und immer einem bestimmten Ideal von Staatsbürgerschaft nachstrebte (S. 255). Obwohl das Konzept Rasse aus der biomedizinischen Wissenschaft verbannt wurde, findet es insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften weitere Verwendung. Der Aufschwung von Rassenbeziehungsstudien seit den 1970er Jahren in Australien zeigt, dass die Generation von postkolonialen Akademikern, unter ihnen auch Anderson, „Rasse“ und „Rassismus“ als regierende Prinzipien weiterhin in ihren Arbeiten voraussetzen. Im konkreten Fall ist eine herausragende und zu empfehlende Publikation entstanden, die bei einem weit gefassten Fachpublikum Interesse finden wird.

Anmerkungen:

1 <http://www.tagesschau.de/ausland/aborigines12.html> (14.09.2008)

2 <http://www.adelaide.edu.au/news/news314.html> (14.09.2008)

Enrico Dal Lago/Constantina Katsari (Hrsg.): *Slave Systems Ancient and Modern*, Cambridge: Cambridge University Press, 2008, 375 S.

Rezensiert von
Seymour Drescher, Pittsburgh

Slavery has been globally ubiquitous for millennia. This collection is intended to examine slavery and unfree labour in the ancient Mediterranean and the modern Atlantic through methodologies of comparative history. The editors, following a distinction first formulated by Moses Finley, argue for the special status of classical Mediterranean and modern transatlantic slaveries. These were „slave societies“ within the more generic and more diverse ensemble of „societies with slaves.“ „Slave societies“ is appropriately applied to systems in which the institution was especially pervasive, economically, socially and culturally.

The introductory chapter calls attention to the fact that the participating contributors do not feel constrained to focus upon any particular understanding of comparative analysis. Nor do they consistently focus on the two systems favored by the editors. The first two contributors, with quite divergent frames of reference (world history and comparative-history), immediately alter the boundaries of the discussion. Or-

lando Patterson's cross-cultural analysis of slavery, gender, work and warfare in pre-classical Greece is rigorously comparative. Designated variables (modes of subsistence, gender, polygamy and warfare) are cross-tabulated in a systematic search for statistically significant correlations. The evidentiary sample is drawn from hundreds of pre-modern societies. The result is a compelling thesis on the preconditions for the formation of premodern „societies with slaves,” rather than of „slave societies” in particular. Indeed, Patterson begins his essay with a warning against using paradigmatic Roman conceptions which later served as the legal foundations of modern Atlantic slavery. Patterson's closing, focusing on slavery in pre-classical Greece, brings us only to the threshold of classical slavery.

Patterson's approach is not unique. What some contributors refer to as „genuine” slave economies, meaning its Greco-Roman and New World variants, is often given short shrift. The second contributor, Joseph C. Miller is a case in point. He challenges the very premise of slave systems as structures that are accessible to fruitful comparison. Miller insists on approaching slavery as the outcome of a persistent world-historical process extending over four millennia. Once more, the classic slave societies designated for comparison with modern slavery have no privileged place in Miller's schema. His world-historical narrative moves with breathtaking speed through the pre-modern empires of Asia, and Islam, Europe and Africa. At the center of Miller's narration is the millennial process of slaving, traversing a long term evolution of human society between 'Gemeinschaft and Gesellschaft'. It is a world

that begins with slaveries of predominantly enslaved females embedded within patriarchal households. In this broad sweep of pre-modern history large-scale classical slavery is typologically marginal. The Roman case is allotted no more than a brief paragraph and Greece is largely ignored. A fundamental transformation occurs with the establishment of New World slavery, especially after 1650. For Miller the critical novelty of Atlantic slavery lies in its commercialization of human relations, accentuated by the racially enslaved transatlantic diaspora. The upshot of Miller's multi-millennial tour-de-force is a challenge to the whole enterprise of comparative analysis. Miller's New World slavery is so novel and unique as to subvert even the classical tradition of legal culture and ideology redeployed by New World empires. For Miller the true import of the world historical perspective is the radical contrast between feminized pre-modern slaveries nested in localized patriarchal households and the global commercial world dominated by enslaved males laboring in plantations and autonomously evolving slave cultures.

Walter Scheidel opens Part II of the collection on slavery and economics. He frames his analysis within a long tradition of economic theorizing. His aim is to determine conditions for the emergence and maintenance of classical slavery. His analytic point of departure is comparative: New World slave labor arose in sparsely populated regions at the peripheries of Atlantic empires. Ancient large-scale agricultural slavery arose at the core of well-populated societies. In the U.S. South, and the British sugar islands, slavery was a pain-intensive labor system, most evident in plantation gang-labor. It was also a system tightly

limiting exit from the status. By contrast, Roman masters were able to deploy their slaves in care-intensive occupations.

How, then did slavery evolve in the high-density populations of classical antiquity, and why did it flourish in so many care – (or skill)-intensive spheres of economic activity? For Scheidel the equivalent of modern transatlantic labor scarcity in the Greco-Roman world was provided by the enormous and continual demand for citizen-soldiers engaged in combat. The primary incentive for this skilled and motivated labor force was a high rate of manumission. The very limited demographic data available on numbers and proportions of slaves in Greco-Roman antiquity is, of course, a limiting condition for all such comparisons. Scheidel strengthens the power of his model, however, by showing its applicability to slave occupations in an analogous modern case – sixteenth-century Portugal. Comparing the declines of ancient and modern slave systems is even more challenging. Classical slaveholders never experienced the cluster of political, military and cultural pressures that resulted in modern antislavery and global abolition.

Tracy Rihill's essay expands the implications of Scheidel's analysis: Roman slaves were, she concludes, highly motivated to improve technology – perhaps more so than were free laborers. She also emphasizes the function of manumission as a positive incentive to slave innovation in the skilled trades. Rihill even argues that slavery may well have been the main agent of technological innovation and transfer in any premodern society where the geographical mobility of free workers was unusual.

Michael Zeuske closes out the economics section by discussing economic comparisons of nineteenth-century slave systems in the Americas. He identifies one historical event as the catalyst for comparison – the Haitian Revolution. Appealing to the impact of the Saint-Domingue slave revolution, Zeuske repositions slave agency as the driving force in nineteenth century economic comparisons of slave systems. Apart from the Haitian case, this essay is less concerned with the impact of other revolutions in North America and Europe, or with most of the extended economic comparisons of slave systems in the Northern Atlantic world. Nor does the essay consider the role of slave agency in classical economic thought. It poses no questions about why large-scale slave revolts did not stimulate similar economic analysis in the ancient Mediterranean.

Part IV, on the ideologies and practices of slaveholders, clearly reflects the relative abundance of documentary evidence available to historians on masters' perspectives. The editors' own essay compares writings of slave management in ancient Rome and the Southern United States. Del Lago and Katsari uncover a number of interesting similarities in masters' writings on the maintenance, control and health of the enslaved. Given the significance of discussions of manumission in so many other essays, it is perhaps significant that the subject is not more directly addressed in this essay. Manumission does not appear to have been singled out as a major source of „positive” incentives in Greco-Roman writings. Correspondingly, the disciplinary threat of slave sales does not appear to have figured prominently in discussions of management by American Southern-

ers. Nor did American essayists on slave management appear to have directly addressed their system's vulnerability, as a „peculiar” institution adjacent to free labor zones, or under ideological threat from both northern American society and Europe. One wonders whether such a situation operated on Southern slaveholders' as a strong incentive to conform, in their manuals, to the „paternalist” ideology of their less threatened ancient predecessors. The authors also seem ambiguous about the combined impact of Southern paternalist ideology and the more modern profit-maximizing ethos of U.S. slaveholders. Even more clearly, the absence of sufficient quantitative data from antiquity in this regard would appear to make rigorous comparisons between „pre-capitalist” ancient and „capitalist” modern mentalities extremely difficult.

The essay by Marques and Joly, analyzing two early eighteenth-century Brazilian Jesuit authors' writings on slave management, constitutes another case of convergence with ancient slaveholders' ideology. The authors emphasize the continued dominance of the classical and Christian ideological tradition. In one respect their essay reinforces the „paternalist” consensus discussed in the previous essay. On the other hand, Joly and Marques conclude that the eighteenth-century capitalist ethos disrupted the paternalistic ideology in the New World. They illustrate the onset of this new hegemonic commercialism by citing a mid-eighteenth century English West Indian manual on slave management. How then are we to explain the restored hegemony of paternalism in U.S. Southern ideologies of paternal management a century later?

Part IV, on „exiting” slave systems, reopens the important question of manumission on different terms. Olivier Petré-Grenouilleau's typology of exits presents a careful classification of the repertoires available to masters and slaves for ending enslavement, from the reciprocal relationships of manumission, to individual and collective flight, to revolt and, ultimately, to abolitionist liberation. Once again, the absence of reliable data on rates of manumission in classical slavery does not permit rigorous quantitative comparison with modern slaveries. Petré-Grenouilleau makes the important point that a high rate of exits could create both nodules of friction and a useful mechanism for perpetuating the institution. His examination of the context of exits also offers readers a sense of how the maintenance of post-liberation constraints on manumission, or the post-emancipation restraints of racism, could foster new forms of constraint and limit post-emancipation mobility. The essay concludes with an overview of the unique, and ultimately global, process of abolition. It was the ultimate exit from slavery through the destruction of the institution itself.

Stanley Engerman's „Emancipation Schemes” analyzes the different means by which modern slavery was brought to an end. He classifies the process in a number of ways: the sequence and timing of Atlantic slave trade abolitions and emancipations; the policies of gradual and immediate emancipation; and the conditions of liberation. The cases of emancipation that were both immediate and massively violent were rare – the Saint-Domingue slave revolution and the United States Civil War. Because there was a deep commitment to both individual lib-

erty and individual property rights in the West, compensation and gradual abolition (free birth, etc.) policies were designed to lessen the blow to individual fortunes and the economic disruption to societies. Engerman ends his essay with a discussion of post-emancipation economies, where long-term indentured servitude or contract sharecropping often took the place of diminished ex-slave labor.

Stephen Hodkinson's final essay moves the discussion from classical slavery to „forms of communal bondage" in Greece. Hodkinson compares the system of helotage in the ancient Spartan orbit with cases of modern unfree labor. In this case the potential similarities in unfree labor offer the author a chance of working by analogy with modern Russian serfdom and American sharecropping, rather than slavery itself. The author roams far afield for examples, including Europe, Latin America and Africa. The use of internal leaders and indirect rule in modern coerced systems becomes the analogical counterpart to Greek Helot communities and obligations. In a way Hodkinson works himself back to the methodology of Patterson. A dearth of society-specific information on coerced relationships within any given society requires a comparison that aims to illuminate a less documented form of coercion by a better documented one.

Overall this wide-ranging collection offers a stimulating illustration of the utility, challenges, and pitfalls entailed in the comparative historical approach to a major institution in world-historical perspective.

**Jochen Meissner/Ulrich Mücke/
Klaus Weber: Schwarzes Amerika.
Eine Geschichte der Sklaverei,
München: C. H. Beck Verlag, 2008,
320 S.**

Rezensiert von
Nikolaus Böttcher, Berlin

Der Handel mit Sklaven aus Afrika weitete sich im Verlauf des 15. Jahrhunderts zunehmend vom Mittelmeerraum auf den Atlantik aus. In einem Zeitraum von vier Jahrhunderten wurden nach 1492 schätzungsweise 12 Millionen Menschen über Häfen wie Elmina, Ouidah und Luan-da nach dem amerikanischen Kontinent verschleppt. Gleichzeitig mit der europäischen Expansion nach Amerika wurden die Kanarischen Inseln und die Azoren zu den wichtigsten Stütz- und Sammelpunkten des weiteren Zwangstransportes in eine fremde, „Neue Welt“. Sowohl auf den Inselgruppen des Atlantik als auch in den Hafen- und Handelsstädten Amerikas wie Bahía, Cartagena de Indias/Veracruz, Kingston oder Charleston saßen Sklavenhändler, die das Geschäft über Jahrhunderte in Form von straffen Netzwerken organisierten. Eine atlantische Geschichte. Sklaverei und Sklavenhandel sind in den letzten Jahrzehnten von der Geschichtsschreibung viel beachtet worden und vor allem in jüngster Zeit zu einem klassischen Thema globalhistorischer Untersuchungen geworden. Besonders die Atlantic History bemüht sich, den historischen Entwicklungen auf beiden Seiten des Atlantiks Rechnung zu tragen und Interpretations-

muster für eine gemeinsame Geschichte Afrikas, Europas und der Amerikas zu entwerfen. Der Atlantik wird damit als eine historische Realität kognitiver Interaktion als Folge des Aufeinandertreffens verschiedener Kulturen interpretiert. Wohl kaum ein anderes Thema eignet sich, die Ziele dieser in Deutschland noch jungen Forschungsdisziplin zu verdeutlichen wie der Sklavenhandel. Titel von neuen Studien wie „Black Atlantic“ (P. Gilroy) oder „Schwarze Karibik“ (M. Zeuske) zeigen den Versuch, die zu Millionen aus Westafrika verschleppten Sklaven nicht nur als menschliche Ware zu sehen, sondern darüber hinaus alltags- und mentalitätshistorischen Prozessen der Sklaverei gerecht zu werden. So sind neben demographischer Entwicklung und wirtschaftlicher Einflussnahme von Afrikanern auf die „Amerikas“ Fragen nach Identitätsbewahrung, Handlungsspielraum und nach kultureller Eigenentwicklung in den Mittelpunkt gerückt. Der Zwangsarbeiter wird also als historischer Akteur hinterfragt.

Es erstaunt nicht, dass sich auch das Autorentrio Meissner/Mücke/Weber der *Atlantic History* verschreibt. Wie bereits in der Vorbemerkung erwähnt wird, standen ihm mit dem Lateinamerika-Historiker Horst Pietschmann und dem Wirz-Schüler und Afrikanisten Andreas Eckert zwei Kenner der Materie beratend zur Seite. Allerdings stellt sich das Problem der Auswahl und Eingrenzung von thematischen Schwerpunkten. Über vierhundert Jahre transatlantischer Beziehungen in einer Überblicksdarstellung auf 300 Seiten zu verarbeiten, ist ein schwieriges Unterfangen. Dessen sind sich die Autoren natürlich bewusst, und sie räumen die unvermeidliche Lückenhaftigkeit ein. Umso erfreu-

licher ist es, dass die Aufgabe gelungen ist: Das Buch ist ein hervorragender, sowohl für Studenten als auch für Allgemeininteressierte bestens geeigneter Einstieg in das Thema. Dabei werden immer wieder Bezüge zur Gegenwart hergestellt und ein Gefühl für die Aktualität von Versklavung und Rassismus vermittelt. Die Autoren informieren nicht nur, sondern stellen auch die wichtigsten Forschungsdebatten vor, etwa die umstrittenen demographischen Statistiken, die berühmten (und ebenso umstrittenen) Thesen von Eric Williams (S. 78-81) oder die Antislavery Debate (S. 172-175).

Das Buch gliedert sich (sehen wir von der Einleitung und der kurzen Schlussbetrachtung ab) in acht inhaltliche Kapitel, die sich zu Beginn mit der Sklaverei als Form der Zwangsarbeit in historischer Perspektive, mit dem atlantischen Wirtschaftsraum, schließlich der Betätigung der Sklaven im verarbeitendem Gewerbe, auf den Zuckerplantagen und im Dienstleistungssektor beschäftigen. Daran schließen sich die Abschnitte über kulturelle Entwicklungen, Formen des Widerstands bis zum einzigen erfolgreichen Sklavenaufstand von 1791 in Saint-Domingue (Haiti) und die langwierige Geschichte der Sklavenbefreiung.

Das Kapitel über den Atlantik als Wirtschaftsraum ist am umfangreichsten und beschreibt sowohl die Anfänge der Plantagenwirtschaft als auch die Handelskreisläufe. Besonders gelungen sind die differenzierten und anschaulichen Abschnitte über die Ursprünge des Sklavenhandels in Afrika (S. 46-69) und die Abwicklung des Verkaufs von den Binnenmärkten an die Küste. Wie sich zeigt, ein Ineinandergreifen diffiziler und regional unterschiedlicher Prozesse. Vielleicht wurde deshalb

häufig gerade Afrika bei der Betrachtung der amerikanischen Sklaverei viel zu sehr vernachlässigt. Die Tradition der Versklavung von Kriegsgefangenen in den Sahel-Sudan sowie Äquatorial-Küstenzonen und die Zusammenarbeit der dort agierenden afrikanischen Sklavenjägern mit den europäischen *negreros* und *slave traders* waren wichtige Vorbedingungen für die Ausweitung des atlantischen Sklavenhandels.

Dass es den Sklaven aus kaufmännischem Kalkül während der Überfahrt zumindest verhältnismäßig besser ging als nach der Ankunft auf einer Plantage und die Mortalität im Verlauf der Jahrhunderte, wird im darauffolgenden Abschnitt über die berühmte „middle passage“ (S. 69-77) anschaulich dargestellt. Ebenfalls detailreich und geschickt ist die Gegenüberstellung der sich mühselig in zeitlich versetzten Phasen vollziehenden Abschaffung der Sklaverei in Europa, den USA, Lateinamerika und Afrika. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis wird besonders an den Beispielen Kuba und Brasilien deutlich, die ihre höchsten Sklavenzahlen erst nach der legalen Abschaffung verzeichneten und das System der *mixed commission courts* besonders in Havanna obsolet erscheinen ließen, während die Pflanzer im britischen Empire zur *indentured labor* zurückkehrten.

Das Buch wendet sich an ein breites Publikum und nimmt als ein notwendiges Manko in Kauf, mitunter an der Oberfläche bleiben zu müssen. So wird die Diskussion um die Rechtfertigung des Sklavenhandels im 16. Jahrhundert nur am Rande behandelt, deren Protagonisten Las Casas, Sepúlveda und später Vieira bleiben lediglich genannt (S. 176). Auch ein Hinweis auf die Bedeutung der Reconquista als Rech-

fertigung für die Versklavung der *infideles* in Spanien fehlt. Überhaupt entsteht der schiefe Eindruck, der Sklavenhandel habe im spanischen Kolonialreich zumindest bis zum Ende 18. Jahrhunderts eine geringere Rolle gespielt, nur weil Spanien keinen direkten Zugang zu den afrikanischen Märkten gehabt habe (S. 176). So wird auch die wichtige erste Phase des von portugiesischen Neuchristen jüdischen Ursprungs organisierten Sklavenhandels, der „*trata*“, nicht gekennzeichnet (Dazu liegt übrigens eine neue Monographie von Linda Newson, *From capture to sale: the Portuguese slave trade to Spanish America*, Boston 2007, vor.) Auch die zeitlich versetzte Entwicklung des Zuckerbooms in der Karibik wird nicht deutlich. Im Gegensatz zu den früh entwickelten Sugar Islands (von Barbados bis Saint-Domingue) unter den Antillen in englischem, französischem und niederländischen Besitz begann sich eine auf dem Zuckeranbau basierende Plantagenwirtschaft in Kuba erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts herauszubilden. Mit der zunehmenden Zuckerproduktion im monopolistisch organisierten Hispanoamerika steht der Schmuggel, der im Buch ebenfalls zu kurz kommt. In der Forschung ist man sich darüber einig, dass angesichts der hohen Steuern die Zahl der illegal nach den spanischen Kolonien importierten Sklaven um ungefähr zwei Drittel höher lag. Ebenso erwiesen ist, dass die illegalen Geschäfte oft mit Wissen oder mitunter sogar in Zusammenarbeit mit den Behörden ausgehandelt wurden.

Im „Kultur“ überschriebenen Kapitel hätte der Einfluss der afrikanischen Kulturen vertieft werden können, so etwa der Zusammenhang von *Santería* und Musik oder der enorme Beitrag der afrikanischen

Polyrhythmik zur amerikanischen Musik, vor allem in Brasilien, Kuba und den USA (S. 135). Einmal mehr sei aber zugestanden, dass in einem Überblick Abstriche gemacht werden müssen. Anders ist es nicht zu bewerkstelligen.

Insgesamt liegt mit dem Band eine gelungene Zusammenfassung des Themas vor. Mit großer Kenntnis und scharfem Blick für das Wesentliche ist den Autoren ein anspruchsvolles Überblickswerk entstanden. Damit liegt nach Albert Wirz' klugem Buch „Sklaverei und kapitalistisches Welt-system“ (Frankfurt a. M. 1984) ein weiterer wichtiger Beitrag vor, mit dem die deutschsprachige Geschichtswissenschaft sich aus der „Provinz des Historikers“ (Christian Meyer) begibt und ihren Platz über den nationalen Rahmen hinaus einnimmt. Traditionelle Konzepte bei der Beschäftigung mit der außereuropäischen Entwicklung wie Expansions- oder Überseegeschichte können so auch bei uns endlich überwunden und neue Perspektiven für die Geschichtswissenschaft eröffnet werden.

Sabine Haustein: Vom Mangel zum Massenkonsum. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 1945–1970 (= Campus Forschung, Bd. 910), Frankfurt a. M. : Campus Verlag 2007, 231 S.

Rezensiert von
Tanja Anette Gloom, Berlin

forschung eine Ausnahme. Dies gilt besonders dann, wenn sich das Forschungsinteresse auf die Herausarbeitung von Ähnlichkeiten und Besonderheiten der Konsumgesellschaften Europas richtet. Einen ambitionierten Vorstoß in diese Richtung hat Sabine Haustein in ihrer 2007 veröffentlichten Dissertation „Vom Mangel zum Massenkonsum“ unternommen. Darin fragt Haustein anhand des Ländervergleichs zwischen Deutschland, Frankreich und Großbritannien, inwieweit der Siegeszug der modernen Konsumgesellschaft in der Zeit von 1945 bis 1970 zu einer Angleichung der Lebensweisen in Europa führte.

Erweitert wird diese Vergleichsperspektive durch die Einbeziehung der amerikanischen Entwicklungen. Auch wenn die USA als Wegbereiter der Massenkonsumgesellschaft gilt, wird in der Studie keineswegs von einer nach Europa überschwappenden Welle der Amerikanisierung ausgegangen. Im Gegenteil: Haustein erhofft sich, den von ihr angenommenen „typisch europäischen“ Weg in den Konsum durch die Abgrenzung zu den Vereinigten Staaten noch stärker zu konturieren. (S. 8 und 197). Könnte sich aus der historisch-komparativen Analyse am Ende gar ein europäisches Entwicklungsmodell herauschälen? Haustein schließt dies nicht aus und greift damit ein Forschungsdesiderat auf, das der Sozialhistoriker Hartmut Kaelble bereits im Jahr 1997 formuliert hat.¹

Im Ergebnis ist ein allumfassendes europäisches Konsummodell zwar nicht erkennbar, einzelne Bausteine und Facetten desselben aber sehr wohl. Das ergibt sich insbesondere aus dem zweiten Teil (S. 53–196) der Arbeit. Darin werden die Konsummuster der deutschen, französischen

Nach wie vor bildet der innereuropäische Vergleich in der historischen Konsum-

und englischen Privathaushalte und ihr Wandel in der Zeit nach 1945 bis in die 1960er Jahre miteinander verglichen. Der eingehende Blick auf die gesamten Verbrauchsausgaben – auch diejenigen der USA – für Ernährung, Bekleidung, Wohnung, Transport/Kommunikation, Freizeit/Kultur sowie Gesundheit/Körperpflege bestätigt für Haustein die These unterschiedlicher Konsumtypen: „In diesem Fall spreche ich von einem europäischen und einem US-amerikanischen Verbrauchsmodell“ (S. 70). Während der Anteil der Ausgaben für Ernährung in den USA bis einschließlich 1978 schneller sank als in Europa, gaben die US-Haushalte mehr Geld für Wohnverhältnisse und Wohnkomfort sowie für die Ausstattung mit technischen Haushaltsgütern aus.

Darüber hinaus werden spezifisch europäische Gemeinsamkeiten für Deutschland, Frankreich und Großbritannien konstatiert. Dort reduzierten sich die nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst hohen Ernährungsausgaben im weiteren Zeitverlauf um ein Beträchtliches. Mehr Geld wurde dagegen ab den späten 1950er Jahren für die beiden Konsumbereiche Wohnen sowie Verkehr/Kommunikation ausgegeben. Insgesamt schlussfolgert Haustein, dass bis in die 1960er hinein eine Abschleifung von gesellschaftlichen Unterschieden im Konsum stattfand. Eine qualitätsvolle Ernährung, gute Wohnverhältnisse, Massenprodukte wie Waschmaschine, Kühlschrank, Auto, Fernseher und Inlandsurlaub avancierten laut Haustein zu „Konsumstandards in der modernen Lebensführung“. Es ist als besondere Stärke der Arbeit anzusehen, dass ungeachtet der Fokussierung auf europäische Konvergenzen die weiterhin bestehenden nationalen Konsummu-

ster nicht ausgeblendet, sondern ebenfalls benannt werden. Haustein weist beispielsweise darauf hin, dass die Privathaushalte in allen drei Ländern ihre Konsumausgaben unterschiedlich schnell veränderten. Weitere Abweichungen zeigen sich bei dem Drei-Ländervergleich hinsichtlich der gesellschaftlichen Verbreitung von langlebigen Konsumgütern wie Auto und Fernseher. Während in Frankreich der Erwerb eines Autos schon früh, seit den 1950er Jahren, schichtenübergreifend möglich wurde, blieb er in Deutschland und Großbritannien noch einen längeren Zeitraum den besser verdienenden Schichten vorbehalten. Was den Konsumbereich Wohnen anbelangt, waren gute oder schlechte Wohnbedingungen zwar im Allgemeinen immer weniger an die Herkunftsfrage geknüpft, aber beim Blick auf lokale Wohnbeispiele in den untersuchten Dörfern sowie Klein- und Mittelstädten zeigte sich eine uneinheitliche Entwicklung der Wohnbedingungen und des Wohnkomforts. Interessanterweise stehen die aufgedeckten nationalen Entwicklungspfade, Struktur- und sozialen Ungleichheiten nicht isoliert, sondern sie werden ebenfalls zu den europäischen Gemeinsamkeiten gezählt und bestätigen Hausteins eingangs formulierte Annahme einer „Einheit in der Vielfalt“.²

Ein zweiter Vergleichsstrang, der im Mittelpunkt des ersten Teils (S. 23–52) der Studie steht, beleuchtet den wirtschaftlichen und sozialen Kontext der Konsumententwicklung. In diesem verhältnismäßig kurzen Teil der Untersuchung stellt Haustein die Frage nach dem Einfluss von Arbeit, Zeit und Geld auf Konsumenthaltung und Freizeit. Analysiert werden die Zugangsbedingungen der sozialen Schichten

und der Geschlechter, um die Bedeutung des strukturellen Kontextes zu definieren. Als Einzelaspekte des wirtschaftlichen Strukturwandels im Untersuchungszeitraum werden Umfang der Wochenarbeitszeit, Überstunden und Zweitjob sowie Einführung der Fünf-Tage-Woche, Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit, Freizeitumfang sowie Einkommensentwicklung der verglichenen europäischen Länder in den Blick genommen. Die Ausgangsthese – eine Angleichung der strukturellen Felder auf europäischem Niveau – bewahrheitet sich nur teilweise. Bei der Entwicklung der Wochenarbeitszeiten zeichnete sich ein langfristiger Trend zur Verringerung in Deutschland, Frankreich und Großbritannien ab. Die Arbeitszeitlänge wurde zudem von der Kategorie Geschlecht beeinflusst: Auch wenn sich die Wochenarbeitszeiten von Frauen ähnlich verringerten wie diejenigen der Männer, hatten Frauen aufgrund der ungleichen Verteilung von Haushaltspflichten und Kinderbetreuung weniger Freizeit. Wie Haustein außerdem nachweisen konnte, ermöglichte die Frauenerwerbstätigkeit die Realisierung von Konsumwünschen und den Kauf von Massenprodukten in der Boomzeit. Bei der Einkommensentwicklung hingegen blieben über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg Unterschiede bestehen. In der Gesamtschau waren, angefangen von 1945 bis in die frühen 1960er Jahre, längere Arbeitszeiten bei gleichzeitig bescheidenen Freizeitwüchsen ein gemeinsames Kennzeichen der europäischen Gesellschaften. Erst wegen der – allerdings unterschiedlich einsetzenden – Arbeitszeitverkürzungen in den 1960er Jahren, der Einführung des zweitägigen Wochenendes und der verlängerten Jahresurlaube

kann laut Haustein von einer Angleichung auf europäischen Niveau in diesen strukturellen Feldern gesprochen werden. Eine Umwandlung von Arbeits- in Freizeitgesellschaften hat sich im Untersuchungszeitraum aber nicht abgezeichnet.

In der auf Quellenarbeit und zeitgenössischer Literatur beruhenden Studie von Haustein fällt auf, dass für alle drei europäischen Länder nicht immer vergleichbares Zahlenmaterial vorliegt, beispielsweise im Abschnitt über das Konsumverhalten der Arbeiter. Ein weiterer Kritikpunkt richtet sich darauf, dass die „Schattenseiten des Konsums“ in der Arbeit zu kurz gekommen sind. Interessant wäre es gewesen zu erfahren, inwieweit Konsumkritik und der Armutsaspekt in den drei verglichenen Ländern den Wandel zur Massenkonsumgesellschaft mitbeeinflusst haben.³

Insgesamt gesehen ist die Studie allerdings ein wichtiger Beitrag zur vergleichenden europäischen Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Der vielschichtige, auf Ähnlichkeiten abzielende Vergleich bietet einen guten Ansatzpunkt für eine weiterführende Herausarbeitung und Beschreibung eines komplexen europäischen Konsummodells.

Anmerkungen:

- 1 H. Kaelble, Europäische Besonderheiten des Massenkonsums 1950–1990, in: H. Siegrist/H. Kaelble/J. Kocka (Hrsg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1997, S. 170 f.
- 2 Vgl. auch H. Siegrist/M. Schramm, Die Regionalisierung der Konsumkultur in Europa, in: dies. (Hrsg.), Regionalisierung europäischer Konsumkulturen im 20. Jahrhundert, Leipzig 2003, S. 9–33.
- 3 Zu Hindernissen für die Entwicklung des Massenkonsums siehe H.-G. Haupt, Konsum und Handel. Europa im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2003, S. 131–137.

Mariana Hausleitner / Harald Roth (Hrsg.): Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas [IKGS] an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Wissenschaftliche Reihe „Geschichte und Zeitgeschichte“, Bd. 107), München: IKGS Verlag, 20072, 360 S.

Rezensiert von
Andreas Schulz, Berlin

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis eines Workshops und einer Tagung, die gemeinsam vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Siebenbürgen-Institut in Gundelsheim/N. veranstaltet wurden.

Thema beider Veranstaltungen war die „Wahrnehmung von Faschismus und Nationalsozialismus in Rumänien, Ungarn und der Slowakei“. Es wurden vorrangig Dissertationsprojekte vorgestellt und diskutiert. Die Vorträge wurden für die Veröffentlichung überarbeitet; zusätzlich wurden in den Sammelband noch einige Arbeiten zu Südosteuropa aufgenommen. Der Vorbemerkung der Herausgeber zufolge präsentiert Daniel Ursprung mit seinem Artikel „Faschismus in Ostmitteleuropa- und Südosteuropa: Theorien, Ansätze, Fragestellung“ „neben grundlegenden theoretischen und methodischen Fragen [...] die inhaltliche Klammer [...]“

für die Beiträge des Sammelbandes. Bei einer Zahl von insgesamt dreizehn Artikeln, die zu unterschiedlichen Aspekten des recht weit gefassten Titelthemas Stellung beziehen, ist der Verzicht auf eine Zusammenfassung der Ausgangsfragen und der verschiedenen methodischen Herangehensweisen sowie einen Vergleich der Forschungsergebnisse zu bedauern. Die entsprechenden Ausführungen in Ursprungs Beitrag sind zwar nicht misslungen, sondern durchaus anregend, wirken aber insgesamt nicht tiefgehend genug. Ursprung beschränkt sich in erster Linie auf eine Diskussion der gängigen Faschismustheorien von Griffin bis Payne und einen eigenen Definitionsversuch. Dabei betont er, dass die faschistischen Bewegungen Südosteuropas in der einschlägigen Literatur bisher weitestgehend vernachlässigt und für die Theoriebildung nicht berücksichtigt wurden.

Trotz dieses Mankos gibt der Band insgesamt einen interessanten Einblick in aktuelle Forschungsprojekte zur Beziehung der hier vorrangig betrachteten deutschen Minderheiten in Jugoslawien, Rumänien, Slowakei und Ungarn zu Nationalsozialismus und Faschismus. Nur wenige Beiträge lassen zu wünschen übrig. Gleich der zweite Beitrag von Bernhard Böttcher, „Kontinuität des Ersten Weltkriegs im Frieden? Kriegerdenkmäler und Heldenkult bei den Siebenbürger Sachsen nach 1918“, lässt nur bei sehr viel gutem Willen einen inhaltlichen Bezug zum Titel des Sammelbandes erkennen, obwohl er an sich als solide und interessant anzuerkennen ist. Leider trifft diese Kritik noch stärker auf den Beitrag von Olga Schroeder-Neru zu. Unter der Überschrift „Der Einsatz der Deutschen aus Bessarabien beim Aufstand von

Tatarbunar 1924“ wird die Niederschlagung eines bolschewistisch geprägten Aufstandes in Bessarabien ereignisgeschichtlich erzählt. Bemerkenswert ist hier, dass der Zusammenhang zum Hauptthema des Sammelbandes nicht einmal ansatzweise hergestellt wird. Die Worte „Nationalsozialismus“ und „Faschismus“ kommen in Schroeder-Nerus Artikel nicht vor. Erst am Ende ihres Beitrags erfährt der Leser in wenigen Sätzen, dass viele in Bessarabien lebende Deutsche 1937 der rumänischen antisemitischen „National-Christlichen Partei“ ihre Stimmen gaben. Spätestens hier stellt sich die Frage, was die beiden Beiträge mit dem Titel des Sammelbandes gemein haben und ob die Herausgeber nicht besser beraten gewesen wären, einen anderen Titel für ihre Publikation zu wählen.

Nach diesem nur schwer zu verdauendem zweiten Beitrag ist der Tiefpunkt auch schon erreicht. Franz Sz. Horvath gelingt es mit seinem Blick auf „Die Einstellung der ungarischen Minderheit in Rumänien zu Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1940“, den Leser wieder zu versöhnen. Horvath liefert eine gelungene Übersicht zur politischen Situation der ungarischstämmigen Bürger Rumäniens in der Zwischenkriegszeit. Er schlussfolgert aufgrund der Analyse von einschlägigen Zeitungen verschiedener politischer Gruppierungen dieser Bevölkerungsgruppe, dass sich die innerhalb der ungarischen Minderheit zunächst vorherrschende positive oder neutrale Haltung gegenüber dem rumänischen Staat erst durch dessen harsche Minderheitenpolitik und später durch Ungarns außenpolitische Erfolge langsam geändert habe. Erst in den dreißiger Jahren habe sich die Einstellung der

Ungarn gegenüber dem rumänischen Staat ins Negative gewandelt. Die Haltung zum Faschismus und Nationalsozialismus habe bei den verschiedenen politischen Strömungen von klarer Ablehnung, die anfangs vorherrschte, bis zur Befürwortung gereicht. Horvath kommt abschließend zu dem Ergebnis, dass es eine „dominierende ideologische Strömung“ unter der ungarischstämmigen Bevölkerung Rumäniens nicht gegeben habe und sich auch nach 1938 nur wenige der in Rumänien lebenden Ungarn vom Nationalsozialismus begeistern ließen. Mit ähnlichen Quellen wie Horvath arbeitet Claudia Schlarb, um die konfessionsspezifische Wahrnehmung des Nationalsozialismus in kirchlichen Publikationen der deutschen Minderheit in Rumänien in den 1930er Jahren“ zu untersuchen. Sie benutzt zeitgenössische katholische Zeitschriften und evangelische Publikationen der deutschstämmigen Rumänen, um anhand der Themenkreise „Ereignisse in Deutschland“ und „Gesehnisse in Rumänien“ den Einfluss der NS-Ideologie auf diese Minderheit zu untersuchen. Geleitet wird sie dabei von der Frage, ob es eine „konfessionsspezifische Wahrnehmung von Nationalsozialismus als politischer Bewegung und Weltanschauung“ gab. Sie kommt dabei zu differenzierenden Aussagen, die ihre Frage letztlich bejahen.

Anhand einer Untersuchung der Finanzierung und Werbung für den Bau dreier Schwimmbäder durch die deutsche Minderheit in Siebenbürgen zeigt Thomas Şindilariu, wie einzelne Gruppen der Siebenbürger Sachsen Versatzstücke des nationalsozialistisch geprägten Sportverständnisses aus Deutschland übernahmen, um sie für die Durchsetzung ihre eigenen

Bedürfnisse fruchtbar zu machen. In seinem Beitrag „Sportpolitische Impulse aus dem ‚Dritten Reich‘ und der Strandbau in Siebenbürgen 1936–1939“ betrachtet Şindilariu die Städte Hermannstadt, Mediasch und Kronstadt/Bartholomä. Er zeigt mit seinem mikrogeschichtlichen Ansatz, wie aus NS-Deutschland stammende Anstöße im Sportbereich zur schleichenden Distanzierung Siebenbürger Sachsen von der rumänischen Mehrheitsbevölkerung beitrugen.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle dreizehn Beiträge eingehender zu betrachten, aber sie seien zumindest genannt: Daniel Bethkes Beitrag zur Nazifizierung der „Volksdeutschen“ in Slawonien und auch Zoran Janjetovićs Artikel „Die Donauschwaben in der Vojvodina und der Nationalsozialismus“ sind der deutschstämmigen Minderheit Jugoslawiens gewidmet. Beide Autoren zeigen die hinter dem Prozess der Vereinnahmung durch NS-Deutschland stehende Strategien und deren ausführende Agenten auf. Etwas aus dem Rahmen des vorgegebenen Themas „Minderheiten“ fällt der Artikel Norbert Spannenbergers und József Vonyós, da im ersten Teil der ideologische Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf die politische Landschaft Ungarns selbst analysiert wird und danach dasselbe Problem in Bezug auf die deutsche Minderheit des ungarischen Staates untersucht wird. Christof Morrissey steuert einen Beitrag über das Institut für Heimatforschung in der Slowakei bei. Der

Leser erfährt hier, dass diese Einrichtung vor allem ein Projekt der Volksdeutschen Mittelstelle und des Sicherheitsdienstes der SS war. Morrissey zeigt, dass in dieser Stätte Angehörige der deutschen Minderheit allenfalls eine sekundäre Rolle spielten, was dessen Forschungsprofil und -ausrichtung betraf.

Es folgt Meinolf Arens und Daniel Beins Artikel über die moldauischen Ungarn (Tschangos) und ihre Bedeutung für die Beziehungen zwischen Deutschland, Rumänien und Ungarn. Arens und Bein holen dabei weit aus und gehen bis ins Mittelalter zurück, um die Geschichte dieser wenig bekannten ethnische Gruppe zu erzählen. Ivo Goldsteins Beitrag befasst sich mit der Vernichtung der Juden im kroatischen Ustaša-Staat. Abgeschlossen wird das Buch mit Pierre de Trégomains Diskursanalyse zum Umgang der Evangelischen Kirche Rumäniens mit ihrem nationalsozialistischen Erbe. Trégomain vermag schlüssig darzustellen, wie kirchliche Würdenträger in der Nachkriegszeit braune Flecken in der Geschichte ihrer Institution zumeist zu beschweigen suchten oder nur in abstrakter Form diskursiv andeuteten.

Von den angeführten Monita abgesehen, hinterlässt der Sammelband insgesamt einen zufriedenstellenden Eindruck beim Leser. Jedoch warten einige Beiträge, jenseits der Aufarbeitung von Forschungslücken, mit nur wenig überraschenden Fragen, Thesen und Erkenntnissen auf.

Autorinnen und Autoren

Nikolaus Böttcher

PD Dr., Freie Universität Berlin
Email: nboett@zedat.fu-berlin.de

Claudia Bruns

Prof. Dr., Juniorprofessur für Wissensgeschichte und Genderstudies,
Humboldt-Universität zu Berlin
Email: claudia.bruns@culture.hu-berlin.de

Seymour Drescher

Prof. Dr., University of Pittsburgh
Email: syd@pitt.edu

Tanja Anette Glootz

Dr., Zweiwochendienst-Verlags GmbH Berlin
Email: tglootz@aol.de

Kerstin S. Jobst

PD Dr., Dozentin an der Führungsakademie der Bundeswehr, Gastprofessur
an der Universität Salzburg

Thoralf Klein

PD Dr., Privatdozent für Neuere und Ostasiatische Geschichte am Historischen
Seminar der Universität Erfurt

Mandy Kretzschmar

M. A., Leipzig
Email: mandy_kretzschma@hotmail.com

Brigitta Kuster

Berlin / Zürich, Künstlerin, Filmmacherin und Autorin

Isabella Löhr

Dr., Universität Heidelberg
Email: isabella.loehr@zegk.uni-heidelberg.de

Jeffrey M. Pilcher

Prof. Dr., University of Minnesota

Email: pilcherj@umn.edu

Andreas Schulz

M. A. Humboldt-Universität zu Berlin

Email: a.schulz@geschichte.hu-berlin.de

Frank Schumacher

Prof. Dr., Professor für die internationale Geschichte der USA am
Department of History der University of Western Ontario/Kanada.

Email: fschuma@uwo.ca

Stefan Troebst

Prof. Dr., GWZO Leipzig

Email: troebst@uni-leipzig.de

Dirk van Laak

Prof. Dr., Justus-Liebig-Universität Gießen

Email: Dirk.van.Laak@uni-giessen.de

Revue de Synthèse

TRIMESTRIEL - N° 1/2010 - 24 €



L'INTÉRIORITÉ MENTALE ET LA QUESTION DU LIEU DE LA PENSÉE

Pascale Gillot, Janette Friedrich, Christiane Chauviré, David Romand, Louis Quéré

VARIA

Jérôme Lamy et Arnaud Saint-Martin
La frontière comme enjeu. Les *Annales* et la sociologie

COMPTES RENDUS

Examens de conscience

VIE SCIENTIFIQUE

Jochen Hoock
Premières journées de synthèse : Histoire et causalité

Direction et rédaction
Fondation « Pour la Science »
Centre international de synthèse
45, rue d'Ulm,
F-75005 Paris
Tél. : +33(0)1 44 32 26 55
Fax : +33(0)1 44 32 26 56
revuedesyntese@ens.fr

Publication et diffusion
Springer-Verlag France
NPAI - Service abonnements
26, rue Kléber
F-93100 Montreuil cedex
Tél. : +33 (0)1 43 62 66 66
Fax : +33 (0)1 43 62 84 29
springer.abo@npai.fr

www.revue-de-synthese.eu
www.springer.com/11873/

Available
online
springerlink.com

 Springer

FONDATION POUR LA
SCIENCE